image
not
available

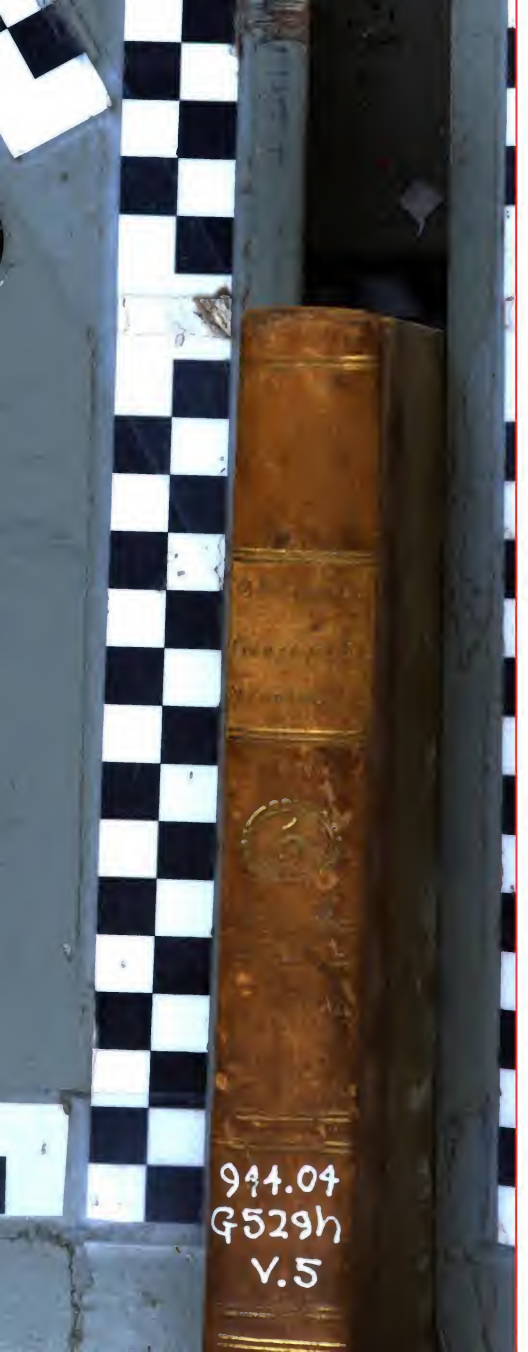
944.04
G529h
V.5
Digitized by Google

944.04
G529h
V.5

Digitized by Google

944.04
G529h
V.5
Digitized by Google

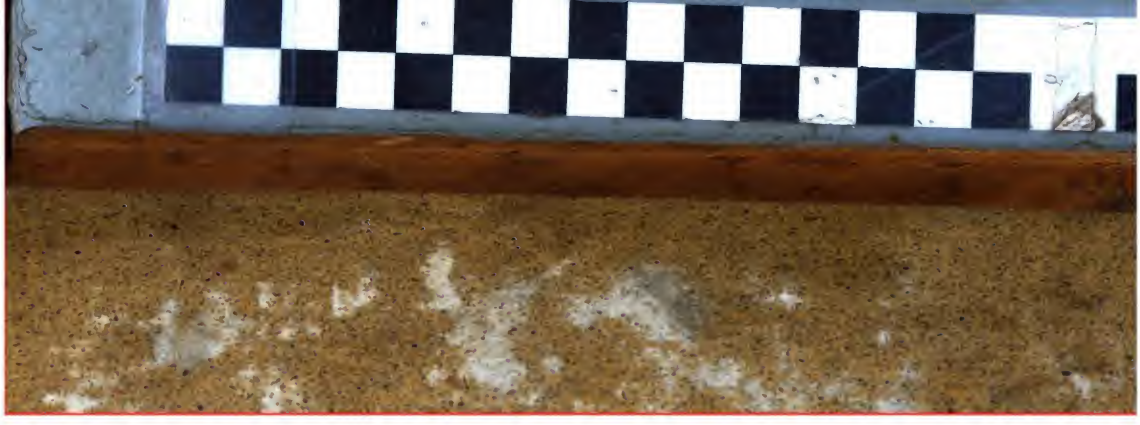
Digitized by Google


944.04
G529h
V.5
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS

La Comtesse de Merveldt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

über die

französische Revolution

von

Christoph Girtanner

der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London, so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede; u. s. w.

Fünfter Band.

Mit einer Karte von Frankreich nach der neuen Eintheilung in 83 Abtheilungen.

Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern, sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geschehen; bessern ist mißlich und gefährlich. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern daß es nur Anders werde. Wenn es denn ärger wird, so will er abermal ein anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vor Zeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herrn leiden, kriegten sie den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß.

D. Martin Luther.

Zweite, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

Bei Johann Friedrich Unger

Digitized by Google

944.04
G529h
v.5

Digitized by Google

Dreizehntes Buch.

Geschichte der Französischen Staatsveränderung von den ersten Beschwerden des Deutschen Reiches bis zu der Flucht des Königs.

Politische Betrachtungen über die Regierungsformen. Anwendungen derselben auf die Französische Revolution und auf die politische Lage Frankreichs. Beurtheilung des Betragens der Nationalversammlung. Was die Deutschen Reichsfürsten durch die Beschlüsse der Nationalversammlung eigentlich verlohren. Beschwerden der Deutschen Reichsfürsten bei dem Könige von Frankreich; nachher bei dem gesammten Reiche, und bei dem Kaiser Leopold. Leopolds Brief an den König der Franzosen. Brief des Ministers Montmorin. Mirabeaus Vortrag in der Versammlung. Brief des Hrn. de Montmorin. Nachrichten den Kardinal de Bernis betreffend. Französische Gesandte. Antwort des Königs von Frankreich an den Kaiser Leopold. Kommissions-Dekret an die Reichsversammlung zu Regensburg. Die Angelegenheit des Elsasses wird zur Reichssache gemacht. Propositions-Punkte von Kur-Mainz. Merkwürdige Kur-Braunschweigische Ministerial-Note. Der Marschall de Broglio. Debatten über die Regentschaft; über die Pflichten des Königs; über die Minister; über die Kolonien. Begebenheiten auf der Insel St. Domingue. Ermordung des tapfern und rechtschaffenen Generals de Mauduit. Ermordung des Generals de Macnemara, auf der Insel Isle de France. Mirabeaus Krankheit und Tod. Allgemeine Trauer über diesen Tod. Betragen der Nationalversammlung. Mirabeaus

870432

Digitized by Google

feierliches Leichenbegängniß. Mirabeaus Leben und Karakter. Desmoulins Urtheil über ihn. Malouets Urtheil. Kardinal Rohan. Berathschlagungen wegen Avignon. Bürgerkrieg in der Grafschaft Avignon. Die Geistlichen weigern sich den Bürgereid zu leisten. Der Bischof von Paris hält eine Rede in dem Jakobinerklub. Brief des Papstes an den Kardinal de Brienne. Antwort des Kardinals. Ausgelassenheit des Pariser Pöbels. Brief des Hrn. Delessart. Verordnung der Aufseher der Abtheilung von Paris. Klubs. Falsche Gerüchte. Erster Aufruhr der Bürgermiliz. Gährung zu Paris. Beschluß des Klubs der Baarfüßer. Schmähschrift gegen den König. Der König, nebst seiner Familie, wird bedroht, beschimpft, und in Verhaft genommen. Der König in der Nationalversammlung. Seine Rede. Des Presidenten Chabroud Antwort. Zuschrift der Aufseher der Abtheilungen von Paris an den König. Proklamation derselben an die Pariser. Der König unterwirft sich. Zweite Proklamation. Zuschrift der brüderlichen Gesellschaft an die Pariser. Des Königs Vertheidigung. La Fayette legt seine Stelle nieder. La Fayettes Rede auf dem Rathhause. La Fayette nimmt seine niedergelegte Stelle wiederum an. Brief des Ministers Delessart. Brief des Ministers de Montmorin. Debatten darüber in der Nationalversammlung. Der Pöbel wird gegen La Fayetten aufgewiegelt. Injurienprozeß des Bierbrauers Santerre gegen La Fayette. Mademoiselle Theroigne de Mericourt. Die Inschrift an der Bildsäule Heinrichs des Vierten wird weggenommen. Die Theatinerkirche wird bestürmt. Der Abbe Fauchet wird zum Bischofe gewählt. Breve des Papstes Pius des Sechsten. Zweites Päpstliches Breve. Der Pabst wird im Bildnisse verbrannt. Karrikatur. Diplomatische Streitigkeiten mit dem Papste. Vortrag des Bischofs von Autun über die Toleranz, und Debatten darüber. Aufhebung der Mauthhäuser. Schreiben des Amerikanischen Gesandten zu Paris. Zuschrift des Pensylvanischen Volkes an die Nationalversammlung. Depeschen des Spanischen Hofes. Der Seeminister legt seine Stelle nieder. Hrn. Freteaus Vortrag in der Versammlung. Beschluß gegen den Prinzen von Conde. Zustand der Armee. Aufruhr des Regimentes Beauvoisis. Der General Kellermann. Die Soldaten erhalten von der Nationalversammlung Erlaubniß,

den Sitzungen der Jakobinerklubs beiwohnen zu dürfen. Revers, welcher von allen Offizieren der Armee unterschrieben werden soll. Zustand der Provinzen. Auflauf zu Douay. Zustand der Stadt Paris. Anzahl der thätigen Bürger zu Paris. Bittschrift der Bürger von Paris. Betrachtungen.

Statuo esse optime constitutam rem publicam, quae ex tribus generibus illis, regali, optimo et populari, modice confusa.

CICERO.

Die Rechte der Oberherrschaft sind dreierlei: die gesetzgebende Gewalt, die richtende Gewalt, und die vollziehende Gewalt.

Sind zugleich die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt in den Händen eines Einzigen: so ist dieses der Asiatische Despotismus.

Ist die vollziehende Gewalt in den Händen eines Einzigen, und die gesetzgebende Gewalt in den Händen einer gewissen Anzahl von Familien: so ist dieses die aristokratische Monarchie, wie vormals in Pohlen.

Befindet sich die vollziehende Gewalt in den Händen eines Einzigen, und die gesetzgebende Gewalt in den Händen des Volkes: so ist dieses die demokratische Monarchie, wie sie vormals in Schweden war, und beinahe noch in England vorhanden ist.

Befindet sich zugleich die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt in den Händen einer gewissen Anzahl von Familien: so ist dieses die despotische Aristokratie, das Patriziat, wie zu Venedig und zu Nürnberg.

Digitized by Google

Ist die vollziehende Gewalt in den Händen einer gewissen Anzahl von Familien, und die gesetzgebende Gewalt in den Händen des Volkes: so wird dieses die demokratische Aristokratie genannt, wie sie, eine Zeit lang, zu Rom vorhanden war.

Ist endlich zugleich die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt in den Händen des Volkes: so nennt man dieses eine reine Demokratie.

Die neueren politischen Schriftsteller sind, beinahe alle, darin irrig, daß sie eine despotische oder absolute Regierung, mit einer tyrannischen Regierung für einerlei halten. Sie verbinden mit dem Worte Despotismus allemal den Nebenbegriff von Tyrannei. Dieses ist ein großer Irrthum. Preußen hat, z. B. eine absolute Regierungsform; alle Gewalt ist in den Händen eines Einzigen: aber schwerlich giebt es eine Regierungsform, welche weniger tyrannisch wäre, als die Preußische. Eine Regierung ist gewiß nicht tyrannisch, wenn sich die Staaten, über welche sie herrscht, aus einem unansehnlichen und verächtlichen Zustande, allmählig bis zu dem höchsten Gipfel des politischen Ansehens erheben! Eine Regierung ist gewiß nicht tyrannisch, wenn sich die Bevölkerung sowohl, als die Staatseinkünfte der Nation, über welche sie herrscht, in Zeit von vierzig Jahren verdreifacht haben; wenn ihr Alles, was sie nur unternommen hat, gelungen ist; wenn sie in der Kriegskunst, und in den Künsten des Friedens, zu gleicher Zeit, gleich groß gewesen ist! Der tyrannische Despotismus haut (wie Montesquieu sich ausdrückt) gleich dem Amerikanischen Wilden, den Baum, dessen Frucht er genießen will, bei der Wurzel um. Ganz anders han-

delte Friederich. Gleich einem sorgfältigen Gärtner, begoß Er den Baum, pflegte desselben, hieb die unnützen Aeste ab, und impfte auf denselben neue Früchte ein. So ist eine despotische, oder eine absolute Regierung von einer tyrannischen Regierung verschieden!

Die politische Freiheit besteht: theoretisch, in dem Rechte, und in der Fähigkeit eines jeden Bürgers des Staates, an der Regierung seines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen zu können. Praktisch besteht dieselbe in dem Gefühle der Sicherheit, und in der daraus entstehenden Ruhe des Geistes. Damit der Staatsbürger diese praktische Freiheit genieße, muß die Regierung so beschaffen seyn, daß kein Bürger des Staates den andern fürchten dürfe.

Sind die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt in Einer Person, oder in einer bestimmten Anzahl von Personen (in einer Versammlung, wie dieselbe auch heißen mag) vereinigt: so findet keine Freiheit statt; denn es ist allemal zu befürchten, daß der Alleinherrscher, oder die Vielherrscher, welche beide Arten von Gewalt vereinigt in den Händen haben, tyrannische Gesetze geben, und dieselben tyrannisch vollziehen werden.

Auch muß die richtende Gewalt von der gesetzgebenden sowohl, als von der vollziehenden Gewalt, getrennt seyn: sonst findet keine Freiheit statt. Wäre die richtende Gewalt mit der gesetzgebenden verbunden: so würde der Richter zugleich Gesetzgeber, folglich die Regierungsform despotisch seyn. Wäre hingegen die richtende Gewalt mit der vollziehenden verbunden: so würde der Richter zugleich die Macht zu unterdrücken

haben. Und dieses ist eine gefährliche Macht, selbst in den Händen des besten Fürsten, wie aus dem Verfahren Friederichs in der Müller-Arnoldischen Sache erhellt: in welcher Er, was Er sonst niemals that, die richtende Gewalt mit der vollziehenden in seiner Person vereinigte.

Gesetzt es entstünde ein neues Volk, welches sich selbst eine Konstitution geben, und sich einen König wählen wollte: so müßte ein solches Volk dem Könige die vollziehende Gewalt ganz und ohne Einschränkung übertragen. Aber die richtende Gewalt sowohl, als auch die gesetzgebende Gewalt, darf es niemals vergeben, wenn es frei bleiben will.

Die gesetzgebende Gewalt muß das Volk, durch sich selbst, oder durch seine Stellvertreter, ausüben. Und was die richtende Gewalt betrift: so muß jeder Staatsbürger von Leuten seines Standes, von seines Gleichen, von Geschwornen (Juries) und zwar von solchen, gegen die er nichts einzuwenden hat, gerichtet werden.

Auf diese Weise wird die richtende Gewalt, diese schreckliche Gewalt (indem dieselbe weder an einen gewissen Stand, noch an eine gewisse Klasse von Menschen gebunden ist, sondern, ohne Unterschied, von Allen ausgeübt wird) unsichtbar und null. Der Staatsbürger hat nicht beständig seinen Richter vor Augen: und er fürchtet daher bloß allein das Richteramt, und nicht die Richter.

Ein Richter darf das Gesetz nicht erklären, er darf die Strafe des Verbrechens nicht bestimmen. Er muß sich wörtlich an das Gesetz halten, und ihm liegt bloß allein ob, zu bestimmen: ob der Angeklagte

Digitized by Google

schuldig sey, oder nicht schuldig. Ja, oder Nein: weiter darf sein Urtheil nicht gehen.

Unter dieser dreifachen Gewalt, in welche die Oberherrschaft sich theilt, ist eine Art von Gewalt, ihrer Natur nach, jederzeit herrschsüchtig; sie strebt jederzeit nach Unabhängigkeit. Diese ist die gesetzgebende Gewalt. Sie allein ist zu fürchten; sie allein kann despotisch; sie allein kann der Freiheit gefährlich werden. Sogar die vollziehende Gewalt kann niemals in den Despotismus ausarten, ohne Eingriffe in die gesetzgebende Gewalt zu thun.

Die gesetzgebende Gewalt muß demzufolge von der vollziehenden Gewalt sorgfältig abgesondert werden.

Die gesetzgebende Gewalt muß noch sorgfältiger eingeschränkt werden als die vollziehende Gewalt, weil sie die gefährlichste von allen ist.

Nun giebt es aber kein anderes Mittel, um die gesetzgebende Gewalt einzuschränken, als dieselbe zu theilen. Daher die vortrefliche Einrichtung eines Oberhauses und Unterhauses, ohne welche, oder eine ähnliche Einrichtung, ein großer Staat nicht frei bleiben kann. Ist die gesetzgebende Gewalt nicht getheilt; besteht dieselbe, wie in Frankreich, nur aus Einem Hause, aus Einem Korps, aus Einer Versammlung: so sind alle Gesetze, welche sie machen möchte, um sich selbst einzuschränken, in Rücksicht auf sie, bloße Resolutionen, die sie alle Augenblicke wiederum aufheben kann, und durch welche sie folglich gar nicht gebunden ist. Da die Grundlage der Schranken, welche sie, in einem solchen Falle, zu errichten sucht, in ihr selbst liegt; so haben diese Schranken gar keine Grundlage, und folglich sind dieselben gar nicht vorhanden. Die

gesetzgebende Gewalt findet, wenn sie nicht getheilt ist, es eben so schwer sich selbst einzuschränken, als es Archimedes fand die Erde zu bewegen: beides verhindert der Mangel eines festen Standpunktes. a)

Die Errichtung eines Oberhauses hat noch außerdem den großen Vortheil, daß dieses Oberhaus zugleich ein Gerichtshof für Staatsverbrecher wird. Ist die gesetzgebende Gewalt ungetheilt: so hat der Verbrecher seinen Ankläger auch zugleich zum Richter. Denn Wer ist beleidigt? — Das Volk. — Wer sind die Ankläger? — Die Stellvertreter des Volks. — Wer sind die Richter? — Ein Gerichtshof, welcher von dem gesetzgebenden Körper, von der Nationalversammlung, und demzufolge von dem Ankläger abhängt; ein Gerichtshof, welcher, durch das Ansehen eines so großen Anklägers, leicht hingerissen werden kann. In einem solchen Staate ist der Staatsbürger weder frei noch sicher. b)

Die gesetzgebende Gewalt vermag nichts ohne die vollziehende Gewalt. Was helfen die vortreflichsten Gesetze, wenn dieselben nicht vollzogen werden? Es sind schöne theoretische Grundsätze, deren praktische Ausführung unmöglich scheint!

Wo also die vollziehende Gewalt vernichtet ist, da herrscht Gesetzlosigkeit und Anarchie. Nun war aber in Frankreich, vermöge der ersten Konstitution, die vollziehende Gewalt vernichtet; denn die Hände, in welchen dieselbe ruhte, waren gebunden: folglich be-

---

a) *Montesquieu* de l'esprit des loix.

b) *Montesquieu* esprit des loix. Liv. 11. Ch. 6.

Digitized by Google

fand sich Frankreich in dem Zustande der völligsten Auflösung und Anarchie. Eine Zeitlang hatte die Anarchie aufgehört; nehmlich so lange die Nationalversammlung despotisch herrschte, und die vollziehende Gewalt mit der gesetzgebenden Gewalt in sich selbst vereinigte. Damals regierten Zwölf Hundert Despoten statt Einem; und folglich war Frankreich nicht frei: denn in einem Lande, in welchem die gesetzgebende Gewalt mit der vollziehenden Gewalt vereinigt bleibt, kann unmöglich Freiheit statt finden, wie oben schon bewiesen worden ist.

Vor der Revolution war, in Frankreich, die dreifache Gewalt (die vollziehende, die gesetzgebende und die richtende) in den Händen des Königs vereinigt. Der Staat gieng seinem Untergange zu; die Finanzen waren erschöpft; alle Mißbräuche waren auf den höchsten Grad gestiegen; das Volk trug, so viel dasselbe nur immer tragen konnte; an neue Auflagen war nicht zu denken: und dennoch mußte der Staat von seiner ungeheuren Schuldenlast befreit werden. Ein Despot, wie Ludwig der Funfzehnte, hätte sich vielleicht durch einen Bankerott zu retten gesucht: aber der gerechte, der gütige Ludwig der Sechszehnte, zog ein gelinderes, ein rechtmäßigeres Mittel vor. Er versammelte die Stellvertreter seines Volks um sich her; Er übergab denselben (wie das der Monarch, welcher die Stände seines Reichs versammelt, allemal thut, und thun muß) die gesetzgebende Gewalt, und behielt nur die vollziehende Gewalt, welche er nicht vergeben konnte. Statt daß Er vorher allein Oberherr war, weil er alle Rechte der Oberherrschaft in sich vereinigte, war nunmehr die Oberherrschaft zwischen ihm und den

Digitized by Google

Stellvertretern der Nation getheilt; das heißt: Er, mit der Nation, zusammengenommen, war im Besitze der Oberherrschaft. Es ist daher ein durchaus falscher Grundsatz, wenn die patriotischen Schriftsteller in Frankreich behaupten: die Nation allein sey der Oberherr. So lange ein König vorhanden ist, welcher die vollziehende Gewalt in den Händen hat; so lange macht auch dieser König einen Theil des Oberherrn aus: denn er ist der Stellvertreter der vollziehenden Gewalt, so wie die Mitglieder der Nationalversammlung die Stellvertreter der gesetzgebenden Gewalt sind. Das Ansehen des Königs allein war demzufolge so groß, als das Ansehen aller Mitglieder der Versammlung zusammengenommen. Ja es war noch größer. Denn der König hatte noch, außer der vollziehenden Gewalt, auch einen Theil der gesetzgebenden Gewalt in den Händen. Mirabeau, und andere vorzügliche Sprecher der konstituirenden Nationalversammlung, haben jederzeit ausdrücklich behauptet: die Nationalversammlung sey zwar der gesetzgebende Körper: aber in der Versammlung beruhe nicht die gesetzgebende Gewalt; sondern diese sey zwischen der Versammlung und dem Könige getheilt; und aus diesem Grunde habe der König die aufschiebende Genehmigung erhalten a). Der König konnte aber von diesem seinem gesetzmäßigen Ansehen keinen Gebrauch machen, er konnte sich nicht einmal in den Besitz desselben setzen, weil die Jakobiner die Regierung gewaltsam an sich gerissen hatten.

---

a) Man sehe in dem dritten Bande S. 356.

Als der König von Frankreich sein Volk versammelte, da sprach er stillschweigend zu seinen Unterthanen: »Ich, als die vollziehende Gewalt, verlange von »Euch, als von der gesetzgebenden Gewalt (wofür ich »Euch hiemit feierlich anerkenne) eine Revision aller »Grundgesetze meines Reiches: denn ich sehe wohl ein, »daß dieselben, so wie sie jetzo sind, für unsere Zeiten »nicht mehr passen. Beschäftigt Euch hiemit. Sorgt »vorzüglich für die Wiederherstellung der Finanzen. »Ich werde den, von Euch gefaßten, Beschlüssen die «Kraft der Gesetze geben, ich werde dieselben geneh»migen; das heißt: ich werde versprechen, die mir zu»kommende vollziehende Gewalt, zu Aufrechthaltung »derselben anzuwenden. Dabei aber behalte ich mir »vor, alle Beschlüsse, welche die Sicherheit, oder das »Eigenthum meiner Unterthanen, oder auch meine »eigene Sicherheit und Eigenthum angreifen sollten, »nicht genehmigen zu dürfen, so wie ich auch fest ent»schlossen bin, diejenigen Beschlüsse nicht zu genehmi»gen, welche Eingriffe in die vollziehende Gewalt seyn »möchten.« a)

So sprach der König, oder wenigstens handelte er, als ob er so gesprochen hätte. Zu dieser Zeit war die Französische Nation wirklich frei: denn die dreifache Gewalt der Oberherrschaft war gehörig vertheilt. Nunmehr versammelte sich die Nation, und wählte sich Stellvertreter, Abgesandte zu dem Reichstage. Diesen gab sie schriftliche Aufträge, über alle Gegenstände, welche ihren Berathschlagungen zum Vorwurfe dienen sollten. Die Abgesandten bezahlte die Na-

a) Man sehe in dem zweiten Bande S. 356.

tion, noch außerdem, für ihre Mühe; sie erhielten Diäten. Die Mitglieder der ersten Nationalversammlung waren, demzufolge, bezahlte Kommissionairs, denen aufgetragen wurde, die Befehle ihrer Kommittenten pünktlich zu erfüllen, und denselben von dieser Erfüllung Rechenschaft abzulegen. Auch hatten die Kommittenten das Recht, wenn sie es für gut fanden, den abgesandten Kommissionair zurück zu rufen, und einen andern an dessen Stelle zu senden. In den Augen des Königs waren die Mitglieder der Nationalversammlung zwar Stellvertreter der Nation; aber in den Augen der Nation waren sie bloße Kommissionairs; weiter nichts als das Organ, durch welches die Nation mit dem Könige sprach. Dieß erkannten auch die Mitglieder der Versammlung anfänglich sehr gut. Sie nannten sich Abgesandte, Deputirte (Députés). Sie gestanden, daß sie bloß allein Ueberbringer der ihnen gegebenen Aufträge wären (mandataires) a), und daß sie keine Vollmacht hätten eigenmächtig zu handeln. Sie waren, in Rücksicht auf die Nation, das, was die Minister in Rücksicht auf den König. Einige Mitglieder der Versammlung, Mounier, Mirabeau, Lally, und Andere, schrieben Briefe, an Diejenigen, von denen sie gewählt worden waren: und in diesen Briefen nannten sie dieselben ihre Kommittenten; folglich sich selbst Kommissionairs. Was einzelne Mitglieder thaten, das that endlich auch die Versammlung. Als sie, im September 1789, für nöthig hielt, einen Brief an die Nation zu schreiben, um derselben die Ursachen anzuzeigen, durch welche sie

a) *Mounier* exposé p. 2.

bewogen worden wäre, die patriotische Steuer (welche den vierten Theil aller Einkünfte ausmachte) auszuschreiben, da gab sie diesem Briefe den Titel: Adresse der Nationalversammlung an ihre Kommittenten a). Demzufolge erkannten sich die Mitglieder der Versammlung, im September 1789, noch für Kommissionairs.

Aber bald nachher, im Oktober 1789, nachdem die königliche Familie war gefangen genommen und nach Paris geführt worden, woselbst sie bewacht wurde, da sprach die Versammlung aus einem andern Tone. Schon am siebenden September sagte der Abbe Sieyes, als von der königlichen Genehmigung die Rede war: »Die Versammlung muß immerwährend (permanente) bleiben. Die Wahlen müssen, »zum Theil, jährlich wiederholt werden, so daß immer ein dritter Theil der Nationalversammlung aus »solchen Mitgliedern besteht, die schon eine zweijährige Erfahrung haben; ein anderer Drittheil aus solchen, die schon ein Jahr gesessen haben; und der »dritte Drittheil aus solchen Mitgliedern, welche erst »neulich aus den Provinzen angekommen sind, um, »auf diese Weise, Uebereinstimmung in der Versammlung zu erhalten.« b) Es entstand hierauf ein Streit in der Versammlung über das Wort immerwährend. Viele Mitglieder behaupteten: es wäre dieses ein zweideutiger Ausdruck, und sie verstünden nicht, worüber eigentlich debattirt würde. Nunmehr wurde,

a) Man sehe Band 3. S. 28.

b) Pour entretenir l'harmonie entre les Provinces et l'Assemblée.

Digitized by Google

durch Mehrheit der Stimmen, entschieden: daß dieser Ausdruck klar und deutlich genug wäre a). Am neunten September faßte die Versammlung den Beschluß: daß sie immerwährend seyn wolle b). Hieraus mußte, mit der Zeit, ein Senat entstehen. Montesquieu sagt: »Wenn der gesetzgebende Körper beständig versammelt bleibt, so kann es geschehen, daß »man die Stellen der gestorbenen Mitglieder immer »nur mit neuen Mitgliedern besetzt. Alsdann ist das »Uebel, wenn die gesetzgebende Versammlung einmal »gefährliche Grundsätze angenommen hat, unheilbar. »So lange verschiedene gesetzgebende Versammlungen, »der Reihe nach, auf einander folgen, so lange hofft »das Volk, welches eine schlechte Meinung von der »gegenwärtigen gesetzgebenden Versammlung hat, mit »Recht, daß die künftige besser seyn werde. Bleibt »es aber immer der nemliche Körper; dann wird das «Volk, wenn es bemerkt, daß derselbe verdorben ist, »keine besseren Gesetze mehr von demselben erwarten: »es wird daher entweder wüthend werden, oder in eine »verzweiflungsvolle Gelassenheit verfallen.»

Am achtzehnten November des Jahres 1789 erklärte die Versammlung: daß sie keine Kommittenten mehr hätte, und daß die gegenwärtigen Mitglieder der Versammlung nicht von ihren Kommittenten zurück gerufen, oder abgesetzt werden könnten. »Die »Stellvertreter» so heißt der Beschluß »welche, aus »den verschiedenen Abtheilungen Frankreichs, an die »Natio-

a) Que le mot *Permanence* étoit suffisamment clair et expressif.

b) Que l'Assemblée nationale sera permanente.

»Nationalversammlung abgesandt worden sind, können »nicht anders, als Abgesandte aller Abtheilungen, und »folglich als Abgesandte der Nation, angesehen wer»den. Demzufolge können die Mitglieder der Natio»nalversammlung niemals zurück berufen werden, und »sie können ihre Stellen nicht verlieren, so lange sie »sich keines Verbrechens schuldig gemacht haben.« Demzufolge war die Nationalversammlung nicht, wie in England, ein stellvertretendes Parlament; sondern, wie zu Venedig, ein souverainer Senat.

Endlich, im Februar 1790, schrieb die Versammlung, an die Nation, jenen berühmten Brief, welchen man oben gelesen hat a). Dieser, von dem Bischofe von Autun aufgesetzte, Brief ist ein Meisterstück in seiner Art. Er ist vortreflich geschrieben; er enthält den Plan der Versammlung, mit versteckten Worten; und er wurde gerade zu einer Zeit bekannt gemacht, als die ganze Nation, für Freuden über den unerwarteten Schritt des Königs, die Besinnung verloren hatte, und im Taumel sich befand. In jenem Taumel wurde auch zuerst der Bürgereid vorgeschlagen und angenommen, von welchem nachher gesprochen werden soll. Zuerst von dem Briefe, oder von der sogenannten Addresse b).

Die Aufschrift lautet nun nicht mehr, wie bei dem vorigen Briefe, an die Kommittenten; sondern heißt: Addresse der Nationalversammlung an die Frankreicher. Vormals kamen die Befehle: DE PAR LE ROI; nunmehr aber DE PAR

a) Band 3. S. 162.

b) Ich bitte diese Addresse in dem dritten Bande nachzulesen.

L'ASSEMBLEE NATIONALE. Frankreich hat demzufolge, ſtatt einer Monarchie, eine Ariſtokratie; ſtatt Eines Monarchen, ein tauſendköpfiges, monarchiſches Ungeheuer erhalten.

Die Nationalverſammlung ſpricht, in dieſem Briefe, nicht mehr in dem Tone bezahlter Kommiſſionairs; ſondern in dem Tone eines Oberherrn zu ſeinen Untergebenen. Wenn ſie mit der Nation ſpricht, ſo ſollte ſie, mit Anſtand und Würde, als zu einem Höheren ſprechen, von welchem ſie abhängt a). Statt deſſen befiehlt ſie. Die Majeſtät des Franzöſiſchen Volkes war in dem Monate Februar 1790, ſchon eben ſo gut ein Wort ohne Sinn, als die Majeſtät des Königes. Es gab damals ſchon, in Frankreich, weiter keine Majeſtät, als die Majeſtät der Nationalverſammlung. Der Römiſche Senat ſowohl, als die Tribunen, redeten zu dem Römiſchen Volke niemals auf eine andere Weiſe, als mit ehrerbietungsvollen Zeremonien: und die Inſignien der vollziehenden Gewalt, welche vor dem Konſul hergetragen wurden, mußten allemal, vor dem verſammelten Volke, niedergebeugt werden. Hingegen ſchwang die Nationalverſammlung die Keule über den Köpfen der ganzen Franzöſiſchen Nation: wie aus der Zuſchrift an die Frankreicher, von welcher ich hier ſpreche, deutlich erhellt.

In dieſer Zuſchrift ſpricht die Verſammlung, gleich im Anfange, im prahlenden Tone, von ſich und von ihren Thaten b). Sie habe, ſagt ſie, die Grundlagen der Konſtitution gelegt; die Rechte des Menſchen bekannt gemacht; die Nationalverſammlung an die

a) Revolutions de Paris No. 20.

b) Man ſehe Band 3. S. 169. ff.

Stelle der Reichsstände gesetzt; das Recht und die Fähigkeit, Zivil- und Militairstellen bekleiden zu können, jedem Bürger des Staates geschenkt; die Stände, nebst den Vorrechten derselben, aufgehoben; die Feudalregierung von Grund aus zerstört; die Intendanten und die Verhaftbriefe abgeschaft; Bürgerräthe eingerichtet; dem Verkaufe der Stellen ein Ende gemacht; die Verantwortlichkeit der Minister eingeführt; die Staatsschulden in Schutz genommen; Pensionen und Gnadengehalte eingezogen; die Salzsteuer abgeschaft; das verlorne Recht, Gesetze zu machen, und Auflagen zu bestimmen, der Nation wiedergeschenkt; und in den Finanzen ungeheure Ersparungen verordnet. — Dieß Alles, sagt die Versammluug, habe sie gethan.

Aber wie kann sie behaupten, daß sie der Nation das verlorne Recht, Gesetze zu machen und Auflagen zu bestimmen, wiedergeschenkt habe! Nicht die Versammlung, sondern, wie oben gezeigt worden ist, der König hat der Nation diese beiden verlornen Rechte zurück gegeben. Natürlich konnte dieses Recht nur Derjenige wegschenken, der dasselbe besaß: und es war der König, der es besaß; nicht die Nationalversammlung, welche damals noch gar nicht vorhanden war. Außerdem kann eine Nation die unvergeblichen Rechte, ihre Gesetze selbst zu machen, und ihre Auflagen selbst zu bestimmen, niemals verlieren. Sie kann wohl, durch die Gewalt des Despotismus, der Aristokratie, oder der Anarchie, auf eine Zeitlang verhindert werden, dieses Recht auszuüben: aber verlieren kann sie dasselbe niemals; denn es ist ein unvergebliches Recht. Die Nationalversammlung selbst hatte diese Wahrheit, in der Bekanntmachung der Rechte

(Artik. VI und XIV) feierlich anerkannt. Der Brief der Versammlung an die Frankreicher war, demzufolge, mit der Bekanntmachung der Rechte im Widerspruche.

Hierauf widerlegt die Versammlung die Vorwürfe, welche ihr gemacht wurden. Aber diese Widerlegung wird Niemand überzeugen, der nicht, schon im Voraus, für die Nationalversammlung eingenommen ist. Den wichtigsten Vorwurf berührt sie kaum; nehmlich den: daß sie die, ihr von der Nation ertheilte, Vollmacht überschritten habe. Wenn die Nation der Versammlung zugerufen hätte: »Wer »hat Euch bevollmächtigt, Euch für die Nation selbst »zu erklären; die dreifache Gewalt der Oberherrschaft »an Euch zu reißen; die Zeit zu bestimmen, wie lange »Ihr versammelt bleiben wollt; die Befehle und Aufträge Eurer Kommittenten, welche Euch Diäten bezahlen, und deren Kommissionairs Ihr seid, als unnütze zu verwerfen und bei Seite zu setzen; die Mitglieder Eurer Versammlung für unverletzlich zu erklären, und Euch demzufolge über das Gesetz zu erheben? Wer hat Euch berechtigt, Eingriffe in das Eigenthum der Bürger des Staates zu thun; dem Könige nur eine aufschiebende Genehmigung zu gestatten; den König mit seiner Familie gefangen zu nehmen; Ihn der ausübenden Gewalt zu berauben, und dieselbe an Euch zu reißen? Wer hat Euch berechtigt, durch die Eintheilung in thätige und in unthätige Bürger des Staates, den größten Theil der Nation von allen Rechten der Staatsbürger ganz auszuschließen? Wer hat Euch berechtigt, sogar, wie Ihr gethan habt, Euren Kommittenten (die Euch

»bezahlen und deren Kommissionairs Ihr seyd) zu ver»bieten sich, ohne Eure ausdrückliche Erlaubniß, zu »versammeln?« Was würde die Versammlug auf diese Fragen haben antworten können! Sie hatte keine Vollmacht eine neue Konstitution zu gründen; sonderu bloß allein Vollmacht die alte zu verbessern. Wollte dieselbe etwa behaupten: die Eidschwüre, die Glückwünschungen und die Zuschriften, bewiesen, daß sie nicht gegen den Willen der Nation gehandelt hätte? Aber diese Zeugnisse waren weiter nichts, als eine Billigung des Eifers, mit welchem die Nationalversammlung in ihren Arbeiten fortfuhr: es war nicht eine Billigung der Arbeiten selbst. Wären die Zuschriften eine wirkliche Billigung der Arbeiten der Nationalversammlung: so müßte die Französische Nation das leichtsinnigste und das flüchtigste Volt unter der Sonne seyn. Denn die Nation hätte, in diesem Falle, Kommissionairs, mit bestimmten und gemessenen Befehlen abgesandt; und nachher, als diese Kommissionairs auf die Befehle gar nicht achteten, sondern willkührlich thaten was sie selbst für gut hielten, hätte sie denselben, über ihren Ungehorsam, Beifall zugeklatscht.

Die Nationalversammlung endigt den Brief, mit einer Auseinandersetzung derjenigen Geschäfte, welche ihr damals, nachdem von ihr selbst festgesetzten Plane, noch zu thun übrig blieben. Dieß war eigentlich der Punkt, zu welchem sie kommen wollte. Sie befürchtete, die Nation möchte, bei dem langsamen, schleichenden, und dann plötzlich wieder riesenmäßig fortschreitenden Gange der Berathschlagungen; bei dem tagelangen Debattiren über die Form eines Knopfes, über die Farbe einer Uniform, oder über die Einrich-

tung eines Leichenbegängnisses; und dann wiederum, bei der Umwerfung des ganzen Feudalsystems in Einer Nacht: bei diesem hüpfenden Gange der Geschäfte; bei dem abwechselnden Ruhen und Springen; bei der einschläfernden Unthätigkeit, und bei der alles zerstörenden Thätigkeit — mit Einem Worte, es möchte der Nation, bei dem gar nicht im Voraus zu berechnenden Gange ihrer Geschäfte, endlich einmal der Gedanke einfallen: wie lange will denn die Nationalversammlung noch versammelt bleiben? Um dieser Frage zuvor zu kommen, erklärt sie hier: daß sie nur so lange versammelt bleiben wolle, bis die Konstitution geendigt sey.

Endlich aber machte sich die Versammlung ganz unabhängig und souverain, als sie den Bürgereid zu schwören befahl. Wenn die Nationalversammlung ihren eigenen Grundsätzen gefolgt hätte; wenn es wahr wäre, was dieselbe, in dem sechsten Artikel der Bekanntmachung der Rechte, bekannt gemacht hatte, daß nemlich das Gesetz bloß allein der Ausdruck des allgemeinen Willens sey: dann würde es unnöthig seyn, dem Gesetze Gehorsam zu schwören; denn es wäre ja lächerlich, durch einen Eidschwur zu versichern, daß man seinem eigenen Willen folgen wolle. Ist aber das Gesetz nicht der allgemeine Wille: so ist dasselbe, zufolge des sechsten Artikels der Bekanntmachung der Rechte, kein Gesetz; und es kann demselben auch kein Gehorsam geschworen werden. Eben so mit den Steuren und Auflagen! Zufolge des vierzehnten Artikels der Bekanntmachung der Rechte, hat ein jeder Staatsbürger das Recht, über die Auflagen selbst seine Meinung zu geben; und auch die Auflagen müssen der

Digitized by Google

Ausdruck des allgemeinen Willens seyn, wenn sie gültig seyn sollen. Folglich ist, auch in dieser Rücksicht, ein Eid unnöthig und überflüssig. Indessen hat die Nationalversammlung dennoch nöthig gefunden, jedem Bürger des Staates einen Eid aufzulegen, und denselben, bei jeder Gelegenheit, auf ein Neues leisten zu lassen. Dieser Eid lautet folgendermaaßen: »Ich »schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige »getreu zu verbleiben, und, so viel in meinen Kräften »steht, die, durch die Nationalversammlung beschlosse»ne, und von dem Könige angenommene Staatsver»fassung, aufrecht zu erhalten.« Durch einen feierlichen, oft wiederholten, Eid hat demzufolge die Nation sich verpflichtet, den Willen der Nationalversammlung als ihren eigenen anzusehen; sich derselben, ohne Einschränkung, sklavisch zu unterwerfen; und Alles, was dieselbe zu beschließen für gut halten möchte, schon im Voraus zu billigen. Welche Inkonsequenz, in dem, am vierten Februar und am vierzehnten Julius 1790 geschwornen Bürgereide! Die Nation schwor: eine Konstitution aufrecht zu halten, die noch gar nicht vorhanden war! Sie schwor: diese Konstitution deßwegen aufrecht zu erhalten, weil dieselbe ein Werk der Nationalversammlung sey! Die Nation genehmigte, schon im Voraus, alle noch zu gebenden Gesetze. Heißt dieses nicht, mit dem gesunden Menschenverstande, mit den ersten Grundsätzen der Politik, mit der Majestät des Königs, und mit der Majestät der Nation spielen? Und diesen Eid schworen die leichtsinnigen Frankreicher mit der größten Bereitwilligkeit, mit dem größten Enthusiasmus! Als nachher die Nationalversammlung fortfuhr, unsinnige oder unausführbare Gesetze zu geben; da durften die Vernünftigen und Wohldenkenden sich der Ausführung dieser Gesetze nicht

widersetzen; sie durften nicht einmal dagegen sprechen: denn die Nation hatte sich der Versammlung unbedingt unterworfen; hatte unbedingt versprochen, alle Beschlüsse zu billigen, und allen Befehlen derselben zu gehorchen, ohne Widerrede zu gehorchen. Auch der König nebst seiner Familie mußte sich nunmehr Alles gefallen lassen, was die Versammlung über ihn zu beschließen für gut befand. Er mußte leiden, daß Er aller seiner Rechte beraubt, rein ausgeplündert, beschimpft und verspottet wurde; und zwar nicht von der Nation; sondern von den zwölf hundert Königen der Nationalversammlung! O! über die gesunkenen Völker, die es wagen dürfen, von Freiheit zu sprechen, ohne auch nur einen Begriff von derselben zu haben!

Je mehr wir den Bürgereid zergliedern: desto deutlicher zeigt sich der, demselben zum Grunde liegende, geheime Plan der Nationalversammlung. Wäre das Gesetz, welches beschworen werden sollte, ein Ausdruck des allgemeinen Willens gewesen: so würde der zweite Theil des Eides ein politischer Pleonasmus seyn. Wer der Nation getreu ist, der folgt auch dem Willen der Nation; Wer dem Gesetze getreu ist, der erhält auch, soviel in seinen Kräften steht, die Konstitution: denn diese ist ja nichts anders, als das Gesetz. Der zweite Theil der Eidesformel ist, demzufolge, eine Erklärung des ersten Theils. Er zeigt, daß derjenige Wille, dem man getreu seyn solle, nicht der allgemeine Wille, nicht der Wille der Nation, sondern der Wille der Nationalversammlung sey. Es würde kaum möglich seyn, dieses deutlicher und bestimmter auszudrücken, als die Versammlung in der Eidesformel gethan hat.

Die Herren Stellvertreter der Französischen Nation, die nun nicht mehr verbunden waren, den Be-

fehlen ihrer Kommittenten zu gehorchen; die auch nicht mehr verbunden waren, ihren Kommittenten Rechenschaft abzulegen; die, ohne Einwilligung und ohne Genehmigung ihrer Kommittenten, Gesetze machen konnten, hatten alle Macht in Händen: und es hieng bloß von ihnen ab, was für eine Veränderung in der Regierungsform sie vornehmen wollten.

Nachdem die Nationalversammlung sich auf den Thron gesetzt, nachdem sie alle Gewalt sich allein angemaaßt hatte: da gab sie das berühmte Gesetz, vermöge welches ein jeder Frankreicher, der nicht eine Mark Silber jährlicher Kontribution bezahlte, und der nicht liegende Gründe hatte (folglich der größte Theil der Nation) von der Wahlfähigkeit zu der Nationalversammlung ausgeschlossen bleiben sollte. Vermöge eines andern Gesetzes wurde auch zu der Wahlfähigkeit in den Bürgerrath, ein gewisses Vermögen erfordert: und Alle Diejenigen, welche dieses bestimmte Vermögen nicht besaßen, waren ausgeschlossen. Hiedurch ward also die so gerühmte natürliche Gleichheit aufgehoben, und eine Aristokratie des Reichthums statt derselben eingeführt. Diejenigen Bürger, welche das bestimmte Vermögen besaßen, und folglich wahlfähig waren, hießen thätige Staatsbürger a). Worin bestand aber die Thätigkeit dieser Staatsbürger? Wodurch verdienten dieselben diesen schönen Titel? Ihre Thätigkeit bestand im Bezahlen, Gehorchen und Wählen. Dieß waren alle ihre Staatsgeschäfte, alle Rechte, die man ihnen übrig ließ.

Zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung, war die neue Einrichtung in Frankreich folgende. Frankreich wurde in Abtheilungen, die Abtheilungen in Di-

a) Man sehe Band 3. S. 62.

strikte, die Distrikte in Gemeinden getheilt. Jede Gemeinde versammelte sich alle zwei Jahre Einmal, um den Bürgerrath zu wählen. Außerdem wählte dieselbe noch einige Zugegebene (Adjoints) welche, mit dem Bürgerrathe vereinigt, den großen Bürgerrath (conseil général de la commune) ausmachten. Dann ging die Gemeinde aus einander; der große Rath gab die Gesetze, und der kleine Bürgerrath besorgte die übrigen Geschäfte der Stadt, oder des Dorfs. Das Recht zu wählen war demzufolge, das einzige Recht, welches dem Saatsbürger, der nicht selbst gewählt ward, übrig blieb.

Die Nationalversammlung kam, mit ihren metaphysischen Spitzfindigkeiten, sehr in das Gedränge, wenn sie konsequent handeln und sich selbst nicht widersprechen wollte. Sie hatte feierlich anerkannt: das Gesetz sey weiter nichts, als der Ausdruck des allgemeinen Willens a). Nun entstand die Frage: wenn die Nationalversammlung ein Gesetz gibt, welches mit dem allgemeinen Willen nicht übereinstimmt, was hat alsdann das Volk zu thun? Ist es etwa kein Gesetz, weil es mit dem allgemeinen Willen nicht übereinstimmt? Oder, wenn es mit dem allgemeinen Willen nicht übereinstimmt, wie kan es dann, zufolge der Bekanntmachung der Rechte, ein Gesetz seyn? Die Antwort auf diese Frage war sehr interessant. Sie lautete folgendermaaßen: Ungeachtet der erhabenen Grundsätze, welche die Nationalversammlung bekannt gemacht hat, als dieselbe die Rechte des Menschen bestimmte; ungeachtet alles dieses schönen Wortgepränges; ungeachtet des metaphysischen Nimbus, in welchen die Ver-

a) Man sehe Band 2. S. 295.

sammlung ihre Orakelsprüche einhüllt: ungeachtet alles dieses, wird dennoch von der Französischen Nation verlangt, daß dieselbe schweige und gehorche. Die Nation sollte fühlen lernen, daß ihre Kommissionairs nicht mehr von ihr abhingen, sondern daß sie von ihren Kommissionairs abhänge. Die Französische Nation mußte vor dem Götzen, den sie selbst geschaffen hatte, so wie vormals Phidias vor dem von ihm selbst verfertigten Jupiter, niederfallen und anbeten. Dieses war das, der Französischen Nation bestimmte Loos; das Maaß der Französischen Freiheit!

Und wie unausführbar waren nicht die Beschlüsse der Versammlung in den Französischen Kolonien! Wie konnten ihre Gesetze auf ein weit entferntes Land passen, welches durch Klima, Produkte, Karakter und Lebensart der Einwohner, so sehr von dem Mutterlande verschieden ist? Die Nationalversammlung hatte die Abgesandten der Inseln Martinique und St. Domingue unter sich aufgenommen, und verlangt, daß eben die Gesetze, welche künftig in Frankreich gültig seyn würden, auch in den Kolonien gelten sollten. Man machte dagegen sehr gegründete Vorstellungen. Man bewies, daß die Beschlüsse der Versammlung in den Inseln unausführbar wären; daß daraus ein gefährlicher Aufruhr entstehen würde; daß, in einem Lande, in welchem wenig Städte sind, in welchem der Landbesitzer mitten in seinem Eigenthume wohnt, um selbst über seine Plantagen zu wachen; daß, in einem solchen Lande, der Gutsbesitzer unmöglich, beinahe täglich, nach einer großen Entfernung gehen, und seine Plantagen verlassen könnte. Und dieses würde doch von ihm gefordert, wenn die Einrichtung der Gemeinden und der Bürgergerichte auch in Westindien statt

finden sollte. Was sollte man nunmehr mit den Inseln anfangen? Zwang man dieselben, den Gesetzen zu gehorchen, die für Frankreich gemacht wurden, und auf Westindien nicht paßten; so verlangte man von ihnen etwas ungereimtes, etwas unmögliches: es war also zu erwarten, daß sie sich, und mit vollem Rechte, gegen einen solchen Befehl empören, daß sie sich frei und unabhängig zu machen versuchen würden. Zwang man sie aber nicht, den Französischen Gesetzen zu gehorchen; überließ man es den Inseln, sich selbst Gesetze vorzuschreiben: so waren sie für Frankreich auf immer verloren. Eine gesetzgebende Versammlung, welche neun hundert deutsche Meilen weit von der vollziehenden Gewalt entfernt sich befindet, ist so gut als unabhängig. Auch die sogenannten Menschenrechte durften in den Inseln nicht bekannt gemacht werden: sonst wären, vermöge des ersten Artikels, die Neger alle frei, und gleich ihren Herren gewesen, von denen sie doch gekauft und bezahlt worden waren.

Noch einige Bemerkungen:

Zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung sollte in Frankreich die Verwaltung der Justiz gar nichts mehr kosten. Unentgeltliche Gerichtshöfe, unentgeltliche Gerechtigkeitspflege: welch ein vortreflicher, erhabener Gedanke! — Ja! so scheint es dem oberflächlichen Beobachter: aber nicht dem kaltblütigen, ruhig untersuchenden Denker! Vormals mußte Derjenige, der einen Prozeß hatte, auch die Kosten desselben tragen, und er mußte die Richter bezahlen. Wer keinen Prozeß hatte, der bezahlte auch keine Prozeßkosten. Nun bezahlt der Staat die Richter, vermöge einer Auflage auf die Nation, und jeder Staatsbürger, er führe Prozesse oder nicht, muß, im Verhält-

Digitized by Google

nisse seines Vermögens, zu ihrer Erhaltung beitragen. Daß hiedurch die öffentliche Ruhe und Sicherheit sehr leiden, daß die Prozeßsucht außerordentlich zunehmen müsse, das springt in die Augen.

Man hat die Soldaten überredet, es sey Patriotismus, ihren, dem Könige geschwornen Eid zu brechen, und den Befehlen ihrer Offizire nicht zu gehorchen. Einige Wochen später fordert man von den Soldaten einen neuen Eid. Wie kann man sich aber vorstellen, daß sie diesen neuen Eid besser halten werden, als den alten? Der erste wurde, mit allen nur möglichen Feierlichkeiten, dem Könige geschworen: der zweite einem Bürgerrathe, vielleicht in einem kleinen, unbedeutenden Landstädtchen; welcher von beiden Eiden sollte wohl größeren Eindruck gemacht haben?

Hat nicht die Nation ein Recht, ihren Abgesandten, ihren Kommissionairs, zuzurufen: »Ihr konntet »uns glücklich, sehr glücklich machen, wenn ihr unsere »Aufträge befolgt hättet. Ihr habt diese Befehle, »diese Aufträge, nicht geachtet; Ihr habt Euch sogar »als unabhängig von Denjenigen angesehen, von de»nen Eure Vollmacht herkam. Auf diese Weise seyd »Ihr aus einem Irrthum in den andern gefallen. »Endlich habt Ihr Euch sogar in den Kopf gesetzt, daß »Ihr berufen wäret, Frankreich eine ganz neue Ver»fassung zu geben, und statt dessen habt Ihr weiter »nichts gethan, als die alte Verfassung umzuwerfen. »Eurer unbesonnenen Thätigkeit ist der Untergang des »Staates zuzuschreiben!«

Das ganze Lehengebäude war in Frankreich, wie oben schon erzählt worden ist, a) aufgehoben und zer-

a) Man sehe Band 2. S. 203.

stört worden. Das Lehen war in Allod umgeschaffen worden, der Eid der Lehenstreue sollte aufhören, und die Lehensherrlichkeit verschwinden; die Lehensherren sollten sämmtliche lehensherrliche Rechte verlieren und die, bisher bezogenen, Lehens-Utilitäten ferner nicht genießen. Die Gesetze von Erstgeburt und von männlicher Sukzession sollten ferner nicht gelten; eine gleiche Vertheilung des Guts unter die Erben des neuen Besitzers sollte an die Stelle des herkömmlichen Majorats treten. Die Lehen- und Gutsherren verlohren einen großen Theil ihrer bisherigen Einkünfte. Sie verlohren die Frohnden, die herrschaftlichen Bannrechte, die sogenannte Nothsteuer, alle Arten von Grundzinsen, Umgeld, Akzisen, Gilten, Schutzgelder, Lösungsgelder der Handlungsfreiheit, Zehenden, u. s. w. Kraft dieser Verordnungen sollten auch die Deutschen Fürsten alle ihre Rechte, welche sie, unter Deutscher Oberherrschaft, bisher im Elsasse ausübten, verlieren. Man nahm ihnen die hohe und niedere Gerichtsbarkeit; das Ernennungsrecht der öffentlichen Beamten, Ortsvorstände und Magistrate; die forsteilige Obrigkeit in ihren beträchtlichen Waldungen; die Leibeigenschaftsrechte und das ausschließliche Recht zu jagen. Ferner: Huldigungsgelder, Kopf- und Güter-Steuer, Beisaßengelder, Frond- und Salzgelder, Zoll, Akzis, Umgeld u. s. w. sollten nun auf Einmal aufhören: auch sollten sie, gegen Herkommen und Besitz, künftig Steuern, und andere Staatsbedürfnisse, mit tragen helfen. a) Noch mehr litten die geistlichen Stände des Deutschen Reiches. Die Nationalversammlung beeinträchtigte

a) Flüchtige Betrachtungen über die Kurbraunschweigische Ministerial-Note. S. 13.

die Diöcesan-Rechte der Deutschen Erzbischöfe und Bischöfe im Elsaß und in Lothringen, so wie die Deutsche Reichs-Unmittelbarkeit einzelner, geistlicher Staatskörper. Die Beschlüsse der Versammlung wurden vollzogen. Zu Sedan, in der Abtheilung der Ardennen, schritt man zur Wahl eines neuen Bischofes, und wies demselben einen beträchtlichen Theil der Erzbischöflich-Trierischen Diözes (die aus dem Dekanate Carignan, sammt den dazu gehörigen Pfarreien besteht,) ohne weiteres zu. a) Der Distrikt am rechten Ufer der Queich ward der Speirischen Diözes entzogen, b) und die Metropoliten-Rechte der Deutschen Herren Erzbischöfe wurden vernichtet. Das Domstift zu Strasburg, welches nebst seinem Oberhaupte unter dem Schutze des Deutschen Reichs stehet, mußte leiden, daß ihm alle Papiere und Dokumente entrissen, die Kirchengeschirre und Ornate zum Theil zerstreuet, zum Theil versiegelt, in der Kirche selbst alle gottesdienstlichen Verrichtungen eingestellt, der Herr Fürst-Bischof, wegen nicht geleistetem Priester-Eide, seiner bischöflichen Würde verlustig erklärt, und ein anderer an seiner Stelle gewählt wurde. c) Ein ähnliches Schicksal betraf auch das unmittelbare Stift zu Weisenburg und die Abtei Wadgassen. d) Die leztere wurde mit militairischer Gewalt zur Nachgiebigkeit gezwungen, und mit den Waffen in der Hand inventirt.

---

a) Pro Memoria des Kurtrierischen Gesandten am Reichstage vom 31 Dezember 1790.

b) Hirtenbrief Sr. Fürstl. Gnaden zu Speier vom 24 Dez. 1790. Flüchtige Betrachtungen. S. 25.

c) Flüchtige Betrachtungen. S. 25.

d) Ebendaselbst. S. 26.

Digitized by Google

In dieser Lage der Dinge wendeten sich die Deutschen Fürsten an den König von Frankreich, und forderten Ihn auf, ihre Rechte und Befugnisse gegen die Nationalversammlung in Schutz zu nehmen. Der König, welcher einsah, wie gegründet diese Klagen der Deutschen Reichsfürsten wären, stellte der Versammlung die Wichtigkeit der Verträge vor, unter deren Schutz die Reichsständischen Besitzungen, Rechte und Befugnisse in Lothringen und im Elsasse stünden. a) Die Nationalversammlung nahm auf die, sehr gegründeten, Vorstellungen und Bemerkungen des Königs, nicht die mindeste Rücksicht. b) Sie sah die Deutschen Fürsten, und andere Glieder des Deutschen Reiches, in Rücksicht auf ihre Besitzungen im Elsasse, bloß für Vasallen und Unterthanen Frankreichs an, und beurtheilte ihre Wünsche, Klagen und Beschwerden, nach den, bei Irrungen zwischen Vasallen und Lehnherren, zwischen Unterthanen und Fürsten, zu befolgenden Grundsätzen. c)

Nunmehr wendeten sich die gekränkten Reichsstände, die Herren Fürst-Bischöfe zu Speier und Strasburg,

a) Je ne dois négliger, sagte der König, de faire observer à l'Assemblée nationale, que l'ensemble des dispositions applicables à la question présente est d'autant plus digne de réflexion, que dans le nombre des droits seigneuriaux, dont l'assemblée voudroit déterminer l'abolition sans aucune indemnité, il en est, qui appartiennent à des Princes étrangers, qui ont de grandes possessions en Alsace. Ils en jouissent sous la foi et la garantie des traités les plus solemnels, et en apprenant le projet de l'assemblée nationale ils ont déja faits de réclamations dignes de la plus sérieuse attention.

b) Man sehe Band 2. S. 282.

c) Flüchtige Betrachtungen. S. 16.

Digitized by Google

burg, das Domkapitel zu Strasburg, die Geistlichkeit des untern Elsasses, das Stift Murbach, der Johanniter-Meister zu Heidesheim, und Hessen-Darmstadt, an das gesammte Reich. a) Diese Angelegenheit wurde bei dem Wahlkonvente zur Sprache gebracht, und vorher noch beschlossen, mit Rücksicht auf die vorgeschlagenen Zusätze von Kur-Trier, ein dringendes Kurkollegialschreiben an das künftige Reichs-Oberhaupt, zur Rettung der Reichsrechte und Mitstände zu erlassen. b) Demzufolge schrieb der Kaiser Leopold, einige Monate nach Seiner Erhebung auf den Deutschen Kaiserthron, am 14 Dezember 1790, an den König von Frankreich den folgenden Brief: c)

»Leopold der Zweite, von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, u. s. w. Ludwig August, dem Allerchristlichsten Könige unsern Gruß zuvor, u. s. w.

»Durchlauchtigster, Großmächtigster und Allerchristlichster Fürst, Vielgeliebter Bru-

a) Reuß Staatskanzlei. Band 24. 25.

b) Abänderungen und Zusätze zu der Wahlkapit. Josephs des II. bei Gelegenheit der Wahl Leopolds des II. 1790. S. 35. Flüchtige Betr. S. 27.

c) Leopoldus secundus, divina favente clementia electus Romanorum Imperator, semper Augustus etc. serenissimo et potentissimo Principi, Domino Ludovico Augusto, Regi christianissimo, fratri, consobrino et affini nostro charissimo, salutem ac fraterni amoris, omnisque felicitatis continuum ac perpetuum incrementum. Serenissime, potentissime et christianissime princeps, frater, consobrine et affinis charissime! Majestati Vestrae non est incognitum, quam sincero mentis affectu in colendam cum omnibus, potissimum cum vicinis nostris pacem feramur, quam praecipuam erga foederatam nobis

der, Vetter und Schwager. Eurer Majestät ist nicht unbekannt, wie aufrichtig Wir wünschen, mit Allen, am meisten mit Unseren Nachbarn, Friede zu erhalten, und mit welcher vorzüglichen Freundschaft Wir gegen Eure, mit Uns verbündete Majestät sowohl, als gegen Ihr Reich belebt sind.«

»Zufolge dieser Gesinnungen, und weil Wir wünschen, das gute Vernehmen, welches zwischen dem Deutschen Reiche und der Französischen Nation statt findet, noch mehr zu befestigen, glauben Wir, ohne

---

Majestatem Vestram suumque Regnum foveamus amicitiam.

Ipsum hoc studium Nostrum nos excitat, ut eandem quoad Imperium Romano-Germanicum cum natione Gallicana firmari cupientes concordiam, incunctanter Majestati Vestrae exponamus ea, de quibus in ipso Imperialis Nostri regiminis ingressu, integrum Electorale Collegium nos intuitu Congregationis suae nationalis enixissime imploravit.

Ediderat inde a mense Augusto superioris anni Congregatio Nationalis quaedam Conclusa, quibus membra non pauca imperii Nostri se contra pacificationes publicas admodum gravari conqueruntur: his gravaminibus medelam ferri Electorale Collegium nunc ardenter desiderat. Quidnam pax Monasteriensis, hancque subsecutae pacificationes alteriores imperium Nostrum inter et Regnum Galliae disponunt circa loca in Alsatia et Lotharingia cessa sub expressa reservatione jurium ordinatuum ac Metropolitanatuum, nec non Commendarum, bonorum, redituum ac jurium, a membris imperii Nostri possessorum, id Majestas Vestra notum habebit et perspectum: hosce per pacificationes et reservationes istas positos obices per Conclusa nationalia perrumpere sanctitati pacificationum, quam inclyta Natio sua colere curae cordique sibi habebit, non foret consentaneum. Quoad ditiones ab Antecessoribus Nostris Imperatoribus et Imperio Nostro in Regnum Galliae translatas, sed

Verzug, Eurer Majestät die dringenden Forderungen vorlegen zu müssen, welche das Kollegium der Kurfürsten, bald nachdem Wir den Kaiserlichen Thron bestiegen, in Rücksicht auf die Verhandlungen der Französischen Nationalversammlung, an Uns hat gelangen lassen.«

»Die genannte Versammlung hat, in dem Monate August des vorigen Jahrs, verschiedene Beschlüsse gefaßt, gegen welche mehrere Mitglieder des Deutschen Staatskörpers Klage erheben, indem diese Beschlüsse

---

ad suprematum Imperatoris et imperii pertinentes ipsam Majestatem Vestram non poterit fugere, quod nulli membro Imperii competat facultas, jus suprematus in possessiones suas Imperatori et Imperio competens in ullam exteram nationem transscribendi.

His secundum regulas justi et aequi riti perpensis idem resultat, quod nunc Collegium Electorale Imperii cum singulis membris Imperii, quae gravata se esse conqueruntur, efflagitat, et quod fiat, atque sic Conclusa congregationis nationalis quoad imperium ejusque membra limitentur, id Majestati Vestrae maximopere commendamus.

Quod si hoc in actum deducatur, eo ipso omnia inde a mense Augusto superioris anni per Conclusa nationalia innovata, quatenus imperium Nostrum ejusque membra concernunt, in pristinum statum reducentur, simulque omnes imperii Nostri ordines cognoscent, quam amice cum imperio Nostro Majestas Vestra sentiat, et quam sanctae sint et maneant Nationi suae pacificationes cum imperio Nostro feliciter subsistentes.

Aequanimitas Majestatis Vestrae ac inclytae Nationis Gallicanae Nobis amicissime Nos non sinit dubitare, quin praestitamur, responsio desideriis Nostris futura sit plenarie consentanea, unde eandem quam primum obtinuerimus, ut novum amicissimae Vicinitatis documentum omnibus Imperii Nostri ordinibus laetanter communicare festinabimus. Eidem simul prosperrima

gegen die öffentlichen Verträge streiten. Die Versammlung der Kurfürsten verlangt dringend, daß die Ursache dieser Klagen möge gehoben werden.«

»Eure Majestät ist mit den Verfügungen des Friedensschlusses zu Münster, sowohl als mit den, nachher, zwischen dem Deutschen Reiche und der Krone Frankreich geschlossenen Traktaten, hinlänglich bekannt. Diese Traktaten betreffen, die im Elsasse und in Lothringen liegende Oerter, welche der Krone Frankreich überlassen worden sind, mit dem ausdrücklichen Vorbehalte aller Rechte, sowohl der gewöhnlichen als der bischöflichen Rechte; so wie auch der Kommenthuren, Güter, Einkünfte und Rechte; welche Gliedern unsers Reiches gehören. Nun würde es der, der Heiligkeit der Traktaten schuldigen Ehrfurcht, entgegen seyn; einer Ehrfurcht, welche Eure erlauchte Nation sich zu bezeigen so angelegen seyn läßt: wenn man, durch bloße nationelle Beschlüsse, so feierliche Verträge umstoßen wollte. Was aber diejenigen Ländereien und Güter betrifft, welche, von den Kaisern, unseren Vorfahren, und von dem Reiche, dem Königreiche Frankreich zwar sind überlassen worden, welche

---

quaevis ex animo exoptamus. Datum Viennae die 14. Decembris 1790. Regnorum nostrorum Romani nec non Hungarici et Bohemici primo anno.

Majestatis Vestrae

Bonus Frater, Consobrinus et Affinis

Leopoldus mpp.

Ut princeps Colloredo Mannsfeld.

Joh. Bapt. Lib. Bar. ab Horix.

Inscriptio.

Serenissimo et potentissimo Principi, Domino Ludovico Augusto, Regi Christianissimo, Fratri, Consobrino, Affini nostro Charissimo.

aber dessen ungeachtet der Oberherrschaft des Kaisers und des Reiches noch unterworfen sind: so kann es Eurer Majestät nicht unbekannt seyn, daß kein einziges Glied des Deutschen Staatskörpers das Recht habe, irgend einer fremden Nation, die, dem Kaiser und dem Reiche zugehörige, höchste Gewalt über seine Länder, irgend einer andern Nation abzutreten.«

»Diese, auf Gerechtigkeit und auf Billigkeit sich stützenden Grundsätze, ruft die Versammlung der Kurfürsten, zu Gunsten derjenigen Glieder des Deutschen Staatskörpers an, welche durch die Verhandlungen der Nationalversammlung gefährdet worden sind. Und, zufolge dieser Grundsätze, ersuchen Wir inständigst Eure Majestät, auf die, hierauf gestützten Forderungen, Rücksicht zu nehmen; damit die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht auf das Reich und Dessen Glieder ausgedehnt werden mögen.«

»Wird dieses zugegeben, so folgt daraus, natürlicherweise: daß alle Neuerungen, welche, zufolge irgend eines, nach dem August des vorigen Jahrs gefaßten, Beschlusses der Nationalversammlung vorgenommen worden sind, aufhören müssen, in so ferne dieselben unser Reich und Dessen Glieder betreffen; und daß, in dieser Rücksicht, Alles in denjenigen Stand gesetzt werden müsse, in welchem es sich vor dem genannten Zeitpunkte befand. Eine so gerechte Handlung wird alle Glieder des Deutschen Staatskörpers überzeugen, daß Eure Majestät gegen Unser Reich freundschaftliche Gesinnungen hegen; so wie auch, daß die Französische Nation Ehrfurcht für die Verträge hege, welche, so erwünscht, zwischen derselben und zwischen Unserem Reiche vorhanden sind.«

»Die Gerechtigkeit Eurer Majestät und der erlauchten Französischen Nation, Unserer vielgeliebten

Freundinn, erlaubt Uns nicht einmal zu zweifeln, daß die Antwort, welche Wir Eure Majestät ersuchen Uns so bald als möglich zukommen zu lassen, nicht in allen Stücken Unserem Verlangen und Unseren Wünschen entsprechen sollte. Sobald Wir dieselbe werden erhalten haben, werden Wir sie, mit der größten Freude und Schnelligkeit, allen Ständen des Reiches mittheilen, als einen neuen Beweis der Freundschaft und der guten Nachbarschaft. Indessen wünschen Wir Eurer Majestät Glück und Wohlfahrt.«

»Geschrieben zu Wien, am 14 Dezember 1790.«

»Euer Majestät guter Bruder, Vetter und Schwager.«

»LEOPOLD.«

»Der Fürst von Colloredo Mansfeld.«

Diesen freundschaftlichen Brief des Kaisers übersandte, am 28 Januar 1791, der Minister, Hr. de Montmorin, der Nationalversammlung, begleitet mit folgendem Briefe, von ihm selbst, an den Presidenten der Versammlung:

»Mein Herr President.«

»Der König befiehlt mir, der Nationalversammlung den Brief mitzutheilen, den Seine Majestät, in Rücksicht auf die Ansprüche der Fürsten und der verschiedenen Glieder des Deutschen Reichs, welche Besitzungen in dem Elsasse haben, von dem Kaiser erhalten hat. Ich habe die Ehre, Ihnen beiliegend eine treue Uebersetzung dieses Briefes zu übersenden, dessen Original in lateinischer Sprache geschrieben ist. Seine Majestät hat anfänglich dafür gehalten, daß es hinlänglich seyn würde, wenn ich denselben dem diplomatischen Ausschusse der Nationalversammlung mittheilte. Dieses that ich damals. Aber die verschiedenen Uebersetzungen dieses Briefes, welche in

das Publikum gekommen sind, und die Besorgnisse, welche dieselben veranlaßt zu haben scheinen, haben Seine Majestät bewogen, der Nationalversammlung eine öffentliche und authentische Abschrift desselben mittheilen zu lassen. Der König hat mir zu gleicher Zeit befohlen, der Versammlung Nachricht zu geben, daß vor diesem offiziellen und seit langer Zeit vorhergesehenen Schritte des Oberhaupts des Reiches, die freundschaftlichsten und beruhigendsten Erläuterungen Leopolds des Zweiten vorhergegangen, und auch auf denselben gefolgt sind. a) Auch soll ich der Nationalversammlung zu wissen thun, daß die Gesinnungen der übrigen vorzüglichen Europäischen Höfe, weit entfernt feindselige Plane gegen uns vermuthen zu lassen, vielmehr den Wunsch ankündigen, in Uebereinstimmung und in gutem Vernehmen mit uns zu leben. Indem der König mir befiehlt, der Nationalversammlung diese allgemeinen und beruhigenden Nachrichten mitzutheilen, ist Er weit entfernt, dieselbe von Maaßregeln der Klugheit und der Vorsicht zurück halten zu wollen, welche sie, in ihrer Weisheit, sich vornehmen möchte Ihm vorzulegen. Es ist zu wichtig, von der Zeit der ersten Bildung unserer Konstitution sogar den Anschein äußerer Unruhen zu entfernen, als daß eine Vorsicht, welche in einem andern Zeitpunkte kaum nöthig seyn würde, nicht jetzo nöthig seyn sollte; zu einer Zeit, wo verschiedene Gerüchte ausgebreitet werden, welche dazu beitragen, die Gemüther zu beunruhigen, und die öffentliche Ruhe zu stören. Die Ge-

a) Le Roi m'a en même tems ordonné, d'informer l'Assemblée, que cette démarche officielle, et prévue depuis long-tems du Chef de l'Empire, avoit été précédée et suivie des explications les plus amicales et les plus satisfaisantes de Léopold II.

schäfte, welche mir anvertraut sind, erlauben mir zu selten mich mit der Nationalversammlung zu unterhalten, als daß ich nicht begierig diese Gelegenheit ergreifen sollte, um dieselbe zu bitten, überzeugt zu seyn, daß ich niemals aufhören werde, die Pflichten vor Augen zu haben, welche die Beweise des Wohlwollens und der Achtung, mit denen sie mich beehrt hat, mir auflegen. Diese Gesinnungen, von Seiten der Versammlung, sind mir um so viel wichtiger, und um so viel nothwendiger, weil die Art der Geschäfte, welche ich zu führen verbunden bin, mancherlei Beschuldigungen aussetzt, und die zum Theil von Personen gemacht werden, welche von dem Gange der politischen Geschäfte nicht den entferntesten Begriff haben. Rechtfertigung würde jederzeit schwer, zuweilen unmöglich, und zuweilen sträflich seyn. Ich sage sträflich, weil jede Bekanntmachung, welche, ohne andere Absicht als den Minister zu rechtfertigen, das öffentliche Wesen in Gefahr setzen könnte, in meinen Augen sträflich wäre. In dieser Lage würde sich sehr oft der Minister der auswärtigen Geschäfte befinden, wenn er nicht des Zutrauens der Stellvertreter der Nation sich versichert hielte. Beehrt durch mehrere Beweise dieses Zutrauens, wage ich es, die Fortsezzung desselben zu verlangen, in der Ueberzeugung, daß ich mich desselben, durch die Rechtschaffenheit und durch die Reinigkeit meiner Gesinnungen, so wie durch meine Anhänglichkeit an die Konstitution, jederzeit würdig machen werde. Ich bin mit Hochachtung u. s. w.

»Montmorin.«

Kein Minister, unter allen, war so ängstlich besorgt der Nationalversammlung zu mißfallen; keiner, unter allen, schmeichelte der Nationalversammlung

auf eine so empörende und so abgeschmackte Weise, als der Graf Montmorin!

Nachdem der vorstehende Brief in der Versammlung abgelesen worden war, verlangte man, daß derselbe gedruckt werden sollte. Da stand Hr. Reubel auf, und rief aus: »Ich widersetze mich diesem Vorschlage. Zwar wird der Brief ohnehin gewiß gedruckt »werden. Aber dieß darf nicht auf Befehl der Nationalversammlung geschehen. Denn, wie könnte »die Versammlung den Druck eines Briefes befehlen, »in welchem Hr. de Montmorin uns ankündigt: der »Kaiser schreibe ganz anders als Leopold!«

In Rücksicht auf diese Bemerkung wurde der Druck des Briefes nicht befohlen.

Da der vorgelesene Brief des Kaisers, verbunden mit einigen andern bedenklichen Umständen, die Frankreicher, wegen der Sicherheit ihrer Gränzen, sehr besorgt gemacht hatte: so las Mirabeau, im Nahmen des diplomatischen Ausschusses, an eben diesem Tage (28 Januar) einen Bericht vor, in welchem er die damalige politische Lage Europens meisterhaft schilderte. »Wenn es bloß darauf ankäme (so sprach er) den Frankreichern die Furcht zu benehmen; so würden wir zu ihnen sprechen: Habt mehr Zutrauen auf Euch selbst, und auf den eigenen Vortheil Eurer Nachbarn! Der Turiner Hof wird nicht ein, ihm nützliches Bündniß, einheimischem oder fremdem Grolle aufopfern. Er wird nicht seine Politik nach seiner Lage abmessen. Die freie Schweiz, die den Traktaten getreue Schweiz, beinahe ein Theil von Frankreich, wird dem Despotismus, den sie gestürzt hat, weder Waffen noch Soldaten liefern. Sie würde sich schämen, Verschwornen Schutz zu geben, und Rebellen zu unterstützen. Leopold war selbst Gesetzgeber, und

seine Gesetze fanden ebenfalls Widersprecher und Feinde. Er hat eine zahlreiche Armee; Er hat weit ausgedehnte Gränzen. Sollte er auch den Krieg lieben, ungeachtet er seine Regierung mit einem Friedensschlusse angefangen hat, so würde seine Politik ihm nicht erlauben, gegen Mittag seine Waffen zu kehren. Sollte er wohl jenen Provinzen, die noch, zwischen dem Uebermaaße einer Freiheit welche man ihnen verdorben hat, und zwischen der Klugheit einer Unterwerfung welche nur so lange dauern kann als dieselbe erträglich seyn wird, hin und her wanken, zeigen wollen, wie Diejenigen den Ueberwindern widerstehen, die in ihrem eigenen Lande über die Tyrannei gesiegt haben? Fürchtet Ihr etwa, einige Deutsche Fürsten, die sich stellen, als glaubten sie, die Regierungsform einer unumschränkten Nation hätte mit der Ausübung ihrer Gesetze vor einigen privilegirten Theilen ihres Landes stille stehen sollen? Könnte es wohl mehr der Vortheil dieser Fürsten seyn, Krieg führen zu wollen, als auf eine vortheilhafte Weise zu unterhandeln? Und könnten sie sich in Gefahr setzen wollen, die Entschädigung, welche Eure Gerechtigkeit ihnen anbietet, zu verlieren? Mag doch, in barbarischen Jahrhunderten, das Feudalrecht ein Schloß gegen das andere bewaffnet haben: es läßt sich begreifen. Aber daß ganze Völker Krieg führen sollten, um einige Bauerhütten in der Knechtschaft zu erhalten: das glauben selbst Diejenigen nicht, welche solche Drohungen im Munde führen. Vielmehr ist es klar, daß, wenn die Fortschritte unserer Revolution unsern Nachbarn Furcht einflößen, diese Furcht selbst uns Bürge seyn muß, daß sie nicht durch gefahrvolle Herausforderungen, unsere Ruhe stören werden! — Oder sind es etwa einige ausgewanderte Frankreicher, einige heimlich ge-

Digitized by Google

worbene Soldaten, die Euch Schrecken einjagen? Aber hat sich denn nicht der Haß solcher Feinde bis jetzt in unmächtigen Drohungen ergossen? Wo sind ihre Bundesgenossen? Welche große Nation wird ihrer Rachsucht fröhnen; welche wird ihnen Waffen und Subsidien liefern; welche wird ihnen den Betrag der Auflagen, das Blut der Staatsbürger aufopfern wollen? — Oder fürchtet Ihr England? Bei andern Europäischen Mächten ist es hinlänglich, in die wahrscheinlichen Gesinnungen der Kabinetter einzudringen. Wenn aber von Großbrittannien die Rede ist, dann muß man auch auf die Stimme des Volkes hören. Was haben wir von dem Engländischen Ministerium zu hoffen, oder zu fürchten? Von jetzt an schon die großen Grundlagen einer ewigen Brüderschaft zwischen seiner Nation und der unsrigen zu legen, würde eine eben so tugendhafte als seltene Politik verrathen. Erst noch den Ausgang abzuwarten; sich in Bereitschaft setzen, um eine Rolle spielen zu können; und vielleicht Europa beunruhigen, um nicht müßig zu bleiben: so würde ein Intrigenmacher verfahren, welcher die Fama einen Tag lang in Bewegung setzt, weil er nicht Ansehen genug besitzt, um sich mit einer wohlthätigen Verwaltung begnügen zu können. Wohlan! Das Engländische Ministerium befindet sich jetzt auf diesem Scheidewege. Wird es auf demjenigen Wege fortgehen, auf welchem das Gute ohne großes Aufsehen zu finden ist? oder auf demjenigen Wege, auf welchem großes Aufsehen, aber vielleicht auch schreckliche Schläge sich finden? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß es nicht klug gehandelt seyn würde, auf Ausnahmen und auf politische Tugenden zu rechnen. Darum ersuche ich Euch, in dieser Rücksicht nicht allzu sicher zu seyn. Jedoch darf ich, zu einer Zeit, in welcher

Digitized by Google

man bei uns die Engländische Nation verleumdet, wegen des Druckes der Schrift eines Mitgliedes des Unterhauses, welchen jeder Bewunderer großer Talente, mit Betrübniß, unter der Zahl der abergläubigen Widersacher der menschlichen Vernunft gesehen hat; a) zu einer solchen Zeit, darf ich nicht verschweigen, was ich aus sicheren Quellen erfahren habe: daß nehmlich die Engländische Nation sich gefreut hat, als wir die charta magna der Menschheit bekannt machten, welche wir unter den Trümmern der Bastille gefunden hatten. Ich darf nicht verschweigen, daß, wenn gleich einige unserer Beschlüsse gegen die bischöflichen oder politischen Vorurtheile der Engländer angestoßen haben, sie dennoch unserer Freiheit sich freuen; weil sie wohl einsehen, daß alle freie Völker unter sich eine Assekuranzgesellschaft gegen die Tyrannen errichtet haben. Ich darf nicht verschweigen, daß, mitten aus diesem, in seinem eigenen Lande so achtungswürdigen Volke, eine schreckliche Stimme gegen diejenigen Minister sich hören lassen würde, die es wagen dürften, einen blutdürstigen Kreuzzug gegen uns zu leiten, um unsere Konstitution anzugreifen. Mitten aus jenem, für die Freiheit klassischen Lande, würde ein Vulkan ausbrechen, um die sträfliche Parthei zu verschlingen, welche an uns die traurige Kunst versuchen wollte, Völker zu unterjochen, und denselben die, von ihnen zerbrochenen Ketten, wiederum anzulegen. Diese öffentliche Meinung werden die Minister nicht verachten. Sie macht zwar in England nicht so großen Lärm, aber sie ist stärker und unveränderlicher, als bei uns. Ich fürchte daher keinesweges einen öffentlich erklär-

a) Mirabeau spielt hier auf die berühmte Schrift des Burke an.

ten Krieg. Die bedrängten Umstände ihrer Finanzen; die Regierungskunst ihrer Minister; die Großmuth der Nation; und die aufgeklärten Männer, welche sich, in so großer Anzahl, unter derselben befinden, sind mir Bürge für alle geraden Angriffe. Aber heimliche Manövers; geheime Mittel, um Zwietracht anzufachen; um beide Partheien im Gleichgewichte zu erhalten; um die eine Parthei durch die andere zu schwächen; um sich unserer Wohlfahrt zu widersetzen: dieß, dieß hätte man vielleicht von einigen übelgesinnten Politikern zu besorgen. Sie könnten hoffen, daß, durch Verlängerung der Zwietracht; durch Begünstigung unserer politischen Streitigkeiten; durch Versprechungen den Mißvergnügten gemacht; durch Erlaubniß, einem unserer wahnsinnigen Exminister (Calonne) gegeben, den Mißvergnügten einige unbestimmte Versprechungen zu machen; durch heftige Schriftsteller, die man gegen uns aufstellt: sie könnten hoffen, uns zuletzt den Despotismus und die Freiheit gleich verhaßt zu machen; uns an uns selbst verzweifeln zu machen; uns langsam aufzuzehren; und uns an einer politischen Schwindsucht sterben zu sehen. . . . . Von solcher Art könnten die krummen Gänge der Politik des Kabinets seyn, ohne Theilnehmung, ja sogar ohne Vorwissen des Engländischen Volks. Allein eine so niederträchtige Politik, welche man bloß von einem Feinde des menschlichen Geschlechts erwarten müßte, ist so kurzsichtig, daß nur sehr gemeine Menschen sich derselben bedienen könnten, und daß sie in unserem Zeitalter eben nicht sehr zu befürchten ist. Frankreicher! werft nun Eure Augen über unsere Gränzen! Ihr seht Nachbarn, welche, so wie wir, des Friedens, und keiner Feinde bedürfen. Ihr seht Menschen, welche man nicht mehr so leicht, um ungerechter Kriege wil-

Digitized by Google

len, in die Schlacht führen wird; Staatsbürger, welche, weniger frei als wir, heimlich unsere Fortschritte in der Revolution mit Vergnügen betrachten, gleichsam als eine Hoffnung die ihnen allen bleibt. Nun übersieht die Fläche unseres Reiches, und fühlt Ihr Mißtrauen, so lernt auch Eure Kräfte kennen. Man hat Euch gesagt: Ihr hättet keine Armee mehr, da doch alle Eure Staatsbürger Soldaten sind; Ihr hättet kein Gold mehr, da doch, bei der mindesten Gefahr, alles Vermögen der Staatsbürger den öffentlichen Schatz ausmachen würde; ein Krieg könnte Eure Konstitution beunruhigen, gleichsam, als wenn nicht die Zelten eines Lagers alsobald der Zufluchtsort der Gesetzgeber desjenigen Volkes werden würden, welches seine ersten Gesetze auf dem Märzfelde gab. Wo ist er, der unsinnige Tyrann, der sich der Gefahr aussetzen wollte, zu erobern was er nicht behalten könnte? Wenn der größere Theil einer Nation frei bleiben will, giebt es alsdann irgend eine Art von Macht, welche verhindern könnte, daß sie frei bliebe!»

Am 13. März schrieb der Minister, Hr. de Moutmorin, folgenden Brief an den diplomatischen Ausschuß der Nationalversammlung, über die Lage des Reiches, und über die Gesinnungen der auswärtigen Mächte:

»Ich habe den Brief erhalten, welchen Sie mir die Ehre erwiesen am siebenten an mich zu schreiben, und in welchem Sie mich ersuchen, Sie in den Stand zu setzen, der Nationalversammlung Rechenschaft ablegen zu können, über die Maaßregeln, welche, in dem mir übertragenen Departement, genommen worden sind, um, zufolge der Beschlüsse der Versammlung, die Gränzen sicher zu stellen. Die Maaßregeln, welche von dem mir anvertrauten Departement abhängen,

können in weiter nichts bestehen, als in einer genauen und wachsamen Aufsicht über alles Dasjenige, was uns beruhigen könnte. Der König hat mir, in dieser Rücksicht, die allergemessensten Befehle gegeben, und diese habe ich den Gesandten, welche an der Gränze sich befinden, übersandt. Die Antworten, die ich von denselben erhielt, enthalten bis jetzt nicht eine einzige Thatsache, welche uns in Besorgniß setzen könnte. Da man aber, über Nachrichten, deren Grad von Wahrscheinlichkeit ich nicht bestimmen kann, dennoch besorgt ist: so habe ich, im Nahmen Seiner Majestät, den Befehl gegeben, die Wachsamkeit zu verdoppeln. Und, unabhängig von den allgemeinen Maaßregeln, welche dem gewöhnlichen Gange der Geschäfte gemäß sind, habe ich noch andere Maaßregeln genommen, vermöge welcher ich, auf das Allergenaueste, Alles erfahren werde, was an solchen Orten vorgeht, wo wir keine Gesandten haben, in so ferne es auf die Sicherheit unserer Gränzen Einfluß haben könnte. In kurzer Zeit werde ich ganz zuverläßig erfahren: ob das Gerücht, welches sich verbreitet hat, gegründet ist, und in wie ferne dasselbe gegründet ist. Ich werde es mir zur Pflicht machen, den diplomatischen Ausschuß, und vorzüglich das Kriegsdepartement, davon zu benachrichtigen: denn meine Pflicht besteht darin, demselben, zu rechter Zeit, Nachricht von den Gefahren zu geben, welche uns drohen könnten; und ihm liegt es ob, sich in Bereitschaft zu setzen, um die Gefahr abzuwenden. Auch rechne ich unter die Maaßregeln, welche dazu dienen, die Ruhe im Inneren und von außen zu erhalten, die Negoziationen, welche nunmehr mit denjenigen Deutschen Fürsten, die Güter in Frankreich besitzen, sind angefangen worden. Der Beschluß, durch welchen der König ersucht wird, diese Unterhand-

lungen anzufangen, wurde mir, am ersten Dezember 1790, von dem Hrn. Siegelbewahrer zugesandt, und schon am sechsten desselben Monats, sandte ich, auf Befehl Seiner Majestät, unsern Gesandten bei jenen Fürsten alle nöthigen Instruktionen. Viere dieser Fürsten haben eingewilligt, in Unterhandlung zu treten; nehmlich: der Herzog von Zweibrücken; der Prinz Maximilian, dessen Bruder; der Herzog von Würtemberg; und der Fürst von Leiningen. Die Unterhandlung mit dem bevollmächtigten Gesandten des Hrn. Herzogs von Würtemberg, ist in voller Thätigkeit. Die Unterhandlung mit dem Pfälzischen Hause Zweibrücken würde eben so weit vorgerückt seyn, wenn nicht die Diener des Herzogs von Zweibrücken, und des Prinzen Maximilians, es schwer gefunden hätten, den Schaden, welchen diese Fürsten erlitten haben, genau anzugeben. Die Papiere, welche ihr Agent erwartete, sind entweder angekommen, oder werden noch in der laufenden Woche ankommen: und dann wird diese Unterhandlung mit aller der Thätigkeit fortgesetzt werden, deren dieselbe fähig ist. Eben das wird auch mit dem Hrn. Fürsten von Leiningen geschehen, welchem ich sehr anliege, sein Versprechen, daß er in Unterhandlung treten wolle, zu erfüllen. Der Herr Bischof von Basel will nur so lange warten, bis die Ruhe in seinen Ländern wird hergestellt seyn, um alsdann Jemand, der von Ihm, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, bevollmächtigt seyn wird, hieher zu senden. Die übrigen Fürsten geben sich Mühe, den Kaiser und das Reich zu ihren Gunsten in Bewegung zu setzen; und ihre Forderungen verursachen zu Regensburg eine merkliche Gährung. Schon vor einiger Zeit habe ich geglaubt, Maaßregeln nehmen zu müssen, um dem

Wiener-

Wienerhofe, sowohl über unsere Grundsätze, als über die Ansprüche der Fürsten, die nöthigen Erläuterungen zu geben. Auch habe ich dem Gesandten zu Berlin einen ähnlichen Auftrag gegeben. Die Gesinnungen dieser beiden Höfe gegen uns sind sehr friedfertig: und ich habe Ursache zu glauben, daß die Stärke der Vernunftgründe und der Weisheit, in den Gemüthern derjenigen Fürsten, welche an diesem Geschäfte Antheil haben, die Oberhand gewinnen werden. Jedoch würde es mir unmöglich seyn, hierüber irgend etwas Gewisses zu sagen: und ich halte dafür, daß die, im Innern unsers Reiches zu nehmenden Maaßregeln, vorzüglich beitragen müssen, um uns von außen sicher zu stellen; so wie auch, um den Unterhandlungen einigen Erfolg zu geben. Die Aufhebung der bischöflichen Rechte ist keiner Unterhandlung fähig, weil es nicht möglich ist, die Fürsten, welche hieran Antheil haben, zu entschädigen. Dennoch scheint gerade dieser Gegenstand am eifrigsten betrieben zu werden. Hiebei ist nichts anders zu thun, als eine feste und unerschütterliche Entschlossenheit zu zeigen, und dann ruhig abzuwarten, bis Zeit und Vernunft diesen Forderungen ein Ziel setzen, auf welche unsere neue Konstitution uns nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen erlaubt. Auch glaube ich Ihnen, meine Herren, im Voraus berichten zu müssen, daß unsere militairischen Unterhandlungen mit den Schweizern sehr gut fortgehen, und daß man dieselben als zu unserer gänzlichen Zufriedenheit geendigt ansehen dürfe. Unser Gesandter in der Schweiz hat die allergemessensten Befehle, diesen Gegenstand mit vorzüglicher Thätigkeit zu betreiben. Endlich glaube ich, auch von demjenigen, was neulich, die Gesandten betreffend, vorgefallen ist, Ihnen einige Nachricht geben zu müssen, ungeachtet die-

ser Gegenstand nicht unmittelbar die öffentliche Ruhe angeht. Ich habe von den Gesandten, auf Befehl Seiner Majestät, den, durch die Konstitution vorgeschriebenen Eid, gefordert. Hr. Bombelles, der Gesandte zu Venedig, hat mir seinen Abschied zugesandt, ehe ich noch seine Antwort auf den, ihm zugesandten Befehl, mir seinen Eid zu übersenden, hatte erhalten können. Sogleich ist er zurück berufen worden. Die Stelle zu Genf, welche Hr. Castellane bekleidete, ward aufgehoben, noch ehe von dem verlangten Eide die Rede war. Den Eid des Hrn. Kardinal de Bernis hat mir die Nationalversammlung zurück gesandt. Nun habe ich diesem Gesandten geschrieben: er solle mir den Bürgereid, ohne alle Einschränkung, übersenden, oder seine Stelle niederlegen. Aus der Antwort, welche ich vorgestern von dem Hrn. Kardinal de Bernis erhielt, sehe ich: daß er glaubt, er könne keinen andern Eid leisten, als denjenigen, den er mir vorher übersandt hatte. Jetzo will ich nur so lange warten, bis die Gesundheit Seiner Majestät mir erlaubt, Befehle mir zu erbitten, um ihn zurück zu rufen, und ihm, sowohl als dem Herrn Bombelles, einen Nachfolger zu ernennen. Dieses sind, wie mir scheint, alle Gegenstände, über welche Sie Erläuterungen verlangen könnten. Sollte es noch andere Gegenstände dieser Art geben, so bitte ich Sie, mir dieselben anzuzeigen: dann werde ich mich bemühen, Ihnen alle Erläuterungen zu geben, welche ich zu geben im Stande bin.

»Montmorin.«

Zur Erläuterung des vorstehenden Briefes dient: daß der Französische Gesandte zu Rom, der Kardinal de Bernis, zu dem vorgeschriebenen Bürgereide, die Worte hinzugesetzt hatte; »ohne jedoch hiedurch

»demjenigen, was ich Gott und dem Köni»ge schuldig bin, Etwas entziehen zu »wollen.«

Der Kardinal de Bernis hat sich, aus einem niedrigen Stande, sehr hoch gehoben. Als Abbe de Bernis kam er nach Versailles. Daselbst erhielt er die Gunst der verwittweten Herzoginn Daiguillon. Diese Dame stellte ihn der Madame de Pompadour, der Maitresse Ludwigs des Funfzehnten, vor. Der Abbe hatte viel Verstand, und besaß, in dem höchsten Grade, die Talente eines Höflings. Bei der Pompadour wußte er sich so beliebt zu machen, daß sie ihm erlaubte, zu jeder Zeit sie zu besuchen. Bei ihr traf er oft den König an. Er war damals arm und stark verschuldet. Die Favoritinn des Monarchen hielt für ihn um eine einträgliche Pfründe an. Hr. de Mirepoix versprach, daß er die erste Pfründe haben sollte, welche erledigt werden würde. Aber, ungeachtet der Bitten der Madame Pompadour, ungeachtet des Befehls des Königs, gab Hr. de Mirepoix die erste Pfründe, welche ledig wurde, einem Andern. Madame de Pompadour gerieth in einen heftigen Zorn, und beklagte sich bei dem Monarchen bitterlich. »Das habe ich Ihnen ja schon lange gesagt« antwortete Ludwig »daß ich gegen meine Minister »nichts vermag, und daß sie mehr zu sagen haben als »ich. Aber was ist zu thun? Ich kann doch nicht alle »Geschäfte allein besorgen. Beruhigen Sie Sich. »Wenn Derjenige, den Sie begünstigen wollen, keine »Pfründe erhalten kann: so soll er wenigstens eine »Pension von sechs tausend Livres auf das erste Bis»thum haben, welches vakant werden wird.« Bald nachher schlug Hr. de Mirepoix dem Könige Jemand, an die Stelle eines, eben ledig gewordenen, Bisthums

vor. Der König unterschrieb, setzte aber daneben die Worte: »jährlich sechs tausend Livres an den Abbe »Bernis abzugeben.« — Das ist sehr viel, Euer Majestät. — »Wenn Euer Protegirter das Bis»thum nicht annehmen will, so mag er es lassen« antwortete der König. Auf diese Weise fieng sich die glückliche Laufbahn des Abbe Bernis an. Nachher stieg er immer höher. Er kam in den Staatsrath, und wurde sogar Minister: dann fiel er in Ungnade, erhielt den Kardinalshut, und endlich die Stelle eines Französischen Gesandten zu Rom. Durch die Revolution verlohr er Alles.

Zu Anfange des Monats Aprill wurden die Französischen Gesandten an den auswärtigen Höfen beinahe alle verändert. Die Stelle des Kardinals de Bernis zu Rom, erhielt Hr. de Segur der ältere. An die Stelle des Hrn. de Segur kam nach St. Petersburg Hr. Dosmond, bisher Gesandter im Haag. Nach dem Haag gieng Hr. de Gouvernet (der Sohn des vormaligen Kriegsministers, Hrn. de la Tour du Pin). Hr. de Vibraye gieng, von Dresden, als Gesandter nach Schweden. Hr. de Montesquiou (der Sohn des Mitgliedes der Nationalversammlung) kam nach Dresden, als bevollmächtigter Gesandter Seiner Majestät. Hr. de Durford gieng von Florenz nach Venedig, an die Stelle des Hrn. de Bombelles. Hr. Bonne Carrere gieng als bevollmächtigter Gesandter nach Lüttich. Dieser Bonne Carrere ist der Sohn eines Gewürzkrämers aus Gaskogne. In dem Jakobinerklub wurde er, wegen seiner außerordentlichen Heftigkeit, bewundert, und als er zum Gesandten ernannt wurde, bekleidete er die Stelle eines Sekretairs dieses Klubs. Daß Hr. de Montmorin einen solchen

Mann nach Lüttich sandte, dieses erweckte den Unwillen aller Rechtschaffenen.

Auf den am 14. Dezember 1790 von Seiner Kaiserlichen Majestät an den König von Frankreich geschriebenen Brief, wurde, im Nahmen des Königs, am 22. Januar 1791 geantwortet. Diese Antwort ward aber erst am 19. März dem Reichsminister, dem Fürsten von Colloredo, überreicht. Sie lautete wie folgt a):

a) Sérénissime et très puissant Empereur, Monsieur nôtre très cher et très amé bon frère, cousin et beaufrère. Nous avons reçu la lettre que Vôtre Majesté Nous a écrite le 14. du mois dernier. Elle est rélative aux réclamations de quelques Princes de l'Empire, qui ont des possesions en Alsace et en Lorraine. Nous ne saurions cacher à Vôtre Majeste que Nous avons vu avec autant de peine que de surprise ces Princes s'addresser à Elle, pour un objet qui n'a, par sa nature, aucune connexion avec l'Empire d'Allemagne; qui ne les intéresse qu'à raison de leur qualité de vasaux de la France; et par rapport auquel Nous leur avons fait toutes sortes de prévenances, dans la vue de les engager à transiger amiablement avec Nous. Nous sommes persuadés d'avance, que Vôtre Majesté, instruite de ces circonstances, jugera comme Nous, que Nos procédés envers les Princes ne devoient leur laisser rien à désirer, s'ils eussent voulu considérer les choses sous leur veritable point de vue; et Nous Nous flattons que Votre Majesté, convaincue de cette verité, non seulement n'appuiera plus leurs réclamations, mais aussi qu'elle les exhortera à se prêter sans retard aux arrangemens qui leur ont été proposés de Nôtre part. Nous serons d'autant plus sensibles à ce que Votre Majesté jugera expédient de faire dans cette vue, que rien ne Nous tient plus à coeur que de maintenir les liens qui subsistent depuis si long tems entre le Royaume de France et l'Empire germanique, et de convaincre chacun de ses membres en particulier, de l'affection sincére que Nous

»Durchlauchtigster und Großmächtigster Kaiser, Unser sehr geliebter guter Bruder, Vetter und Schwager. Wir haben den Brief erhalten, welchen Eure Majestät Uns am 14. des verflossnen Monats geschrieben hat. Es betrifft derselbe die Beschwerden einiger Deutschen Fürsten, welche Besitzungen im Elsaß und in Lothringen haben. Wir können Euer Majestät nicht verheelen, daß Wir mit eben so großem Bedauren als Erstaunen vernommen haben, daß sich diese Fürsten an Ew. Kaiserl. Majestät in einer Sache wenden, welche, ihrer Natur nach, gar keine Verbindung mit dem Deutschen Reiche hat; welche sie nur in so ferne angeht, als sie Vasallen von Frankreich sind; und in Rücksicht welcher wir ihnen alle Arten von zuvorkommenden Anträgen gemacht haben, um sie zu vermögen, gütlich mit Uns zu unterhandeln. Wir sind im Voraus überzeugt, daß nachdem Eure Majestät von diesen Umständen unterrichtet sein wird, Sie, eben so wie Wir, der Meinung seyn werden, daß Unser Verfahren gegen die Fürsten denselben nichts würde zu wünschen übrig gelassen haben, wofern sie die Dinge aus dem rechten Gesichtspunkte hätten ansehen wollen: und Wir schmeicheln Uns, daß Eure Majestät, von dieser Wahrheit überzeugt, nicht allein ihre Beschwerden nicht

---

lui portons, a l'exemple des Rois nos Ancêtres. Ecrit à Paris le 22 Janvier 1791.

De Votre Majesté
Bon frère, Cousin et Beaufrère
Louis.

Montmorin.

Addresse.

Au sérénissime et très puissant Empereur, Roi de Hongrie et de Bohême Monsieur notre très-cher et très-amé bon Frère, Cousin et Beaufrère.

länger unterstützen, sondern sie auch vermahnen werde, sich ohne Aufschub den Vorschlägen zu fügen, welche ihnen Unsererseits geschehen sind. Alles, was Eure Majestät in dieser Rücksicht zu thun für nöthig halten möchte, wird Uns um so viel angenehmer sein, da Uns nichts so sehr angelegen ist, als die Verbindungen zu unterhalten, welche, seit so langer Zeit, zwischen dem Königreiche Frankreich und dem Deutschen Reiche vorhanden sind, und ein jedes Glied desselben insbesondere zu überzeugen, daß Wir ihm, nach dem Beispiele der Könige Unserer Vorfahren, mit aufrichtiger Zuneigung zugethan sind.«

»Gegeben zu Paris am 22. Januar 1791.«

»Ew. Majestät

»Guter Bruder, Vetter und Schwager

»Ludwig.«

»Montmorin.«

Es gelangte hierauf, am 26. April, durch den Prinzipal-Kommissair, den Fürsten von Thurn und Taxis, ein Kommissions-Dekret an die Reichsversammlung zu Regensburg. Der Inhalt dieses Dekrets lautete dahin: »daß Seine Kaiserl. Majestät, »um dem Reichsverfassungsmäßigen Antrage des Kur»kollegiums zu entsprechen, an den König von Frank»reich, unter dem 14. Dezember des vorigen Jahres, »ein Schreiben in der Art erlassen, wie solches der »Reichsobristhauptlichen Obliegenheit, für die Auf»rechthaltung der Reichsfriedensschlüsse Sorge zu tra»gen, entsprechend, auch den Kaiserlichen, in dem »§. 2. des IV. Artikels der Wahlkapitulation versicher»ten, friedfertigen Gesinnungen gegen Benachbarte, »gemäß sey, und darauf erst unterm 19. März die »Königl. Französische Antwort erhalten hätten. Im»mittelst habe die Französische Nation immer fortge-

»fahren, ihre Entschlüsse, ohne Unterschied, in dem »Elsaß und in Lothringen in Vollzug zu setzen, wes»halb jene, welchen an Aufrechthaltung der Reichs»friedensschlüsse besonders gelegen, nicht nachgelassen »hätten, den Kaiserl. Schutz angelegentlichst anzuflehen. Wie nun solchergestalt besonders dringend ge»worden, daß ein standhafter Reichsschluß in dieser »Sache gefaßt werde, so gäben hiemit Seine Kaiserl. »Majestät von der erhaltenen Antwort Eröffnung, und »erwarteten demnächst ein ergiebiges Reichsgutachten, »um dadurch in Stand gesetzt zu werden, über diese »Sache einen Reichsschluß zu fassen, und sodann, in »Gemäßheit desselben, die weitere Reichsoberhaupt»liche Vorkehre eintreten lassen zu können.«

Hiedurch wurde also die Angelegenheit des Elsasses zu einer förmlichen Reichssache gemacht, welches bisher die Nationalversammlung, durch verkehrte Vorstellungen, auf alle Weise zu vermeiden gesucht hatte. Das Kommissions-Dekret wurde, am 30. April, von Kur-Mainz zur Diktatur gebracht, und von dem Kurmainzischen Gesandten ward ein vorläufiger Plan zu einer künftigen Berathschlagung vorgelesen, nach welchem sich die Stellvertreter und Abgeordneten bei ihren einzuholenden Instruktionen richten könnten. Die Propositionspunkte des Kurmainzischen Gesandten waren folgende Fragen:

1. »Ob nicht Alles, was Frankreich, wider den bisherigen Besitzstand im Elsaß, gegen die Deutschen Stände, Ritterschaft und Angehörige, in allen und jeden ihren Besitzungen, geistlichen und weltlichen Rechten, gewaltsam verhängt hat, für ungerecht, nichtig und friedensbrüchig anzusehen sey?«

2. »Ob nicht Alles dasjenige, was von Elsaß an Frankreich, wie nahmentlich und deutlich durch den Münsterischen und nachherigen Frieden, unterworfen worden ist, in specie das integrale Hochstift Strasburg, dermalen noch als zum Deutschen Reiche gehörig zu betrachten sey?«

3. »Ob einzelne Deutsche Besitzer im Elsaß, durch eigene, stillschweigende oder ausdrückliche, Anerkenntniß der Französischen Souverainetät, dem Deutschen Reiche etwas haben vergeben können, und ob dergleichen Konventionen, zumal jetzt, noch in Betrachtung kommten können, da die Französische Nation sich selbst daran weiter nicht mehr binden will?«

4. »Ob nicht überhaupt Deutschland dermalen allenfalls befugt ist, alle die Friedensschlüsse für unverbindlich und aufgehoben anzusehen, wodurch ehmals so viele Provinzen von dem Deutschen Reiche abgekommen sind?«

5. »Welche Mittel und Wege zu ergreifen seyen, um sowohl diejenigen Besitzungen, geist- und weltlichen Deutschen Gerechtsame, welche nie wirklich der Französischen Souverainetät unterworfen worden, zu behaupten; als was auch in Ansehung der wirklichen unterworfenen, das Reich in seiner Garantie-Eigenschaft, zumal für seine eigenen Reichsstände, zu beschließen habe?«

Ganz anders sprach Kur-Braunschweig. Von diesem Kurfürstlichen Ministerium erschien auf dem Reichstage eine Denkschrift, welche die Rechte des Deutschen Reiches im Elsasse und Lothringen zu bezweifeln schien, und welche eine entscheidende Einschreitung von Seiten des Reiches zu voreilig finden wollte.

Der wesentliche Inhalt dieser Denkschrift war folgender a):

I. »Im Allgemeinen, in Thesi, seyen die Friedensschlüsse, welche in der unterstellten Angelegenheit als Entscheidungsquellen angezogen würden, dunkel und undeutlich in ihrer Fassung, und schienen den Französischen Behauptungen das Wort zu reden.«

II. »Nach der besondern Lage, in Hypothesi, zu urtheilen, hätten die Deutschen Reichsstände von Zeit zu Zeit mit der Krone Frankreich besondere Verträge eingegangen und die Französische Hoheit anerkannt. Frankreich habe sich im Besitze der Souverainetät seit hundert Jahren befunden, weswegen die Reichsständischen Lande im Elsaß als avulsa Imperii zu betrachten seyen.«

III. »Außerdem sey diese Angelegenheit zu einer entscheidenden und bestimmten Entschließung von Seiten des Deutschen Reichs noch nicht reif. 1) Aus Abgang der gesetzlichen Verlässigkeit einer allgemeinen Theilnahmt des ganzen Reiches, 2) wegen dem merklichen Unterschiede, der unter den mitbefangenen Theilen eintreten müsse, und 3) wegen der im Mittel liegenden Möglichkeit einer vollkommenen Schadloshaltung von Seiten Frankreichs.«

IV. »Das deutsche Reich müsse überhaupt eine kluge Auswahl von Mitteln treffen, a) damit das Ansehen des Reiches nicht kompromittirt, und b) die vorliegenden Kreise und Reichsstände nicht Preis gegeben würden.«

---

a) Flüchtige Betrachtungen S. 42. ff.

Digitized by Google

»Diesem vorgängig könne:

V. »Dermalen nur von einer zweckmäßigen Einleitung zur freundschaftlichen Ausgleichung und näheren Untersuchung, oder Sicherstellung der Beschwerden, die Frage seyn.«

Am vierten März beschloß die Nationalversammlung: daß künftig nicht mehr als sechs Marschälle von Frankreich seyn sollten, und daß die übrigen ihre Gnadengehalte nicht ferner bezahlt erhalten sollten.

Am folgenden Tage (am 5. März) trat Hr. Viktor de Broglio, ein eifriger Demokrat, (obgleich der Sohn des Marschalls de Broglio, welcher, im Jahre 1789, die, um Paris versammelten, Truppen kommandirt hatte) auf den Rednerstuhl. Er stellte vor: »Durch das, an dem vorigen Tage gegebene »Gesetz, würde sein Vater die Früchte eines funfzig»jährigen, getreuen Dienstes, einer großen Tapferkeit »und eines großen Ruhmes, verlieren. Sein Vater »habe ruhig in dem Schooße seiner Familie gelebt: da »hätten ihn die Feinde des öffentlichen Wohls, zu An»fange der Revolution, berufen, um ihm das Kom»mando der Armee zu übergeben. Er hätte zwar ge»horcht, allein ohne die treulosen Plane der Rathge»ber des Königs zu kennen. In den Staatsrath hätte »er keinen Zutritt erhalten. Auch hätte er die merk»würdigen Worte gesagt: ich sehe zwar eine Ar»mee aber wo sind die Feinde?« Nachdem Hr. de Broglio seinen Vater auf diese Weise entschuldigt hatte, suchte er ihn noch darüber zu entschuldigen, daß er sich nunmehr zu Trier, unter den Ausgewanderten, aufhielte. »Mein Vater« fuhr er fort »hat sich »einen einsamen Aufenthalt gewählt, in welchem er »ruhig und tadellos, lebt. Unter die traurigsten Um-

Digitized by Google

»stände seiner Lage rechnet er, daß er den sträflichen »Einladungen ausgesetzt ist, welche die Feinde des Va»terlandes, wegen seiner großen Fähigkeiten, mehr »als Einmal frech genug gewesen sind, an ihn gelan»gen zu lassen. Auf folgende Weise hat er, nach sei»nem bekannten freimüthigen Karakter, diesen treulo»sen Agenten geantwortet. Eine eben so große Frei»müthigkeit, die mir nicht einmal erlaubt, das Belei»digende in dieser Antwort zu mildern, sey Ihnen ein «Beweis der Genauigkeit meiner Erzählung. Er hat »zu diesen Agenten gesagt: Ich sehe ein, daß man »mit demjenigen, was in Frankreich vor»geht, sehr unzufrieden seyn könne; aber »ich kann nicht ohne Unwillen von einem »Plane hören, welchen Frankreicher ma»chen, um die Waffen gegen ihr eigenes »Vaterland zu kehren. Fort! fort! Ihr »seyd mir ein Greuel!« Hierauf verlangte Hr. de Broglio, daß man, zu Gunsten seines Vaters, eine Ausnahme von dem Gesetze machen, und demsel»ben sowohl seine Stelle, als seinen Gehalt lassen möch»te. Demzufolge beschloß die Versammlung: daß sie diese Bitte gewähren wollte.

Als der Hr. Marschall de Broglio zu Trier die Nachricht von der Bittschrift seines Sohnes in den öffentlichen Blättern las, da ließ er folgende Erklä»rung in denselben abdrucken:

»Trier am 12 März 1791.«

»In dem No. 65 des Tageblatts Moniteur, »habe ich eine Bittschrift gelesen, die von meinem »Sohne herkommt, und mich betrift. Ich war ganz »erstaunt, zu sehen, daß er sich hat erlauben dürfen, »ein, ihm von mir oft wiederholtes, Verbot zu über»treten, nehmlich: daß er, unter keinem Vorwande,

»das Publikum mit dem was mich angeht unterhalten »sollte. Mein Erstaunen war noch größer, als ich »fand, daß die Worte, welche man mir in den Mund »legt; die Thatsachen, die man erzählt; und die Be»hauptungen, welche seine lange Bittschrift enthält, »gleich falsch sind. Meine Hochachtung für die Wahr»heit legt mir die, für einen Vater höchst unangeneh»me, Pflicht auf, Alles förmlich leugnen zu müssen.«

»Der Marschall Herzog von Broglio.«

Ueber diesen Brief ließ die Nationalversammlung dem Hrn. Viktor Broglio Erläuterungen abfordern. Und da man seine Antwort nicht genugthuend fand, so wurde, in der Versammlung, an dem 24. März, vorgeschlagen: den, zu Gunsten des Hrn. Marschalls de Broglio gegebenen, Beschluß zurückzunehmen, und den Hrn. Marschall seiner Stelle und seines Gehalts zu berauben. Allein die Entscheidung dieser Sache wurde noch auf einige Zeit weiter hinaus verschoben.

Am 22. März fingen die Debatten über die Rechte und die Pflichten der Königlichen Familie an. Der erste Gegenstand, worüber debattirt wurde, war die Regentschaft: und dieser Gegenstand war um so viel wichtiger, weil die Orleansche Parthei ihren einmal gemachten Plan, wenn der König sterben sollte, den Herzog von Orleans zum Regenten des Königreichs zu ernennen, noch nicht aufgegeben hatte.

Hr. Thouret hielt, im Nahmen des Konstitutionsausschusses, einen Vortrag über die Regentschaft. Die Hauptsätze waren folgende:

»Das Recht die Regentschaft zu übertragen gehört der Nation, eben so gut als das Recht die königliche Würde zu übertragen. Die Regentschaft muß Demje-

nigen übertragen werden, welcher am meisten dabey interessirt ist, die königliche Würde aufrecht zu erhalten. Folglich sind solche Verwandte des Königs, welche sich nicht in dem Reiche aufhalten, von der Regentschaft ausgeschlossen. Weil die Weiber von der Thronfolge ausgeschlossen sind, so bleiben sie auch von der Regentschaft ausgeschlossen. In dem Falle, daß kein Verwandter des Königs fähig zu der Regentschaft wäre, müßte die Erwählung des Regenten einer Versammlung von 830 Wahlherren (zehen aus jeder Abtheilung) überlassen werden. Die Mitglieder dieser Versammlung würden den Titel Kommissarien (Mandataires) tragen, um sie von den Gesetzgebern zu unterscheiden, welche keine Aufträge erhalten. Bis der Regent gewählt ist üben die Minister die ausübende Gewalt aus, und müssen, für alles was sie thun, verantwortlich seyn. Ein, dem Regenten an die Seite gesetzter, Staatsrath (conseil de régence) würde gänzlich überflüssig seyn. Ein solcher Staatsrath war wohl gut, zu jener Zeit, da die Nation, aus Unwissenheit, sich aller ihrer Rechte hatte berauben lassen. Damals hatte dieselbe von den Unternehmungen eines Regenten Alles zu befürchten. Jetzund aber wäre von einem Regenten nicht mehr zu besorgen, als von dem Könige selbst. Der König ist nicht vor dem achtzehnten Jahre als mündig anzusehen.«

Kaum war dieser Vortrag abgelesen, als schon einige Mitglieder der Versammlung laut ausriefen: »Stimmt! Stimmt!« Sie wollten den Vorschlag, ohne alle Debatten, sogleich annehmen.

Hr. Cazales billigte den Vorschlag im Ganzen, verlangte aber, daß die, durch das Gesetz bestimmten, drei Tage, zu der Berathschlagung über denselben angewendet werden sollten. Auch verlangte er: es sollte

vorläufig festgesetzt werden: daß der Regent niemals über die Person des Königs die Aufsicht haben könne.

Hr. Barnave sagte: Untheilbarkeit und Unverletzbarkeit müßten der Regentenwürde eben so gut angehören, als der königlichen Würde, folglich könne nur Ein Regent zu gleicher Zeit seyn. Auch müßte die Regentenwürde eben so gut erblich seyn, als die königliche Würde. Jedoch so, daß Derjenige, der einmal die Regentschaft angetreten habe, dieselbe, bis zur Mündigkeit des Königs, fortführe; und daß nicht, wie der Ausschuß verlange, Derjenige, welcher, wegen seiner Unmündigkeit, von der Regentschaft ausgeschlossen worden wäre, dieselbe nachher, wenn er mündig werde, übernehmen, und sich an die Stelle des bisherigen Regenten setzen könnte. Diese Unbeständigkeit würde für die öffentliche Ruhe höchst gefährlich seyn. Wenn niemand vorhanden sey, der, durch das Gesetz, zu der Regentschaft bestimmt sey, so müsse ein Regent gewählt werden. Und diese Wahl müsse der gesetzgebenden Versammlung überlassen werden.

Der Abbe Maury hielt eine lange Rede. Er zitirte das Beispiel Englands, wo der König niemals unmündig ist, und wo kein Gesetz über die Regentschaft vorhanden ist. Er behauptete: der Plan des Ausschusses beraubte die Nation des Rechts, nach Gefallen die Regentschaft zu bestimmen und zu vergeben. Auch wäre in diesem Plane von vielen möglichen Fällen gar keine Rede: von der Gefangenschaft des Königs, von seinem Aufenthalte außer dem Reiche, und von seinem Wahnsinne. Er berief sich, wegen aller dieser Fälle, auf die Geschichte. Ferner sagte er: das Salische Gesetz erstreckte sich nicht bis auf die Regentschaft, und man könnte daher die Mütter der Könige nicht von der Regentschaft ausschließen. Er zählte

aus der Französischen Geschichte, vier und zwanzig Regentinnen her: eine Schwiegermutter, zwei Großmütter, und ein und zwanzig Mütter des Königs. Die Regentschaft und die Aufsicht über den König könnten nicht, ohne große Gefahr, getrennt werden. Auch würde eine Königinn, welche die Aufsicht über den König hätte, großen Einfluß behalten. Des Abbe Maury Vorschlag war: man sollte über die Regentschaft gar nichts festsetzen; sondern, wenn der Fall einträte, so sollte die gesetzgebende Versammlung die Regentschaft, im Nahmen der Nation, vergeben. Und indessen sollte ein Staatsrath gewählt werden, in welchem die Königinn Mutter, nebst allen Anverwandten des Königs, die älter wären als drei und zwanzig Jahre, Sitz und Stimme haben müßten. Der Abbe Maury führte verschiedene Anekdoten aus der Geschichte an, um seine Meinung zu unterstützen. »Einen »Beweis,« sagte er, »daß eine Königinn Mutter kein »anderes Interesse zu haben glaubt, als das Interesse »ihres Sohnes; einen Beweis dieser Art gab die »Französische Königinn Anna von Oesterreich, die »Mutter Ludwigs des Vierzehnten. Diese setzte, mit »Standhaftigkeit und mit glücklichem Erfolge, den »gegen Spanien angefangenen Krieg fort.«

Hr. Mirabeau. »Ich glaube nicht, daß wir über die von dem Hrn. Abbe Maury aufgeworfene Frage zu debattiren nöthig haben. Denn in einem Lande, in welchem die Weiber von der Thronfolge ausgeschlossen sind, müssen dieselben auch von der Regentschaft ausgeschlossen bleiben. Aber eine andere, weit interessantere Frage, bietet sich uns dar, nehmlich: soll die Regentschaft erblich seyn, oder soll der Regent gewählt werden? Die Regentschaft ist ganz etwas anders als die Thronfolge. Das Gesetz, welches für die

Thron-

Thronfolge gilt, kann daher nicht für die Regentschaft gelten. Der Regent muß gewählt werden. Warum sollen wir den Regenten aus den Händen des Zufalls annehmen? Dieses ist also die große Frage, über welche wir debattiren müssen: ob die Regentschaft nach dem Rechte der Erstgeburt, oder aus freier Wahl des Volkes, zu ertheilen sey?«

Hr. Barnave. »Ich habe nichts dagegen, daß man morgen, über die von dem Hrn. Mirabeau aufgeworfene Frage, sich berathschlage. Aber es sey mir erlaubt, vorläufig einige Gedanken hinzuwerfen, um zu zeigen, wie auffallend, wie frech es ist, Euch eine solche Frage vorzulegen. Die Geschichte beweist nur zu sehr, daß die Minderjährigkeit der Könige jederzeit ein gewaltsamer Zustand ist, welcher mancherlei Partheien erzeugt. Die Unbequemlichkeit einer freien Wahl wird, in einem solchen Falle, noch größer, weil so mancherlei Hoffnungen und Plane daraus entstehen können. Eine solche Regentschaft könnte selbst der königlichen Würde gefährlich werden. Derjenige, welcher, mit dem vollen Glanze der königlichen Würde, mit aller der Macht, die er durch diese Würde erhielte, noch den weit größern Vorzug verbände, von dem Volke gewählt, durch die Stimmen einer ganzen Nation zu der Regentschaft gerufen worden zu seyn; Derjenige, welchen die Nation gleichsam als ihr politisches Kind ansehen könnte: ein Solcher hätte die allermächtigsten Mittel in seiner Gewalt, um die politische Freiheit zu vernichten. Die Regentschaft würde vielleicht weiter nichts für ihn seyn, als der erste Schritt, um sich des Thrones zu bemächtigen. Vielleicht würde er die ganze Regierungsform umändern: vielleicht würde er Frankreich in ein Wahlreich verwandeln. Erinnern Sie Sich, meine Herren, an alle die Stürme, wel-

che, zu Anfang der Revolution, ausbrachen! Erinnern Sie Sich an die heftigen und unmoralischen Erschütterungen, welche die Wiege unserer Freiheit hin und her geworfen haben! Wären damals zwei bis drei Männer, welche die Gesinnungen und die Talente eines Cromwells besaßen, und welche, eben so wie Cromwell, bei dem Volke übermäßig beliebt waren; wären diese damals zu Regenten gewählt worden: hätten sie nicht, bei der Größe ihrer Talente, bei der großen Popularität, deren sie genossen, es dahin bringen können, die Krone erblich zu machen? Hütet Euch, o! hütet Euch, diese gefährliche Bahn zu der Anarchie und zu der Tyrannei zu eröffnen! Hütet Euch ein Saamenkorn auszustreuen, aus welchem, bei einer jeden Veränderung der Regierung, eine Revolution entstehen müßte!«

(Allgemeines und lautes Beifallklatschen, in allen Theilen des Saals.)

Das Geheimniß der Verschwörung der Orleansschen Parthei hatte nunmehr Hr. Barnave ganz öffentlich entdeckt; er hatte sogar Mirabeau so genau bezeichnet, daß Jedermann die Augen auf ihn richtete. Aeußerst aufgebracht hierüber, stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Er sprach mit sichtbarer Verwirrung: Er suchte sich zu vertheidigen, aber es gelang ihm nicht. Mit folgenden Worten endigte er seine Rede: »Was den letzten Einwurf des Hrn. »Barnave angeht, so muß ich gestehen, daß ich den»selben sehr stark finde. Aber das angeführte Beispiel »macht denselben keinesweges stärker. Denn, wenn »jene zwei bis drei unmächtige Menschen, von denen »er spricht, einen solchen Plan zu machen fähig gewe»sen wären; so würden sie nur um soviel gewisser an »den Galgen gekommen seyn. Und, weil nun einmal

»Cromwell zitirt worden ist, so will auch ich eine »seiner Sagen zitiren. Er lustwandelte eines Tages »mit seinem getreuen Gefährten Lambert. Rund »um ihn her jauchzte das Volk ihm zu. Lambert, »voller Freuden, wollte Cromwellen auf die außer»ordentliche Popularität aufmerksam machen, deren »er genösse. »O! glaube mir (antwortete der Tyrann, »mit Bekümmerniß) glaube mir, dieses Volk würde »uns noch weit lauter zujauchzen, wenn wir uns auf »dem Wege nach dem Galgen befänden.« . . . .

(Lautes und allgemeines Beifallklatschen.)

»Ich verlange nunmehr, daß man morgen untersuchen »solle: ob es besser sey, die Wahl des Zufalls, einer »überlegten Wahl vorzuziehen.«

An diesem Tage (22 März) beschloß die Versammlung:

1. »Zu Anfang einer jeden Regierung soll die ge»setzgebende Versammlung, wenn dieselbe nicht ver»sammelt ist, gehalten seyn, sich ohne Verzug zu ver»sammeln.«

2. »Wenn der König minderjährig ist, so soll das »Königreich durch einen Regenten regiert werden.«

Am 23 März sprach zuerst:

Hr. Pethion. Er verglich die Regentschaft mit einer Vormundschaft, und die Nation mit einer Familie, die den Vormund wählt. Daher hielt er dafür: der Regent müßte gewählt werden. Auf die Geschichte dürfe man sich (sagte er) keinesweges berufen. Die Geschichte beweise, in diesem Falle, nichts: denn, noch habe kein Volk, dessen die Geschichte erwähne, den Patriotismus und das Nationalgenie der Frankreicher besessen. »Ueberdieß,« fuhr er fort, »wird das Recht »einen Regenten zu wählen, dem Volke die Oberherr»schaft in Erinnerung bringen, welche ihm gehört,

»und welche ganz vergessen werden würde, wenn sie »bloße Theorie bliebe, und nicht, durch feierliche »Thatsachen, zuweilen wirklich in Ausübung gebracht »werden könnte.«

Hr. de Clermont Tonnerre. »Wie kann man uns gegen die gewaltsamen Stöße sicher stellen, welche mit der Wahl eines Regenten nothwendig verbunden seyn müßten. Unmöglich kann ich ohne Schrecken alle die Uebel betrachten, welche, aus einer so unvorsichtigen Einrichtung, nothwendig entstehen müßten. Und noch sehe ich gar keinen Vortheil, welcher den damit verbundenen Nachtheilen das Gleichgewicht halten könnte! Mir scheint es, daß die Regentschaft erblich, wie die Krone seyn müsse.«

Hr. Mirabeau hielt eine lange Rede, um zu beweisen, daß der Regent von dem Volke gewählt werden müsse. Die Freunde sowohl als die Feinde Mirabeaus gestanden alle: daß diese Rede ein ganz unverständliches und undeutliches Gewäsche sey, und daß Mirabeau den Streitpunkt vorsätzlich zu verwirren suche. »Uebrigens (so sprach er, indem er seine Rede »endigte) übrigens halte ich dafür, ich, der ich über »diesen Gegenstand reiflich nachgedacht habe, daß wir »denselben allzuwichtig behandeln. Die königliche »Würde ist allzufest gegründet, allzugut vermöge des »Gesetzes eingeschränkt, als daß diejenigen, welche der »Zufall zu derselben berufen möchte, zu fürchten wären. Eben das findet auch in Rücksicht des Regenten statt, und Dieser ist weiter nichts als ein Prinzipalminister, der keine Verantwortlichkeit hat. Daher halte ich dafür, daß die Würde eines Regenten »erblich seyn könne.« a)

a) Il en sera de même du Régent, qu'il ne faut considérer, que comme un premier Ministre irresponsable. Je

Hr. Duport. »Ihr müßt nicht den schrecklichen Fall vergessen, wo Derjenige, welcher zu der Regentschaft berufen wird, sich weigern sollte den Bürgereid zu leisten. Soll er, in diesem Falle, von der Regentschaft, oder auch von der königlichen Würde, ausgeschlossen werden?

(»Ja! Ja! Ja!« riefen mehrere Stimmen.)

Gut! Aber Wem soll er den Eid leisten, wenn die gesetzgebende Versammlung gerade dann keine Sitzungen hält?«

Hr. Barnave. Der Regent, oder der neue König, kann alsdenn indessen einem Bürgerrathe den Eid leisten.

Hr. le Chapelier. Es würde sehr unpolitisch seyn, eine so große Strafe auf die Verweigerung des Eides zu setzen. Der Prinz, welcher der Revolution auch noch so sehr entgegen wäre, würde den Eid leisten, um dieselbe desto kräftiger angreifen zu können. Eine solche Bedingung würde der erblichen Thronfolge eine Veränderung drohen. Es ist gar nicht nöthig den Eid aufzulegen. Und wir haben das Recht nicht, eine Bedingung zu machen, welche die festgesetzte Thronfolge verändern könnte.

(Großer Lärm und lautes Murren.)

Hr. de Montlausier. Wenn aber der Prinz sich außer dem Reiche, oder über Meer befindet?

Hr. Mirabeau. Ueber dem Rheine wollen Sie sagen!

---

pense donc, que le plan du Comité peut être adopté. *Journal des débats*, welches mit dem Protokolle der Versammlung ausgegeben wird, No. 662. p. 12. Man bemerke, daß diese Rede Mirabeaus, so wie noch viele andere seiner Reden, in dem Buche: Mirabeau peint par lui-même, nicht ganz richtig abgedruckt worden ist.

(Die linke Seite klatschte diesem witzigen Einfalle lauten Beifall zu, ungeachtet derselbe höchst unanständig war: denn man berathschlagte sich über ein allgemeines, für immer geltendes, konstitutionelles Gesetz, auf welches die gegenwärtigen Zeitumstände gar keinen Einfluß hätten haben sollen.)

Die Versammlung beschloß:

3. »Die Regentschaft des Königreiches soll, als »ein Vorrecht, während der ganzen Zeit der Minder»jährigkeit des Königs, seinem nächsten, volljährigen, »Anverwandten von väterlicher Seite gehören: und »wenn die Grade der Anverwandtschaft gleich sind, dem »ältesten.«

4. »Jedoch kann kein Anverwandter des Königs, »gesetzt auch daß derselbe alle die genannten Eigen»schaften besäße, Regent seyn, wenn er nicht ein »Frankreicher ist; wenn er sich nicht in dem Reiche »aufhält; wenn er nicht den Bürgereid geleistet hat; »auch nicht, wenn er wahrscheinlicher Erbe einer an»dern Krone ist.«

»Sobald die Regentschaft dem Regenten zugefal»len ist, so soll sein erstes Geschäft seyn, eine Prokla»mation ergehen zu lassen, welche die Leistung des bür»gerlichen Eides enthalten muß, nebst dem Verspre»chen, diesen Eid vor der gesetzgebenden Versammlung »zu wiederholen, sobald dieselbe versammelt seyn »werde.«

5. »Die Weiber sind von der Regentschaft ausge»schlossen.«

Am 24 und 25 März kamen noch folgende Artikel hinzu:

6. »Sollte, aus irgend einer Ursache, der Regent »nicht sogleich sein Amt antreten können, oder sollte »der Regent erst zu wählen seyn: so sind indessen die

»Minister gehalten, vorläufig, die vollziehende Ge»walt, in so ferne dieselbe die Verwaltung des König»reiches angeht, auszuüben; jedoch so, daß sie, für »Alles was sie thun, verantwortlich bleiben.«

7. »Zu diesem Zwecke sollen sich die Minister zu ei»nem Staatsrathe versammeln, u. s. w.« (ein Artikel, welcher bloß allein die Minister angeht.)

8. »Der Regent soll gehalten seyn, in die Hände »der gesetzgebenden Versammlung, der Nation den »Bürgereid zu leisten.«

9. »Der Regent soll alle Amtspflichten der königli»chen Würde ausüben, sich aber an die, durch die »Konstitution vorgeschriebenen, Vorschriften halten. »Auch soll er persönlich, für die, diese Pflichten be»treffenden, Handlungen nicht verantwortlich seyn.«

10. (Dieser Artikel bestimmt die Formel, nach welcher die Proklamationen, u. s. w. während der Regentschaft, abgefaßt seyn sollen.)

11. »Sollte, wegen der Minderjährigkeit desjeni»gen Anverwandten, welchem die Regentschaft gehört, »dieselbe durch die Wahl vergeben, oder auf einen »entferntern Verwandten gefallen seyn: so wird dieser »die Amtspflichten derselben, bis zu der Volljährig»keit des Königs, ausüben.«

12. »Sobald der König das Alter von vierzehn »Jahren erreicht hat, soll derselbe, um seines eigenen »Unterrichts willen, in dem Staatsrathe sitzen.«

13. »Wenn der König achtzehn volle Jahre alt ist, »dann soll derselbe volljährig seyn. Von diesem Tage »an soll die Regentschaft aufhören, und die Gesetze, »Proklamationen, und andere gesetzliche Handlungen, »sollen nicht länger in dem Namen des Regenten aus»gefertigt werden.«

14. »Sobald der König volljährig geworden ist, »soll derselbe, durch eine, in dem ganzen Reiche be»kannt gemachte, Proklamation ankündigen: er habe »die Volljährigkeit erreicht, und er habe die Amts»pflichten der königlichen Würde selbst übernommen. »Diese Proklamation soll seinen Eid enthalten, mit »dem Versprechen, daß er denselben, vor der gesetzge»benden Versammlung wiederhohlen wolle, sobald die»selbe versammelt seyn werde.«

15. »Die Regentschaft des Königreiches gibt gar »kein Recht über die Person des minderjährigen Kö»nigs.«

16. »Die Aufsicht über den minderjährigen König »soll seiner Mutter anvertraut werden.«

17. »Wenn die Mutter des minderjährigen Königs »die Aufsicht nicht übernehmen kann, so soll diese Auf»sicht Jemand anvertrauet werden, den die gesetzge»bende Versammlung wählen wird. Und vorläufig »soll der Justizminister gehalten seyn, über die Erhal»tung der Person des Königs zu wachen. Auch soll »er für dieselbe verantwortlich seyn.«

18. »Die Königinn verliert die Aufsicht über den »König, falls sie sich, während der Minderjährigkeit, »verheirathen sollte.«

19. »Derjenige, welchem, statt der Königinn Mut»ter, die Aufsicht über den König übertragen werden »wird, soll, in die Hände der gesetzgebenden Ver»sammlung, der Nation den Bürgereid leisten.«

20. »Die Nationalversammlung behält sich vor, »durch ein besonderes Gesetz dasjenige zu bestimmen, »was die Erziehung des Königs, oder des wahrschein»lichen Thronerben, angeht.«

21. »Die Regentschaft kann nicht, mit der Auf»sicht über den König, in Einer Person vereinigt seyn.

Digitized by Google

»Das Alter, welches zur Regentschaft erfordert wird, »ist das Alter von fünf und zwanzig vollen Jahren.«

Nachdem diese Artikel beschlossen waren, fuhr Hr. Thouret fort: »die königliche Würde ist das höchste »öffentliche Amt. Auf diesem Satze beruht Alles. Ein »öffentliches Amt ist mit Pflichten verbunden, welche »erfüllt werden müssen. Dieß ist unsere Theorie. Wer »dieselbe nicht annehmen will, der muß beweisen, daß »die königliche Würde nicht ein öffentliches Amt sey.«

Hr. de Cazales. Ich höre wohl, daß Euer Ausschuß, auf eine respektwidrige Weise fortfährt, das höchste erbliche Oberhaupt der Nation mit der großen Menge öffentlicher Beamter zu vermengen. Man sollte wenigstens bedenken, daß ein freies Volk für seinen König und für die königliche Familie Ehrfurcht haben muß. Noch einmal kommt der Ausschuß zurück, auf jenen unglaublichen Vorschlag, welcher dem Könige verbietet das Königreich zu verlassen, und zufolge welches der König, wenn derselbe, nach einer Proklamation der gesetzgebenden Versammlung, nicht in das Königreich zurück gekehrt ist, als seiner Stelle verlustig angesehen wird. Ich will nicht noch einmal wiederholen, daß dieses heiße: dem Könige das Kommando der Armee abnehmen; und ihn verhindern, das Königreich zu vertheidigen. Kann der König seine Krone verlieren, so muß er können gerichtet werden; kann er gerichtet werden, so ist er abhängig; ist er abhängig, so befindet er sich in der Knechtschaft: dann ist es vorbei mit der Freiheit; dann ist es aus mit dem Glücke des Volkes! Die Erblichkeit des Thrones habt nicht Ihr festgesetzt. Der Thron war erblich, ehe Ihr versammelt waret. Das habt nicht Ihr beschlossen, daß die Krone erblich seyn solle: sondern Ihr habt es, zufolge des, von der Französischen Nation erhaltenen,

Befehles anerkannt. Nicht von Euch, nicht von Eurer Konstitution, hat die königliche Familie das Recht zur Thronfolge erhalten: sondern sie hat dieses Recht, zufolge des Verlangens der Französischen Nation, seit acht hundert Jahren; und Ihr waret, vor allen Dingen, genöthigt, dieses Verlangen anzuerkennen. Ein Recht welches Ihr nicht übertragen habt, könnt Ihr auch nicht nehmen. Sollte indessen, in dem Uebermuthe ihrer Gewalt, durch welchen sie so oft irre geleitet wurde, die Versammlung vergessen, was dieselbe der Nation und dem Könige schuldig ist: so will wenigstens ich schwören: dem Eide, welchen ich geleistet habe, jederzeit getreu zu verbleiben. Ich schwöre: das rechtmäßige Ansehen meines Oberherren anzuerkennen, und dem Blute Ludwigs des Heiligen und Heinrichs des Vierten getreu zu verbleiben.

(Bei diesen Worten standen alle Mitglieder der rechten Seite auf, und Jeder sprach, ganz laut: »ich »schwöre es.«)

Hr. Pethion. Können wir zugeben, daß man die Nation auf eine solche Weise herabwürdige? Niemals hat Jemand frecher und unvernünftiger sich unterstanden, den Satz anzugreifen, welchen jedermann annimmt, daß nehmlich die Nation der Oberherr sey, als mein Vorgänger. Er hat sich sogar unterstanden, diese Nation die Unterthanen des Königs zu nennen: gleichsam als könnte es, unter einem freien Volke, andere Unterthanen geben, als die Unterthanen des Gesetzes. Dieses ist die einzige Unterwürfigkeit, die einzige Sklaverei, welche sich für eine Nation schickt, deren vornehmste Pflicht und deren vorzüglichste Tugend in der Ehrfurcht für das Gesetz besteht.

(Lautes Beifallklatschen der linken Seite sowohl, als der Gallerien)

Eine andere Wahrheit die nicht geleugnet werden kann, ist die: daß der König selbst dem Gesetze unterworfen ist. Außerdem würde er ein Despot seyn. Setzt der König zöge gegen sein Königreich, an der Spitze einer Armee von 40,000 Mann: wäre er dann nicht strafbar? . . . .

Abbe Maury. Folglich hätte Heinrich der Vierte den Galgen verdient?

Hr. Alexander de Lameth. Wer so raisonnirt, wie Hr. de Cazales, der verräth die Nation; der erkennt den König, als im eigenthümlichen Besitze der königlichen Würde; und er leugnet, daß das Volk ein Recht habe, die Regierung nach Gefallen abzuändern. Kann man wohl, in einer Versammlung, welche beschlossen hat, daß die Oberherrschaft der Nation zugehöre, dergleichen Sätze vorbringen? Wie lange wagt man es noch, unser und der Nation zu spotten, indem man vorgibt, der König habe gar keine Pflichten? Wenn der König seine Amtspflichten ausübt, dann ist er unverletzlich. Wir sind dem Könige getreu; aber dem konstitutionellen Könige, der souverainen Nation, und dem Gesetze.

Am 28 März wurden diese Berathschlagungen fortgesetzt. In dem Nahmen des Konstitutionsausschusses sprach Hr. Thouret: »Weit entfernt von uns sey jeder Gedanke den Thron verächtlich zu machen, oder die königliche Würde verunstalten zu wollen. Sie ist der Schlußstein unserer Konstitution, und sie verbürgt der Nation ihre Freiheit. Wer unter uns wollte nicht dem Könige getreu seyn? Ist nicht diese Treue, vermöge der Konstitution, geboten? Haben wir, auch nur bei einer einzigen Gelegenheit, welche sich uns darbot, verabsäumt, das Gewölbe unseres Versammlungssaales von Jubelgeschrei, zu Ehren derselben,

ertönen zu lassen? Aber die königliche Würde ist ein öffentliches Amt, und folglich ist Derjenige, welcher dieselbe bekleidet, ein öffentlicher Beamter. Und, in der That, wenn die königliche Würde Ehrfurcht von uns fordert, so geschieht dieses eigentlich nur in so ferne dieselbe das höchste öffentliche Amt ist, welches nur irgend Jemand bekleiden kann. Oder unter welchem andern Vorwande könnte sie unsere Verehrung fordern? Der Titel des ersten Stell-Ersetzers, oder Nachrückers, ist ebenfalls der einzige, welcher Demjenigen zukommen kann, der die Aussicht hat, dieses öffentliche Amt nach dem Könige bekleiden zu dürfen. Denn bemerken Sie, meine Herren, daß der Titel wahrscheinlicher Thronerbe ein Eigenthum, ein Erbgut voraussetzt. Die königliche Würde pflanzt sich nicht durch Erbschaft fort: sondern es pflanzt sich dieselbe, so wie ein jedes anderes öffentliches Amt, durch Fortsetzung der ersten Uebertragung fort, solange diese Uebertragung der Erbfolge folgt. a)«

Nachdem Hr. Thouret, im Nahmen des Konstitutionsausschusses, der Nationalversammlung seine metaphysischen Taschenspielerkünste mit meisterhafter Geschicklichkeit vorgegaukelt hatte; da beschloß er seine Rede mit einem philosophisch-deklamatorischen Blendwerke: »O! wie sie sich irren, Diejenigen, die da sagen: für uns sey nichts heilig! unter dem mensch-

a) La Royauté ne se transmet pas héréditairement, mais, comme une fonction publique, par continuation de la délégation primitive, tandque cette délégation suit l'ordre héréditaire. An diesem Beispiele mag der Leser sehen, zu welchen ungereimten und abgeschmackten Folgerungen, die, von der Nationalversammlung angenommenen, metaphysischen Grundsätze, Gelegenheit geben! Trauriger Mißbrauch des menschlichen Verstandes!

lichen Geschlechte bleibe nichts dauerhaft und beständig! Alles was wahr, alles was gerecht ist, wird bleiben unter uns: aber auch nichts anderes! Das Reich des Empirismus ist vorüber! Falsche Größen, falsche Lehren, falsches Ansehen, vorgebliche Eigenschaften, vorgebliche Talente: Alles, was auf dem Probesteine der Vernunft und der öffentlichen Meinung nicht bestand, das ist gefallen! Man hat zu Euch gesagt: ein König werde ein öffentlicher Beamter seyn, so wie etwa ein Mitglied des Bürgerrathes; und der wahrscheinliche Thronerbe werde der Stell-Ersetzer des Königs seyn, etwa so wie ein jedes Mitglied der Nationalversammlung seinen Nachrücker hat. Weg mit diesen Karrikaturen! Aufrichtig laßt uns die Wahrheit suchen! Wollt Ihr die königliche Würde, bei aufgeklärten Völkern, dauerhaft und bleibend machen: so machet, daß die königlichen Vorrechte nicht mit den unvertilgbaren Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit im Widerspruche seyen; und daß Nichts vorhanden sey, was freie und vernünftige Menschen abhalten könne, sich denselben zu unterwerfen!«

Hr. Cazales. Ich will nicht einmal untersuchen: ob es, unter irgend einer Voraussetzung, erlaubt seyn könne, einen Plan vorzulegen, nach welchem das Volk seinen rechtmäßigen Oberherren von dem Throne stoßen dürfte. Diese Frage muß mit einem ehrfurchtsvollen Schleier bedeckt bleiben; und überdieß sind jetzt die Zeitumstände nicht von solcher Art, daß eine so gefährliche Berathschlagung statt finden könnte. Aber ich behaupte: daß, den Fall vorausseh en zu wollen, in welchem ein König eine solche Strafe verdienen könnte, schon eine Art von Verbrechen ist. Durch dergleichen Debatten lehrt man das Volk ungehorsam zu seyn . . . .

Digitized by Google

(Hr. Pethion= Was verstehen Sie unter dem Ausdrucke: das Volk?)

Ich verstehe: die ganze Nation! Diese lehrt man, sage ich, in welchem Falle sie ihren Oberherrn von dem Throne stoßen könne. Dergleichen Grundsätze, die jetzt so oft vorgebracht werden, sind schuld an dem Hange der Gemüther zu der allersträflichsten Ausgelassenheit; an dem Zustande einer völligen Gesetzlosigkeit, in welcher das Königreich sich befindet; und an der Menge von Frevelthaten, durch welche die Revolution besudelt wird. Ihre erndtet selbst die bittern Früchte Eures unpolitischen Verfahrens ein. Die Nationalversammlung hat gar das Recht nicht, den Fall zu bestimmen, in welchem der Thron entledigt seyn könnte. Die Erblichkeit des Throns ist durch das Verlangen des Französischen Volkes festgesetzt worden. Die Könige haben ihre Krone nicht von Gott und ihrem Schwerdte: das weiß ich recht gut; auch ich bin weit entfernt, solche lächerliche Fabeln statt der Wahrheit annehmen zu wollen. Allein schon seit acht hundert Jahren ist die Erblichkeit des Thrones festgesetzt. Förmlich hat die Nation Euch anbefohlen, dieselbe beizubehalten. Ihr habt also weiter nichts gethan, als einem Befehle gehorcht, der von einem Höheren herkam als wir sind. Folglich habt Ihr gar das Recht nicht, einem Grundsatze, der nicht von Euch herkommt, eine Bedingung anzuhänden. Wollt Ihr dieses thun: so wagt es, öffentlich bekannt zu machen: daß Ihr gesonnen seyd die Regierungsform abzuändern!«

Hr. Karl de Lameth. Ich verlange, daß die Frage sogleich entschieden werde. Man spricht von andern Dingen, und man geht von dem Gegenstande ab, damit wir Zeit verlieren.

Digitized by Google

Nach langen und heftigen Debatten, welche mit vielen groben Ausfällen und mit beleidigenden Ausdrücken für einzelne Mitglieder untermischt waren, verließ die ganze rechte Seite der Versammlung den Saal; dann beschloß die linke Seite einstimmig, weil Niemand mehr da war, der es der Mühe werth gehalten hätte zu widersprechen, folgendes:

1. »Die öffentlichen Beamten sollen gehalten seyn, »solange ihr Amt daurt, an dem Orte, wo sie dasselbe »ausüben, zu bleiben, wenn sie nicht, wegen angege»bener und gebilligter Gründe, Erlaubniß zu reisen »erhalten haben.«

2. »Der König, als erster öffentlicher Beamter, »muß innerhalb, und nicht weiter als zwanzig Stun»den von der Nationalversammlung entfernt, sich auf»halten, solange dieselbe versammelt ist. Nachdem sie »aus einander gegangen ist, kann der König in einem »jeden andern Theile des Reiches sich aufhalten.«

»Sollte der König das Königreich verlassen, und »sollte Er, nachdem Er, durch eine Proklamation der »gesetzgebenden Versammlung, eingeladen worden ist »zurück zu kommen, nicht nach Frankreich zurück keh»ren: so würde Er angesehen werden, als hätte Er die »Krone niedergelegt.«

3. »Da der wahrscheinliche Thronerbe in dieser »Eigenschaft der erste Stellersetzer des Königs ist: so »ist derselbe gehalten, bei der Person des Königs zu »bleiben. Eine Erlaubniß des Königs ist für ihn hin»länglich, um innerhalb Frankreich zu reisen, aber er »kann nicht, ohne einen, von dem Könige genehmig»ten, Beschluß der Nationalversammlung, das Reich »verlassen.«

4. »Solange der wahrscheinliche Thronerbe min»derjährig bleibt, solange soll derjenige volljährige An»

verwandte, welcher zunächst zu der Regentschaft beru»fen ist, in dem Königreiche sich aufhalten«.

5. »Die Mutter des wahrscheinlichen Thronerben, »soll, solange derselbe minderjährig ist, sowohl als die »Mutter des minderjährigen Königs, solange sie die »Aufsicht über ihn hat, gehalten seyn, innerhalb des »Reiches sich aufzuhalten.«

6. »Die übrigen Glieder der Familie des Königs »sind keinen andern Gesetzen unterworfen, als denen »auch die andern Bürger des Staates unterworfen »sind.«

Nun folgen noch einige andere Artikel, welche aber kein allgemeines Interesse haben, und daher weggelassen worden sind.

Am sechsten April berathschlagte sich die Versammlung, über ein Gesetz, welches den Ministern des Königs ihre Pflichten vorschreiben sollte. Hr. Demeunier schlug vor: daß der König allein das Recht haben solle, seine Minister zu wählen und auch abzusetzen.

Hr. Robespierre. Die Versammlung ist nicht gehörig vorbereitet, um sich hierüber zu berathschlagen. Ich verlange daher Aufschub.

Hr. Karl de Lameth bat die Versammlung, um der Freiheit willen, und um ihrer selbst willen, diesen Artikel nicht zu beschließen, bevor sie nicht das Gesetz, die Verantwortlichkeit der Minister betreffend, würde beschlossen haben. Er brachte in Erinnerung, wie große Gefahr der Konstitution gedroht hätte, wenn nicht der Hr. Erzbischof von Bordeaux, der letzte Siegelbewahrer, nebst den andern Ministern, seine Stelle niederzulegen genöthigt worden wäre. Die Gegenrevolution wäre, sagte er, unvermeidlich gewesen, die Aristokraten . . . . .

(Lau-

(Lautes Gelächter)

Ungeachtet Ihr dieſen Ausdruck lächerlich zu machen ſucht, ſo erkläre ich dennoch: daß ich mich deſſelben jederzeit bedienen werde, weil ich ihn bequem finde.

(Die Gallerien klatſchten dem Hrn. Lameth lauten Beifall zu)

Hr. Pethion verlangte: daß die Nation Einfluß auf die Wahl ſowohl, als auf die Abſetzung der Miniſter, haben ſollte; und daß ſie nur für eine gewiſſe, beſtimmte Zeit, gewählt werden ſollten.

Hr. Le Chapelier. »Dadurch unterſcheidet ſich eine Monarchie von einer Republik, daß, in der erſtern, die Agenten der ausübenden Gewalt durch den König ernannt werden. Es iſt doch auffallend, daß man eine Republik verlangt, ohne die Mittel dieſelbe in Gang zu bringen.« — Hierauf widerlegte er Hrn. Pethion und deſſen ungereimte Meinung, daß das Volk einen Einfluß auf die Wahl der Miniſter haben müſſe, und daß die Miniſter nur auf eine gewiſſe, beſtimmte Zeit, zu wählen ſeyen.

Hr. Karl de Lameth. Vor allen Dingen müſſen wir uns über den, die Miniſter betreffenden, Kriminalkodex berathſchlagen; und wir dürfen uns keinesweges fürchten, zu ſagen: in dieſem, oder in jenem Falle, ſoll der Miniſter gehangen werden.

Nach einem großen Lärme wurde beſchloſſen:

I. »Daß die geſetzgebende Verſammlung dem Kö»nige, über das Verhalten der Miniſter, ſolche Erklä»rungen übergeben könne, die ſie ſelbſt für gut halte: »ja, daß dieſelbe ſogar dem Könige zu erklären befugt »ſey, ſeine Miniſter hätten das Zutrauen der Nation »verlohren.«

II. »Daß die Mitglieder der gegenwärtigen Natio»nalverſammlung, ſo wie auch die Mitglieder der fol-

»genden Versammlungen, vier Jahre lang, von der »Zeit an, da die Pflichten ihrer Stellen aufhören, we»der zu Ministern ernannt, noch von der ausübenden »Gewalt, oder von den Agenten derselben, irgend ein »Amt, eine Stelle, ein Geschenk, einen Gehalt, oder »einen Auftrag, von welcher Art derselbe auch seyn »möge, sollten erhalten können.«

III. »Kein Befehl des Königs soll in Ausübung »gebracht werden, solange derselbe nicht, von dem »Minister welchem der Befehl, zufolge der Art des »Geschäftes, zugehört, unterschrieben ist.«

IV. »In keinem einzigen Falle kann ein mündli»licher, oder ein geschriebener Befehl des Königs, ei»nen Minister der Verantwortlichkeit entziehen.«

V. »Kein Minister kann, wegen solcher Handlun»gen die seine Verwaltung angehen, vor ein Krimi»nalgericht gefordert werden, anders als zufolge eines »Beschlusses der gesetzgebenden Versammlung, welcher »sagt: es sey Ursache zur Anklage vorhanden.«

VI. »Sobald die gesetzgebende Verrsammlung be»schlossen hat: es sey Ursache zur Anklage gegen einen »Minister vorhanden: so hören die Amtsgeschäfte die»ses Ministers auf.«

Hierauf wurden die Geschäfte eines jeden Mini»sters bestimmt.

Der Gehalt der Minister gab zu sehr sonderbaren Debatten Veranlassung. Hr. Robespierre verlang»te: daß man diesen Gehalt so gering machen möge als nur immer möglich wäre. Hr. Garat bewies dage»gen: daß dieses gegen das Interesse der Nation seyn würde, weil sich alsdann die Minister genöthigt sähen, durch mancherlei kleine und unerlaubte Mittel ihre Stellen zu verbessern. Hr. Prieur meinte: man könne die Minister auf den Fuß der Mitglieder der

Nationalversammlung setzen, und ihnen täglich achtzehn Livres Diäten bezahlen. Hr. Lanjuinais hielt dafür, daß die Minister auf alle Weise müßten knapp gehalten werden, damit sie nicht übermüthig würden. Hr. Buzot behauptete: die Minister müßten von dem Könige, aus seiner Zivilliste, bezahlt werden, weil sie Diener des Königs wären.

Endlich ward beschlossen: »daß, aus dem Schatze »der Nation, dem Minister der auswärtigen Angele»genheiten jährlich 150,000 Livres, und den übrigen »Ministern jährlich 100,000 Livres, bezahlt werden »sollen.«

Die Zahl der Minister wurde auf sechs festgesetzt. Nehmlich: der Minister der Gerechtigkeit; der Minister der innern Angelegenheiten; der Minister des Seewesens und der Kolonien; der Kriegsminister; der Minister der öffentlichen Abgaben; und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

»Diejenigen Minister,« hieß es ferner, »welche »Verbrechen gegen die Konstitution begehen, sollen, »nach Maaßgabe der Größe des Verbrechens, entwe»der mit dem Tode bestraft, oder nach den Galeeren »gesandt werden, oder die bürgerliche Ehre verlieren.«

Aeußerst wichtig, sowohl an sich selbst, als in Rücksicht auf ihre Folgen, waren die Debatten der Versammlung über die Kolonien.

Am ersten Februar schlug Hr. Barnave vor: Zu Herstellung der Ruhe in den Kolonien, Abgeordnete dahin zu senden, mit einer Vollmacht, welche sich so weit erstrecken sollte, daß sie sogar Kriminalprozesse aufheben könnten, und diese Abgeordnete mit Instruktionen für die Kolonialversammlungen zu versehen.

Digitized by Google

Die Versammlung nahm den Vorschlag des Hrn. Barnave an.

Eine Gesellschaft zu Paris, welche sich die Freunde der Schwarzen, oder auch die Philanthropen nannte, und deren vorgeblicher Zweck es war, den Negersklaven die Freiheit und den Mulatten alle Rechte der weißen Kreolen zu verschaffen, hatte einige Mulatten bewogen, sich diese Rechte von der Versammlung auszubitten. Am vierten März erschienen die Mulatten vor den Schranken der Versammlung, und verlangten, ihre Bittschrift ablesen zu dürfen.

Hr. de Dillon widersetzte sich. Er stellte vor: daß diese Abgesandten gar keinen öffentlichen Karakter und keine Vollmacht hätten; daß sie von einer sogenannten philanthropischen Gesellschaft hergesandt würden, deren unüberlegter Eifer auf die Versammlung gar keinen Einfluß haben dürfte, und von der es noch überdieß mehr als wahrscheinlich wäre, daß sie aus interessirten Absichten handelte. »Ihr wißt selbst,« fuhr Hr. Dillon fort, »daß die Unruhen in den Kolonien bloß allein vermöge der Besorgnisse entstanden »sind, welche die Kolonisten, wegen der Gesinnungen »der Versammlung über diesen Gegenstand, gefaßt »haben. Ihr wißt, daß diejenigen Kolonien, welche »die lebhafteste und die standhafteste Anhänglichkeit »an Eure Beschlüsse zeigten, es zur ausdrücklichen »Bedingung gemacht haben, daß Ihr über den Stand »der Personen nichts beschließen sollt, ohne vorher die »Kolonien um Rath gefragt zu haben. Ihr habt jetzt »zwanzig Millionen Livres bestimmt, um in denselben »die Ruhe herzustellen. Aber wenn Ihr wegen der »Mulatten einen Beschluß faßt: so reichen fünf hundert Millionen nicht hin; so müßt Ihr die Kolonien

»wiederum erobern, wenn Ihr sie behalten wollt. Ich »erkläre hiemit, in meinem Nahmen sowohl, als in »dem Nahmen aller übrigen Kolonisten, daß wir alle »entschlossen sind, das Schicksal dieser Menschenklasse »zu verbessern. Nehmt Ihr aber wegen der Mulatten »diejenigen unrichtigen und voreiligen Maaßregeln an, »welche eine Gesellschaft Euch vorschlägt, die unser »herrliches Königreich in eine Einöde verwandeln wür»de, wenn man ihren Grundsätzen folgte; dann ist »Alles verlohren. Ich halte es für Pflicht, Euch zu »sagen, daß, wenn die Nachricht in den Kolonien »wird angelangt seyn, daß Ihr Mulatten vor die »Schranken gelassen habet, eine Viertelstunde nach»her die Kolonien in einem gänzlichen und erklärten »Aufruhr werden begriffen seyn.«

Die Mulatten wurden nicht vorgelassen.

Am folgenden Tage las Hr. de Sillery der Versammlung einen Brief von der sogenannten Gesellschaft der Freunde der Schwarzen vor. Sie betheurten: daß sie ihre Plane unabänderlich zu verfolgen entschlossen wären; sie beklagten sich über Hrn. Dillon, welcher sie in der Versammlung verleumdet hätte; und sie verlangten, daß Hr. Dillon seiner Unverletzbarkeit beraubt werde, damit sie ihn vor den Gerichten anklagen könnten.

Es wurde gefragt: von Wem dieser Brief unterschrieben wäre? Hr. de Sillery antwortete: von den Herren Claviere und Briſſot.

Am zwölften Oktober 1790 hatte die Versammlung beschlossen: daß die fünf und achtzig Mitglieder der allgemeinen Kolonialversammlung von St. Domingue, welche mit dem Schiffe Leopard nach Frankreich gekommen waren a), in Frankreich verblei-

a) Man sehe Band 4. S. 241.

ben, und nicht nach St. Domingue sollten zurück kehren dürfen. Zufolge dieses Befehls blieben sie in Frankreich. Am fünften März 1791 las Hr. de Sillery einen, von denselben an die Versammlung geschriebenen, Brief vor. Kaum hatte er angefangen zu lesen, als alle Mitglieder der linken Seite mit grossem Geschrei aufstanden, den Vorleser unterbrachen, und verlangten, daß die Vorlesung des Briefes nicht geendigt würde; und zwar deßwegen, weil dieser Brief, gleich im Anfange, eine bittere Kritik der Arbeiten der Nationalversammlung enthielt.

Hr. Lavie sprach gegen diesen Brief in heftigem Zorne. Hr. Mirabeau verlangte, daß die Verfasser des Briefes vor die Schranken gefordert, und wegen ihres Vergehens einen Verweis erhalten sollten. Hr. Barnave versicherte: die Mitglieder der vormaligen Kolonialversammlung wären nicht die Verfasser des Briefes, sondern Hr. Linguet habe denselben in ihrem Nahmen aufgesetzt.

Am ein und dreißigsten März wurden endlich die Mitglieder der vormaligen Kolonialversammlung von St. Domingue vor die Schranken gelassen. Hr. Linguet sprach in ihrem Nahmen. Er stellte die traurige Lage dieser Männer vor, welche, achtzehnhundert Stunden weit von ihrem Vaterlande entfernt, in Frankreich aufzuhalten sich genöthigt sähen. Dann entschuldigte er Alles dasjenige, was sie vormals, als Kolonialversammlung, zu St. Marc gethan hatten; und beklagte sich über die Versammlung der Wahlherren der nördlichen Abtheilung der Insel St. Domingue, welche sich der Kolonialversammlung und der Ausführung ihrer Beschlüsse widersetzt hätten a).

a) Ebendaselbst.

Die Wahlherren der nördlichen Abtheilung hatten Abgesandte nach Paris gesandt, um sich gegen die Kolonialversammlung zu vertheidigen. Diese Abgesandten fanden sich durch die, von Hrn. Linguet gehaltene, Rede beleidigt. Sie vertheidigten sich daher, gegen die vorgebrachten Beschuldigungen, in einem Briefe, welcher am fünften Aprill in der Nationalversammlung vorgelesen wurde. Hierauf fuhr Hr. Linguet, an eben diesem Tage, fort den Aufsatz vorzulesen, welchen er, im Nahmen der Kolonialversammlung, verfertigt hatte. Er endigte seine Rede auf folgende Weise: »Nunmehr komme ich zu dem Zeitpunkte, in welchem gegen die Kolonialversammlung Gewalt gebraucht wurde. Der Entschluß dazu ward »am 29. Julius gefaßt a). Am folgenden Tage wurde derselbe ausgeführt; und, um Mitternacht, ein »muthiger Bürgerrath von wüthenden Soldaten angefallen und ermordet. Der General, trunken von »Freude über diesen Sieg, gab Befehl gegen die Kolonialversammlung zu marschiren. Sie war eben »versammelt. Sie berathschlagte sich, und beschloß: »nach Frankreich zu segeln, um daselbst zu erfahren, »wie sie sich zu verhalten hätte. »»Laßt uns«« so sprachen sie »»bei unsern Brüdern in Europa gerechte und »»weise Gesetze hohlen, welche uns Glück und Frieden »»bringen werden. Fort! fort!«« — Zwei Stunden »nachher unternehmen diese standhaften Patrioten ihre »Reise b); sie schiffen sich ein, zu der allerstürmischten »Jahrszeit; sie verlassen (die meisten schon in einem »hohen Alter) das Ufer, und geben sich den wüthenden »Wellen preis. Die Eigenthümer überlassen ihre Gü-

a) Man sehe Band 4. S. 241.
b) Ebendaselbst.

»ter Händen, die weniger betriebsam sind als ihre ei»genen Hände; die Männer verlassen ihre Weiber; »die Väter ihre Kinder: Nichts ist vermögend sie zu»rück zu halten. »Wir reisen« so sprachen sie »zu der »»Versammlung; und wir wollen derselben Eure Bit»»ten, vereinigt mit unsern Bitten, vorlegen. Die »»Gesetzgeber Frankreichs sind großmüthig. Sie wer»»den uns gütig anhören; sie werden uns billig rich»»ten.« — So sprachen sie; und von dem Ufer zum »Schiffe, und von dem Schiffe zum Ufer rief man sich »zu: »Lebt wohl! Bald werden wir uns wieder sehen; »»bringt uns Ruhe und Frieden mit!«

Auf diese Weise stellte Linguet das Verfahren der Kolonialversammlung vor. Allein es wurde Hrn. Barnave nicht schwer, diese falsche Vorstellungsart zu widerlegen; die Thatsachen, der Wahrheit gemäß, so wie dieselben oben erzählt worden sind a), darzustellen; und diese Darstellung durch unwiderlegliche Beweise zu bestätigen.

Am siebenten Mai hielt Hr. Delatre einen Vortrag über die Rechte der Mulatten in den Kolonien. Der Hauptinhalt desselben war folgender:

»Man muß gerecht seyn gegen Jedermann; aber mit Klugheit. Wir müssen suchen die Mulatten mit den Weißen zu vereinigen. Seit einiger Zeit herrschen Unruhen in den Französischen Inseln in Westindien. Die Gefahr ist dringend, und es erfordert dieselbe, daß Ihr, so schnell als möglich, Maaßregeln ergreifet, welche fähig seyen, den Unruhen ein Ende zu machen, dem Unglücke, welches schon allzu lange daurt, Einhalt zu thun, und noch größern Unglücksfällen vorzubeugen. Das einzige Mittel zu diesem

a) Man sehe Band 4. S. 229 bis 243.

Zwecke, besteht darin: daß Ihr förmlich beschließet: die gesetzgebende Versammlung wolle über den Stand der Personen in den Kolonien keinen Beschluß fassen, so lange nicht derselbe, förmlich und bestimmt, von den Kolonialversammlungen gefordert werde.«

Abbe Gregoire (jetzt Bischof von Blois und ein Mitglied der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen). Wir sollen gerecht seyn, sagt man, aber mit Klugheit. Das heißt so viel: wir sollen unterdrücken, aber mit Feinheit. Ich verlange, daß die Berathschlagung noch aufgeschoben werde. Der Vortrag des Hrn Delatre und sein Vorschlag sind beide allscheulich.

Hr. Moreau de St. Mery (ein Kreole). Ich wundere mich nicht darüber, daß man den gehaltenen Vortrag abscheulich nennt. Eine Sekte ist aufgestanden, welche sich den Nahmen der Freunde der Schwarzen gegeben hat. Diese Sekte überschwemmt das Publikum mit Schriften, welche auf nichts anders abzwecken, als darauf, Frankreich in einen Krieg mit seinen Kolonien zu verwickeln; diese gänzlich los zu reißen; und hiedurch das Seewesen, die Handlung und die Macht Frankreichs, zu vernichten. Wollt Ihr die Bekanntmachung der Menschenrechte auf die Kolonien anwenden, so sage ich Euch im voraus: Ihr werdet die Kolonien verlieren.

Hr. Pethion. Man verlangt von Euch, daß Ihr Menschen unterdrücken sollt, welche so gut frei sind und eben so gut Staatsbürger sind als die Kreolen: ich meine die Mulatten. Was man Euch vorschlägt ist schändlich, ist abscheulich.

Hr. Malouet. Man hat in den Kolonien eine Schrift ausgetheilt (den Patriote François von

dem verrückten Brissot) in welcher die Soldaten und die Matrosen ersucht werden, sich überall in den Plantagen zu verbreiten, und den Negersklaven anzukündigen, die Nationalversammlung habe sie für frei erklärt.

Am eilften Mai und an den folgenden Tagen wurde diese Berathschlagung fortgesetzt. Der Bischof Gregoire sprach zuerst. Er vertheidigte die Gesellschaft der Freunde der Schwarzen (die man, weit richtiger, die Feinde der Weißen nennen könnte) und verlangte: daß die Mulatten gleiche Rechte mit den Weißen, oder mit den Kreolen, haben sollten. Dieß hieß ungefähr eben so viel, als wenn man die leibeigenen Bauren in Pohlen plötzlich den Pohlnischen Edelleuten gleich setzen wollte.

Hr de Clermont Tonnerre suchte zu beweisen: daß man den Kolonien nothwendig das Recht lassen müßte, die Gesetze, welche sie betreffen, selbst vorzuschlagen. »Ihr habt anerkannt (so sprach er) «daß ein Volk nicht einem einzigen Manne eigenthümlich zugehören könne. Geht nunmehr noch einen »Schritt weiter; und Ihr werdet finden: daß auch »nicht ein Volk einem andern Volke eigenthümlich zugehören kann. Die Natur der Dinge, die geographische Lage, Alles widersetzt sich einem solchen Plane.« Er verlangte: daß der Vorschlag des Hrn. Delatre angenommen werden sollte.

Hr. Malouet. Die Unruhen in den Kolonien entsprangen aus den Bewegungen, welche die Revolution in allen Theilen des Reiches hervorgebracht hat; aus den mannigfaltigen Deklamationen gegen die bisherige Regierungsform; aus den gefährlichen Neuerungen, welche eine, in ihren Zwecken wohlthätige, aber in ihren Mitteln unvorsichtige und grausame,

Digitized by Google

Philosophie hervorgebracht hat. Es kommt jetzo nicht darauf an, zu untersuchen: ob der gegenwärtige Zustand Eurer Kolonien fehlerhaft sey; sondern, ob derselbe, so wie er ist, mit der Bekanntmachung der Menschenrechte sich vertragen könne. Aber dieses kann derselbe nicht. Dort befinden sich freie Menschen und Sklaven; hier aber habt ihr bloß allein freie Menschen. Untersucht jetzo nicht, ob sich die Sklaverei, nach Recht und Grundsätzen, vertheidigen lasse: sondern untersucht, ob es möglich sey, ohne das schrecklichste Unglück über unsere Kolonien zu bringen, diesen Zustand der Dinge zu verändern. Eine Menschenliebe, welche eine solche Umänderung predigen wollte, würde den allerblutigsten Kreuzzug veranlassen. Dieß könnte ich, politisch sowohl als moralisch, beweisen. Ich bitte Euch, nicht um der Kolonien willen, sondern um der Nation selbst willen, derselben ihre Kolonien zu erhalten.

Hr. de la Fayette sprach zu Gunsten der Mulatten.

Hr. Despremenil. Hr. La Fayette spricht von Politik, von Menschlichkeit. Ich bemerke seiner Politik, daß es in Frankreich freie Menschen gibt, welche keine thätigen Bürger sind: ich bemerke seiner Menschlichkeit, daß er selbst Negersklaven verkauft hat, welche er doch auch wird für Menschen gehalten haben.

(Diese übel angebrachte Persönlichkeit fand keinen Beifall. Niemand klatschte: nicht einmal auf der rechten Seite.)

Hr. Barnave sprach mit Würde und vortreflich. Er stellte die Behauptungen einer, alles übertreibenden, und, unter dem Vorwande von Menschlichkeit, sich der grausamsten und unmenschlichsten Mittel bedie-

Digitized by Google

nenden, Philosophie in ihrer ganzen Blöße dar, und verlangte: daß der Vorschlag des Hrn. Delatre angenommen werden sollte.

(Sie sprechen wie ein Aristokrate! rief man Hrn. Barnave von der linken Seite zu.)

Hr. Lanjuinais. Und warum sollen denn die Mulatten nicht gleiche Rechte mit den Kreolen haben? Die Mulatten sind Eure Vettern, Eure Anverwandten! Betrachtet Euch selbst im Spiegel, dann werdet Ihr finden, daß ich Recht habe! u. s. w.

Hr. Robespierre sprach zu Gunsten der Mulatten, aus demselben Tone wie sein Vorgänger.

Hr. Moreau de St. Mery. Die Kolonien befinden sich jetzt ohne alle Regierungsform. Die Revolution hat alle Triebfedern der vorigen zerbrochen, und die gegenwärtige beruht bloß allein auf den Kolonialversammlungen. Nehmt ihr den Kolonien das Recht, ihre Gesetze selbst vorschlagen zu dürfen, so zerstört ihr die Kolonialversammlungen. Und welch eine schreckliche Anarchie würdet Ihr hiedurch verursachen! Haltet Ihr den Kolonien in diesem Punkte nicht, was Ihr denselben versprochen habt; so werden sie Euch auch in dem Uebrigen nicht trauen. England hat seine Amerikanischen Kolonien verlohren, dadurch, daß es denselben nicht erlauben wollte, ihre Gesetze selbst vorzuschlagen.

Hr. Dupont (der eifrigste Anhänger des physiokratischen Systems). Der ganze Streit ist weiter nichts, als ein Streit welchen die Eitelkeit der Kreolen verursacht. Sie wollen gerne einen gewissen Adel beibehalten. Und in den Kolonien gibt es sieben Stufen, sieben Grade des Adels: so wie es sieben Chöre von Engeln und Erzengeln im Himmel gibt. Man findet daselbst: große Weiße, oder Landbesitzer; klei-

Digitized by Google

ne Weiße, welche keine Güter besitzen; Viertelschwarze; Halbschwarze; Mulatten; freie Neger; und Negersklaven, welche letztere das eigentliche Volk der Inseln sind. Die Mulatten müssen mit den Weißen gleiche Rechte haben. Die Weißen werden darüber murren, sie werden drohen: aber diese Drohungen verdienen Verachtung. Anfänglich werden sie ein großes Geschrei erheben: endlich aber werden sie sich zufrieden geben, so wie sich bei uns endlich die Adelichen zufrieden gegeben haben; diejenigen nehmlich, denen es nicht ganz an Kopf und Herz fehlt. Wenn man einen Feind bestreitet, so muß man demselben gerade und dreist in die Augen sehen. Euer eigener Vortheil, Europas Vortheil, der ganzen Welt Vortheil, erheischt, daß Ihr nicht ansteht, lieber eine Kolonie aufzuopfern, als einen Grundsatz aufzugeben. a) Die Kolonien werden uns nicht verlassen; sie können unser nicht entbehren; sie können aus England weder Wein, noch Oel, noch Seife, noch Seidenwaaren erhalten.

(Als wenn die Engländer nicht alles dieses in Italien, Spanien und Portugall holen, und den Kolonien zuführen könnten! Man erstaunt, einen Dupont so ungereimt sprechen zu hören!)

Vortreflich, und besser als alle seine Vorgänger, sprach der Abbe Maury. Er brachte in Erinnerung, mit welcher Klugheit die Versammlung, im vorigen Jahre, die Frage, über die Freiheit der Negersklaven, bei Seite gesetzt habe; und er behauptete, daß die gegenwärtigen Debatten, früher oder später, auf jene, aus guten Gründen unberührt gelassene, Frage zurück

a) Vôtre intérêt, celui de l'Europe, celui du monde entier, exigent, que vous n'hésitiez pas dans le sacrifice d'une colonie, plutôt que d'un principe.

führen müßten. »So oft (sagte er) Fragen von groſ-
ser Wichtigkeit, wie die gegenwärtige ist, in einer
zahlreichen Versammlung feierlich debattirt werden;
in einer Versammlung, in welcher alle Zuhörer mehr
ihr Herz als ihren Verstand urtheilen lassen: so oft
sucht man nicht mehr die Wahrheit, sondern den Sieg.
Eine durchaus wahre, aber streng scheinende, Mei-
nung vertheidigt man nur dann mit Vortheil, wenn
man, seinem Freunde gegen über, allein sich befindet.
Nimmt aber die Anzahl der Sprechenden, nimmt die
Anzahl der Zuhörer zu: dann suchen geschickte Sophi-
sten, durch redneriſche Kunstgriffe, die Zuhörer hin-
zureißen; oder durch metaphysische Vernunftschlüsse
die Menge zu verblenden, welche allemal um desto
mehr bewundert, je weniger sie zu begreifen im Stan-
de ist. Die Menge der Zuhörer weiß alsdann nicht
mehr Wer recht hat: und sie nimmt, nach und nach,
alle die, sich widersprechenden, Grundsätze der ver-
schiedenen Redner an, welche sie hört.« . . . . . Wer
sind diese Mulatten, für welche man bittet? Es sind
die Nachkömmlinge von Herren und von Sklaven,
welche, vermöge einer unerlaubten Vermischung, die-
sen Mittelschlag zwischen Weißen und Schwarzen ge-
zeugt haben. Sie sind alle ihre Freiheit jenen weißen
Menschen schuldig, von welchen sie großmüthig freige-
lassen worden sind, und welchen man uns, mit philo-
sophischen und rhetorischen Floskeln, vorschlägt, sie
gleich zu stellen, um beiden gemeinschaftlich die Ver-
waltung unserer Kolonien zu übergeben. Mir scheint
es, daß der Beschluß, welcher diese politische Gleich-
heit zwischen den Mulatten und ihren vorigen Herren
einführen würde, den Weißen die gröſte Gefahr brin-
gen müßte. Welche Gefahr? so werdet Ihr fragen.
Ach! es ist leicht dieselbe einzusehen, wenn man sie

ohne Vorurtheil, und mit dem so seltenen Muthe der Unbefangenheit, aufsuchen will. Die Gefahr, Mulatten und weiße Menschen politisch gleich zu machen, kommt Einmal daher, weil die Meisten dieser Freigelassenen noch Anverwandte, Oheime, Neffen, Brüder, vielleicht sogar Väter, in der Sklaverei haben. Niemals wird eine ganze Familie zu gleicher Zeit freigelassen. — Euer unwilliges Gemurmel beweist mir, daß Ihr noch gar nicht die Folgen meines Vernunftschlusses einsehet. — Nein! wahrlich hier ist nicht von Eitelkeit die Rede! Wahrlich, ich weiß, so gut als Ihr, daß man von dem Staatsbürger keine Ahnenprobe fordern muß, so lange er seine Abgaben bezahlt. Aber, meine Philosophie, die Philosophie nach der ich spreche, das ist die Philosophie der Gesetzgebung: und Eure Philosophie, ich bitte um Erlaubniß es sagen zu dürfen, ist weiter nichts, als Ueberspannung einer Theorie, die von Staatsmännern in die Bücher zurück gewiesen werden muß, als ein bewundernswürdiges Ideal, welches unmöglich auf die Regierungsformen sich anwenden läßt. Ich kehre also zurück zu einem Vernunftschlusse, welchen man nicht errathen hat; zu einem Vernunftschlusse, welchen meine Tadler siegreich niederzuschlagen glaubten, indem sie ihre eigenen Gedanken widerlegten, und nicht die meinigen. — Ich fange damit an, daß ich der Versammlung sage: es sey unnütze, hier, auf diesem Rednerstuhle, in pathetische Deklamationen zu Gunsten der Menschheit auszubrechen. Wozu dient diese treulose Popularität, oder vielmehr diese schändliche Verleumdung? Wozu anders, als dazu, die Zuhörer auf den Gallerien zu betrügen, indem man ihnen die Kreolen als Tyrannen vorstellt, weil sie nicht von den Mulatten abhängen wollen? . . . . . Ich nehme an,

was viele von der gegenseitigen Parthei behauptet haben: daß nehmlich die Anzahl der Mulatten in den Kolonien größer sey als die Anzahl der Weißen. Hieraus schließe ich, daß, wenn die Mulatten auf die Fähigkeit herrschen zu dürfen einen so großen Werth sezzen; wenn sie so große Lust haben, Offizirstellen, Bürgerrathsstellen, Richterstellen, und Verwalterstellen zu erhalten: ich schließe hieraus, und unwiderleglich, daß diese Mulatten, welche, vermöge ihrer größern Anzahl, in allen wählenden Versammlungen die Oberhand behalten müssen, sobald Ihr sie für thätige Bürger erkennet; daß diese Mulatten, nach kurzer Zeit, in dem Besitze unserer Kolonien sich befinden, und den Weißen Gesetze vorschreiben werden. . . . Die Mulatten und die freien Neger werden in unsern Kolonien die Könige spielen, von dem Tage an, an welchem sie, so gut als die Weißen, den Eintritt in die Kolonialversammlungen erhalten; und sobald als Ihr thätige Bürger aus ihnen macht, werden sie, wenn sie wollen, alle unsere Französischen Mitbürger aus den Kolonien verjagen. Ich glaube nicht, daß diese Folgerung für irgend einen vernünftigen Mann zweifelhaft seyn könne. Und nunmehr frage ich die Stellvertreter der Nation: ob es weise, ob es patriotisch gehandelt sey, Frankreich und die Frankreicher so großem Unglücke auszusetzen? Freilich ist es schön, sich menschlich und großmüthig zu zeigen: aber wehe, wehe demjenigen Volke, welches sich, wenn es Gesetze giebt, von Schwärmerei dahin reißen läßt! welches, in der Versammlung seiner Gesetzgeber, die ehrwürdigen Rathschläge der Vernunft für allzugeringfügig hält, und bloß allein Theaterstreichen Beifall zuklatscht! . . . . Man hat uns schon verschiedene male gedroht, seitdem die gegenwärtigen Debatten angefangen

Digitized by Google

gen haben, ich weiß nicht ob mit oder ohne Grund, daß sich die Kolonien von uns trennen würden. Man hat uns gesagt: die Kreolen, zitternd vor Furcht, bald gänzlich von den Mulatten abhängen zu müssen, würden fremden Schutz suchen, und England, welches vielleicht auf die gegenwärtige Berathschlagung größern Einfluß hat als man wohl denken mag, wäre bereit, sie mit offenen Armen aufzunehmen. Ich wage es, zu hoffen, daß Frankreich niemals ein so großes Unglück widerfahren werde; ein Unglück, welches Frankreich unter die Mächte vom zweiten Range versetzen würde. Ja, ihr Herren Neuerer, wenn Ihr jährlich mehr als zwei hundert Millionen verlöhret, welche ihr aus Euren Kolonien ziehet; wenn ihr Euch genöthigt sähet, andere Auswege zu suchen, um Eure nachtheilige Handlungstraktaten aufzuwiegen, und um jährlich mehr als achtzig Millionen an Leibrenten zu bezahlen, welche Ihr Ausländern schuldig seyd; wenn Eure Kaufleute, zu Nantes, zu Havre, zu Bordeaux und zu Marseille, durch den Verlust von mehr als vier hundert Millionen Livres, welche die Kolonisten dem Französischen Handel schuldig sind, plötzlich zu Boden geschlagen, sich alle verurtheilt sähen, Bankerott zu machen; wenn Ihr nicht mehr den ausschliessenden Handel mit Euren Kolonien besäßet, um Eure Manufakturen in Arbeit zu erhalten, um Euer Seewesen in Bewegung zu setzen, um Euren Ackerbau nicht in Verfall gerathen zu lassen, um die auf Euch gezogenen Wechselbriefe bezahlen zu können, um Euren Luxus zu befriedigen, um die Bilanz, in Eurem Handel mit Europa und mit Asien, zu Eurem Vortheile zu erhalten: dann (ich sage es laut, ich sage es Euren Physiokraten, welche schon so mancher politischer Ketzereien sind überwiesen worden) dann würde

das Königreich ohne Rettung verlohren seyn! Ja, meine Herren, ohne Rettung würde das Königreich verlohren seyn! Ihr selbst hättet die Trennung Eurer Kolonien bewirkt, durch das unvorsichtige Gesetz, welches Ihr gegeben hättet. Wenn Ihr plötzlich alle Mulatten zu den Vorrechten thätiger Bürger beriefet; wenn Ihr dieselben, schnell und ohne Mittelzustand, in die Ausübung einer, für sie so neuen, Gewalt hinein würfet, so würdet Ihr alle Weißen nöthigen, außer Landes zu gehen. Der Aufenthalt in Euren Kolonien würde denselben unerträglich werden, wenn sie sich unter das Joch ihrer vormaligen Sklaven bücken sollten. . . . . Ich weiß nicht, meine Herren, warum man sich so große Mühe giebt, diese Versammlung gegen die weißen Menschen einzunehmen; gegen diese weißen Menschen, welche man aus Menschlichkeit selbst der Knechtschaft zu unterwerfen sucht! Diese Weißen, die man sich so sehr bemüht Euch verhaßt zu machen, sind dennoch die wahren und die einzigen Bande, welche die Kolonien mit dem Mutterlande verbinden. An jenem Tage, an welchem Eure Inseln nicht mehr von Weißen bewohnt und verwaltet seyn werden: an jenem Tage wird auch Frankreich keine Kolonien mehr besizzen. Die Kolonien werden alsdann von Negern und von Mulatten bewohnt werden, welche, man sage auch was man wolle, keine Frankreicher sind, weil sie Frankreich niemals gesehen haben. Diese Insulaner, deren wahres Vaterland Afrika ist, werden vielleicht, in dem fruchtbarsten Lande des Erdbodens, Hungers sterben, weil sie sich der Sorglosigkeit, der Unbekümmerniß, der Unerfahrenheit, und der unheilbaren Trägheit ihres Karakters, überlassen werden. Allein die Einwohner jener glücklichen Länder mögen nun vor Elend umkommen, oder eine benachbarte Macht möge

Northwestern University Library

sich ihrer bemächtigen: auf alle Fälle ist es klar, für einen Jeden, welcher im Stande ist die Zukunft im Voraus zu berechnen, daß wir das Schicksal unserer Kolonien weder in den Drohungen, noch in den traurigen Voraussagungen unserer Kolonisten, zu suchen haben; sondern daß wir dasselbe, schon im Voraus, in unserer gegenwärtigen Berathschlagung deutlich sehen können, weil die Erhaltung der Kolonien, oder ihr ewiger Verlust, die nothwendige Folge desjenigen Beschlusses seyn wird, welchen Ihr heute fassen werdet.«

Hr. Robespierre. Unstreitig ist es wichtig für Frankreich, unsere Kolonien zu erhalten: aber noch wichtiger ist es, daß wir unsere Grundsätze erhalten, und unsere Ehre. Mögen lieber unsere Kolonien alle zu Grunde gehen, als daß wir denselben unsere Grundsätze, unsere Freiheit und unsern Ruhm, aufopfern sollten!

Die Versammlung beschloß: daß kein, für die Kolonien gültiges, Gesetz über den Zustand der nicht freien Personen von der gesetzgebenden Versammlung gegeben werden könnte, außer in dem Falle, daß die Kolonialversammlungen, ausdrücklich und förmlich, ein solches Gesetz verlangen sollten.

So beschloß die Nationalversammlung am dreizehnten Mai. Aber die Gesellschaft der Freunde der Schwarzen, welche mit diesem Beschlusse höchst unzufrieden war, wandte Alles an, was in ihrer Macht stand, sogar die niederträchtigsten und die schändlichsten Mittel, um ihre Parthei in der Versammlung zu verstärken, und um dieselbe zu bewegen, daß sie den gefaßten Beschluß zurücknehmen mögte. Das größte Gewicht erhielten die Kabalen und die Manövers jener schwarzen Gesellschaft dadurch, daß Hr. La Fa-

Digitized by Google

yette und Hr. de la Rochefoucault allen ihren Einfluß anwandten, um die Plane dieser Gesellschaft zu begünstigen. Ohne einen so mächtigen Einfluß wären die Bemühungen jener Gesellschaft vergeblich gewesen: aber mit demselben war ihnen der Sieg gewiß. La Fayettes Ehrgeiz bestand darin, daß er die Rolle eines politischen Luthers spielen, eine politische Reformation über die ganze Welt verbreiten, und sich dadurch unsterblich machen wollte. Diese Leidenschaft erlaubte ihm nicht allemal die Folgen seiner Handlungen im Voraus genau zu berechnen: daher denn auch die kaltblütige Vernunft, welche unpartheiisch urtheilt, nicht Alles billigen kann, was er zu thun für gut und zweckmäßig hielt.

An dem Tage nach dem gefaßten Beschlusse, am vierzehnten Mai, sollte nunmehr auch über das Schicksal der freien Mulatten und Neger beschlossen werden. Eine vorgebliche Gesandtschaft der freigelassenen Mulatten verlangte, vor die Schranken gelassen zu werden, und eine Bittschrift ablesen zu dürfen.

Hr. Martineau widersetzte sich. Er behauptete: diese vorgeblichen Abgesandten hätten gar keine Vollmacht, und es wäre nur zu sehr bekannt, daß die Schritte derselben von einer gewissen Gesellschaft (der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen) geleitet würden.

Hr. Bouche. Bedenken Sie, meine Herren, daß ganz Europa die Augen auf sie richtet, nnd daß es unverzeihlich wäre, wenn man sagen könnte, Sie hätten irgend ein Mittel, um sich über den Gegenstand Ihrer Berathschlagungen zu unterrichten, vorsätzlich verabsäumt. Lassen Sie, aus diesem Grunde, die Mulatten vor die Schranken.

Die Mulatten wurden vorgelassen. Einer unter ihnen las eine lange Bittschrift ab, in welcher alle

Thatsachen vorsätzlich verstellt wurden, und in welcher die Mulatten sich ausbaten, daß sie den weißen Kreolen völlig gleichgesetzt werden möchten.

Die Herren Gregoire, Moreau de St. Mery und Malouet, wiederholten abermals was sie schon gesagt hatten.

Am funfzehnten Mai wurde die Berathschlagung fortgesetzt. Die meisten Redner sprachen zu Gunsten der Mulatten, und verlangten, daß der Beschluß der Versammlung abgeändert werden sollte. Dann trat Hr. Barnave auf den Rednerstuhl. Er wollte anfangen zu sprechen. Die linke Seite der Versammlung schrie, lärmte, und weigerte sich Hrn. Barnave zum Worte kommen zu lassen. Der Presidente, Hr. Dandre, gab sich ebenfalls große Mühe, zu verhindern, daß dieser Redner spreche, weil auch Er für die Parthei der schwarzen Gesellschaft gewonnen war. Die rechte Seite der Versammlung bestand darauf, daß Hr. Barnave gehört werden sollte; die linke Seite bestand darauf, daß er den Rednerstuhl verlassen sollte. Der Lärm ward unbeschreiblich groß. Endlich gewährte der Presidente Hrn. Barnave das Wort; und dieser sprach:

»Es ist jetzt die Frage, ob mich die Versammlung »ruhig und stille anhören wolle, oder nicht. . . . . .

»Nein! nein! nein!« rief man von der linken Seite »Herunter!« Hr. Barnave verließ den Rednerstuhl, unter dem lauten Klatschen der Gallerien, welche sich darüber innig freuten, daß er nicht zum Worte kommen konnte. Hr. Malouet gieng zu ihm hin, und bat ihn, noch einen Versuch zu machen. Hr. Barnave fieng nochmals an: allein der laute Lärm verhinderte ihn fortzufahren. Er hielt inne, und bat den Presidenten, ihm Stillschweigen zu verschaffen.

Endlich wurde die Versammlung etwas ruhiger und Hr. Barnave sprach, obgleich oft unterbrochen. Er beschwor die Versammlung: daß sie einen einmal gefaßten Entschluß nicht zurücknehmen mögte; er stellte vor, daß die größten Unordnungen in den Kolonien entstehen würden, wenn man den gefaßten Beschluß abändern wollte; er zeigte, was das Interesse der Nation, was eine gesunde Politik forderte, — aber vergeblich. Hr. Robespierre sprach nach ihm, und wiederholte alle die Ungereimtheiten, die er schon an den vorigen Tagen ausgekramt hatte.

Die Versammlung beschloß: daß die von freien Vätern und Müttern gezeugten Mulatten und Neger alle Rechte der thätigen Bürger, in den Kolonien zu fordern und auszuüben befugt seyn sollten.

Hr. de Virieu rief aus: »Dieser Beschluß wird »Millionen Frankreichern in den Kolonien das Leben »kosten. Ich erkläre hiemit öffentlich, daß ich an den »Folgen desselben gänzlich unschuldig bin.«

Unter schrecklichem Lärm und Tumult; unter dem lauten Beifallklatschen der Gallerien; unter dem Freudengeschrei der linken Seite, welche den Beschluß ausgewirkt hatte, und unter dem Protestiren der rechten Seite, ging die Versammlung auseinander. Die Freunde der Schwarzen feierten jauchzend den, über Vernunft und Klugheit erhaltenen, Sieg.

Auf diese Weise wurde ein Feuerbrand nach den Französischen Kolonien geschleudert, welcher daselbst in lichte Flammen ausbrechen, und Häuser und Güter verzehren sollte; auf diese Weise ward ein Gesetz ausgewirkt, von welchem voraus zu sehen war, daß Ströme von Blut würden fließen müssen, ehe dasselbe in Ausübung gebracht werden könnte. Warum soll die Vernunft auf Kosten der Menschlichkeit triumphiren?

Digitized by Google

Warum soll eine kalte, gefühllose und grausame, Metaphysik über aufgethürmte Haufen gemordeter und zuckender Leichname, sich eine Bahn nach dem Throne bereiten, nach welchem sie strebet? Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, bald durch den religiösen Fanatismus, bald durch den metaphysischen Fanatismus, gequält, gemartert, und zum Theil ausgerottet zu werden! Traurige Aussicht in die Zukunft! Schon schwebt vor meinen Augen ein dreißigjähriger metaphysischer Krieg; schon sehe ich eine metaphysische Inquisition Scheiterhaufen errichten, und Schaffote bauen, um alle Diejenigen, welche anders denken als die Norm gebeut, anders als die metaphysischen symbolischen Bücher befehlen, bei langsamem Feuer zu braten, oder durch den Schwerdtstreich aus der Welt zu schaffen! ein metaphysischer Tilly, ein metaphysischer Alba, und metaphysische Dragonerbekehrungen, sind nicht mehr ferne, wenn die gesunde Vernunft, in ihrem Kampfe mit dem politischen Fanatismus, unterliegen sollte!

In dieser Berathschlagung hatte sich die Versammlung selbst widersprochen. Anfänglich ward den Kolonien das Recht gelassen, über die Gesetze, welche bei ihnen gelten sollten, ihre Meinung zu sagen: und nachher wurden die Kolonien dieses, ihnen natürlicher Weise zukommenden, Rechtes wiederum beraubt. Die Versammlung hatte die Kolonien dieses Rechtes, ungeachtet des ausdrücklichen Verlangens derselben; ungeachtet der förmlichen Protestation der, aus den Kolonien an die Versammlung gesandten Mitglieder; ungeachtet des Versprechens, welches ihnen die Versammlung in einem ihrer vorigen Beschlüsse gethan hatte, a) beraubt.

a) Man sehe B. 3. S. 319.

Hr. Barnave erwarb sich in diesem Streite, auf dessen Entscheidung das Wohl so vieler tausend Französischer Kreolen beruhte, nicht geringen Ruhm. Er zeigte große Klugheit und eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Ob er gleich nicht siegte, so unterlag er doch auf eine ehrenvolle Weise der Uebermacht der Demagogen. Er achtete nicht seiner Popularität, welche er auf das Spiel setzte; er achtete nicht seines großen Einflusses auf die Staatsgeschäfte, welchen er, von diesem Tage an, verlohr; er achtete nicht des lärmenden Geschreies, welches seine eigene Parthei gegen ihn erhob; nicht des Auszischens der Gallerien; nicht der Wuth des aufgewiegelten Pariser Pöbels; nicht der Broschüren und Flugschriften, welche in Menge gegen ihn erschienen, und vorgaben, er wäre von den Kreolen bestochen worden; er achtete nicht mancher anderer Verläumdung, die gegen ihn verbreitet wurde: er blieb fest und standhaft bei seiner Meinung, welche auf den unbeweglichen Grundsäulen der Vernunft und der Erfahrung beruhte.

Nach diesem gefaßten Beschlusse der Versammlung, legten diejenigen Mitglieder, welche im Nahmen der Kolonien in der Versammlung saßen, ihre Stellen nieder, und erklärten, daß sie an allen ferneren Berathschlagungen keinen Antheil nehmen könnten. Die Abgesandten von St. Domingue schrieben, an den Presidenten der Nationalversammlung, folgenden Brief:

»Mein Herr President.«

»Wir werden unsern Kommittenten den Beschluß »welchen die Nationalversammlung gestern morgen, »wegen der Mulatten und wegen der freien Neger ge»faßt hat, übersenden. Uebrigens glauben wir, bei »dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, uns des An=

»theils an den Sitzungen der Versammlung enthalten »zu müssen, und wir bitten Sie, derselben dieses an»zuzeigen.«

»Paris, am 16 Mai 1791.«

»Die Abgesandten der Kolonie St. Domingue.«

Von Bordeaux kam, wegen dieses Beschlusses, eine Dankschrift an die Versammlung. Hingegen sandten die Städte Havre und Nantes Zuschriften, in denen sie um Zurücknehmung dieses Beschlusses baten, von welchem sie versicherten, daß er den Untergang der Kolonien verursachen würde.

Die Kolonien waren indessen noch gar nicht ruhig. Nachdem die fünf und achtzig Mitglieder der allgemeinen Kolonialversammlung, am 8 August 1790, nach Frankreich gereist waren a), entstand, wenige Tage nachher, schon am 25 August, eine neue Kolonialversammlung. Diese schien aber ganz andere Grundsätze zu haben, als die erste; denn es verhielt sich dieselbe den Befehlen des Gouverneurs und den Gesetzen der Nationalversammlung gemäß.

Kleine Empörungen ausgenommen, schien nunmehr die Kolonie St. Domingue eine Zeitlang ruhig zu seyn. Vielleicht wäre sie auch ruhig geblieben, wenn nicht die Gesellschaft der Freunde der Schwarzen zu Paris, von Zeit zu Zeit, einen Aufstand in derselben veranlaßt hätte. Oge, ein Mulatte, wurde von dieser Gesellschaft unterrichtet und alsdann nach St. Domingue, seinem Vaterlande, zurück gesandt. Kaum war er daselbst, im Oktober 1791, angelangt, als er eine Armee von Mulatten und von freigelassenen Negersklaven anwarb, sich an die Spitze derselben

a) Man sehe Band 4.

stellte, und gegen die weißen Einwohner der Insel zu Felde zog. Diese Armee, welche aus mehr als acht tausend Köpfen bestand, plünderte und verheerte die, den weißen Einwohnern zugehörigen, Plantagen: und alle Weiße, welche nicht schnell genug entfliehen konnten, und diesen Räubern in die Hände fielen, wurden auf eine grausame Weise gemartert.

Die Armee dieser Räuber nahm an Anzahl täglich zu. Sie wagte einige Scharmützel gegen die Truppen, und endlich eine Schlacht, in welcher sie gänzlich geschlagen und zerstreut wurde. Der Anführer Oge flüchtete sich in den Spanischen Antheil der Insel. Er wurde aber, auf Verlangen, ausgeliefert und hingerichtet.

Im Februar 1791 reisten die Truppen, welche bestimmt waren die Ruhe in den Kolonien herzustellen, aus Frankreich ab. Von Brest lief, unter den Befehlen des Hrn. de Behague, eine kleine Flotte, von vier Linienschiffen und zehen Fregatten, aus. Unter den Befehlen des Hrn. de Village, liefen, auch aus Lorient, zwei Linienschiffe nebst einer Fregatte aus.

Hr. de Village langte, mit seiner kleinen Flotte, welche die Regimenter Artois und Normandie enthielt, auf der Rhede zu Port au Prince, in St. Domingue an. Hr. de Blanchelande (welcher, an die Stelle des Hrn. de Peynier, zum Gouverneur der Insel ernannt worden war) befahl, daß diese Truppen nicht zu Port au Prince, sondern zu St. Nikolas ausgeschifft werden sollten. Die Soldaten, vereinigt mit den Matrosen, empörten sich, und weigerten sich diesem Befehle zu gehorchen. Sie verlangten zu Port au Prince ausgeschifft zu werden, und fragten den General: aus welchem Grunde

er dieses nicht zugehen wollte? Der General las den Beschluß der Nationalversammlung vor, und suchte die Soldaten zum Gehorsam zu bewegen. Aber sie riefen ihm zu: »Ihr seyd ein Aristokrate, und wir »wollen Euch nicht länger unterwürfig bleiben.«

Hierauf verlangten die Soldaten, die Depeschen zu sehen, welche der General von dem Minister nach St. Domingue gebracht hatte. Er gab die Depeschen. Es wurden dieselben erbrochen und gelesen. Die Soldaten fanden, daß Alles wahr war, was der General gesagt hatte. Nunmehr verlangten sie drei Tage Bedenkzeit. Dieser Aufschub wurde bewilligt. Indessen aber nahm der Aufruhr zu. Die Soldaten sowohl, als die Matrosen, stiegen zu Port au Prince an das Land. Daselbst verführten sie die Soldaten der Garnison, welche bisher ihrem tapfern Generale, dem Hrn. de Mauduit, getreu geblieben waren. a) Sie sagten aus: die Nationalversammlung wäre mit dem Betragen des Hrn. de Mauduit höchst unzufrieden, und sie verlangte, daß derselbe gestraft würde. Einst kam Hr. de Mauduit, von ungefähr, dazu, als eben einige der angekommenen Truppen die Soldaten seines Regiments zu überreden suchten, daß sie ihn gefangen nehmen möchten. Da er nun hörte, wie standhaft seine Leute der Verführung widerstanden, so sprach er: »wie glücklich bin ich, daß ich solche Truppen unter meinen Befehlen habe!«

Aber während der Nacht wurden diese Soldaten, durch Ueberredung und durch Bestechungen, dennoch gewonnen, und verleitet an dem Aufruhr Theil zu nehmen. Sie verlangten mit Ungestüm Schießpulver und Kugeln: und der General sah sich genöthigt, bei-

a) Man sehe Band 4. S. 232.

des bewilligen zu müssen. Die ganze Nacht wurde in den größten Ausschweifungen zugebracht.

Am vierten März erhielt Hr. de Manduit ganz früh die Nachricht, daß man ihn umzubringen trachte, und daß für ihn kein anderes Mittel übrig bleibe, als sich durch die Flucht zu retten. Er aber gab zur Antwort: »Hier ist mein Posten; und hier will ich sterben, wenn es seyn muß!« Um neun Uhr Vormittags kam ein Haufe betrunkener und aufrührischer Soldaten in sein Haus. Sie verlangten von ihm: daß er, mit ihnen, nach dem Regierungshause hingehen, und daselbst Rechenschaft von seiner Aufführung ablegen sollte. Er willigte ein. Aber in demselben Augenblicke dringt ein wilder Haufe, bestehend aus betrunkenen Soldaten, Matrosen, und anderem Gesindel, in sein Haus; zerschlägt Thüren, Fenster, Spiegel; plündert und raubt was an Geld, oder Geldeswerth, vorhanden ist; bemächtigt sich seiner, und zweier anderer Offizire, welche sich bei ihm im Zimmer befinden; und schleppt diese drei unglücklichen Männer, durch die Straßen der Stadt, nach den Kasernen. Hr. de Manduit bemerkt, ganz nahe bei sich, einen Grenadier, welcher weint. »Worüber weinst du?« frägt er denselben. — »Ach! Herr Obrister, ich weine über das traurige Schicksal, welches Euer wartet.« — »Guter Mann,« antwortete Manduit, »das Leben eines Offizirs, welcher mehrere »Jahre nach einander tapfer gefochten hat, steht jetzo »in der Gewalt seiner Mörder: aber die Thränen eines »ehrlichen Mannes, wie du bist, trösten mich.«

Nunmehr zogen die Aufrührer nach dem Stadtgefängnisse; erbrachen dasselbe; ließen Räuber und Mörder aus demselben los; trugen einen Kerl, welcher schon gebrandmakt und ausgepeitscht worden war, im

Triumphe durch die Straßen; und sangen dann, in Gesellschaft des Pöbels, ein feierliches Te Deum. Hierauf wurde, über die gefangenen Offizire, von den Aufrührern Gericht gehalten. Während diesen Berathschlagungen rief ein Kerl aus dem Haufen dem Hrn. de Mauduit zu: »Wir sind weit entfernt Euch »das Leben nehmen zu wollen.« Dieser antwortete kaltblütig und unerschrocken: »Sagt der Versammlung, »wenn, zu Herstellung der Ruhe, weiter nichts erfor»dert werde, als mein Kopf, so böte ich denselben »hiermit selbst an.«

Hr. de Mauduit wird nach der Stelle geführt, wo sich vormals der Klub zu versammeln pflegte, und wo er, am 29. Julius 1790, in der Nacht, denselben aufhob a). Hier wird er mit Schlägen und Schimpfwörtern gemißhandelt; die Achselbänder werden ihm abgerissen; er wird genöthigt öffentliche Abbitte zu thun, aber er weigert sich dessen; ein Grenadier haut mit dem Säbel nach ihm, aber der Säbel trifft nicht ihn, sondern spaltet einem Soldaten, welcher neben ihm steht, den Kopf, und streckt denselben leblos dahin; zwei Offizire ergreifen ihn, entreißen ihn schnell den Händen der Aufrührer, und eilen mit ihm nach einer offen stehenden Hausthüre zu, um ihn in dem Hause zu verstecken, und der Wuth seiner Mörder zu entziehen: allein der Eigenthümer des Hauses schlägt die Thüre des Hauses vor ihnen zu.

Jetzt eilen die Mörder herbei. Ein Grenadier spaltet ihm den Kopf, ein anderer stößt ihm den Degen durch den Leib; kreuzweis schlägt er die Hände auf der Brust zusammen, und fällt. Nun stürzen die Rasenden über seinen Körper her, durchbohren densel-

a) Man sehe Band 4. S. 237.

ben mit tausend Stichen, und baden sich die Hände in seinem Blute. Ein Soldat ergreift seinen Kopf, um denselben abzuhauen: und ein Weib, eine Furie, legt sich indessen über seine Beine, und hält seine Füße, welche noch zucken. Der Kopf wird auf einer Stange durch die Stadt getragen, und der Leichnam wird in tausend Stücken zerhackt. Dann zieht der Pöbel nach seinem Hause, um auch seine Bedienten zu ermorden: aber diese retten sich durch die Flucht. Nun werden seine Pferde umgebracht. Nachher werden noch einige Häuser geplündert; es wird die Stadt die ganze Nacht über erleuchtet; die sogenannten Aristokraten werden verfolgt und ermordet; in allen Straßen fließt Blut; in allen Straßen trifft man unglückliche Flüchtlinge an, welche im Begriffe sind, ihre Häuser und diejenige Stadt zu verlassen, in welcher sie gebohren wurden. Die Bösewichter lachen, freuen sich, und weiden ihre Augen an diesem schrecklichen Schauspiele.

Die vertriebenen und verfolgten Flüchtlinge eilen nach der nördlichen Abtheilung der Insel, welche aus Mitleiden sich ihrer annimmt. Zu Port au Prince wird, nachdem das Morden und Verbrennen endlich aufgehört hat, für Freude über die Ausrottung der sogenannten Aristokraten, ein Te Deum gesungen, und nachher ein Ball gegeben, auf welchem die Furie, die dem ermordeten Mauduit die Beine hielt, während ihm der Kopf abgeschlagen wurde, den ersten Tanz tanzt, und mit Lorbeeren gekrönt wird.

Der Obristlieutenant des Regiments Artois starb bald nachher aus Gram. Der Gouverneur Blanchelande floh verkleidet in die Wälder. Nach diesen verübten Grausamkeiten wurde die Ruhe auf eine kurze Zeit hergestellt: und in diesem Zustande befand sich

Digitized by Google

die Kolonie St. Domingue, als der Beschluß der Versammlung vom 15. Mai 1791 daselbst anlangte.

Nicht nur in den Westindischen sondern auch in den Ostindischen Kolonien wurden rechtschaffene Männer unschuldig ermordet. Jeder Theil des Erdbodens, welcher zu dem Französischen Reiche gehörte, ward mit Blut befleckt.

Auf der Insel Isle de France wurde Hr. de Macnemara, ein verdienstvoller Seeoffizir, am vierten November 1790, umgebracht. Man bemächtigte sich seiner, man schleppte ihn durch die Straßen, man hackte ihm den Kopf ab, und man trug denselben auf einer Stange, durch die Straßen der Stadt: aus keinem andern Grunde, als weil man die, zu Paris vorgefallenen, Auftritte nachahmen wollte.

Eine wichtige Begebenheit ereignete sich zu Anfang des Aprills; eine Begebenheit, an welcher ganz Frankreich Antheil nahm. Mirabeau starb.

Mirabeau hatte von der Natur einen festen und starken Körper erhalten. Aber er hatte denselben, durch Ausschweifungen aller Art, schon in seiner Jugend geschwächt, und in seinem männlichen Alter gänzlich zu Grunde gerichtet. Seitdem er, als Mitglied der Nationalversammlung, zu Paris lebte, verband er, mit einer unermüdeten Thätigkeit und Anstrengung des Geistes, die Vergnügungen einer ausgesuchten, mit hitzigen Weinen und mit leckern Gerichten besetzten, Tafel nebst dem unmäßigen, vertrauten Umgange mit Weibern, bei denen er öfters ganze Nächte zubrachte. Dabei fehlte es ihm, der an ein unruhiges und unstätes Leben gewohnt war, nun auf Einmal, beinahe an aller, der Gesundheit zuträglichen, kör-

Digitized by Google

perlichen Bewegung. Seine Eingeweide wurden empfindlich und schwach: er fühlte herumziehende und fliegende Schmerzen in allen Gliedern; seine Füße schwollen zuweilen auf; ein rheumatischer Schmerz beklemmte die Brust, und erstreckte sich in beide Arme; das linke Auge ward roth und entzündet: und auf diese Weise wechselte bei ihm ein Zufall mit dem andern ab.

Gegen das Ende des Monats März lebte er sehr unmäßig. Er aß Trüffeln in großer Menge; trank viel von dem hitzigen Weine Cote-rotie; und besuchte, öfter als gewöhnlich, einige Weiber, mit denen er innigst vertraut lebte. Hiedurch zog er sich ein galliges Fieber, verbunden mit einer leichten Entzündung der Eingeweide, zu. Der Arzt la Cheze wurde gerufen. Er fand den Kranken in einer heftigen, krampfhaften Beklemmung der Brust, mit rothem und aufgetriebenem Gesichte. Der Puls war krampfhaft und setzte aus; das Athemholen schien äußerst beschwerlich von Statten zu gehen. Mirabeaus Freund, der Arzt Cabanis, wurde gerufen, und Mirabeau sprach: »Theurer Freund, ich fühle, daß ich unmög»lich lange bei so schrecklichen Beängstigungen leben »könnte. Eilen Sie, und verlieren Sie keine Zeit.«

Der Arzt befahl am Fuße eine Ader zu öffnen, große, blasenziehende Pflaster, an die Waden, und Senfaufschläge auf die Fußsohlen des Kranken zu legen.

Nach dem Aderlassen wurde der Puls regelmäßiger und weicher, und das Athemholen ward freier. Mirabeau war sehr ängstlich, und wegen seines Lebens besorgt. Der Kranke wurde allmählich, aber merklich, schlimmer. Hr. Cabanis schlug vor: noch einen Arzt, Hrn. Petit, zu rufen. Mirabeau wollte dieses nicht zugeben. Dennoch ward Hr. Petit gerufen;

sen; allein er sah den Kranken nicht, und die Konsultation geschah in einem Nebenzimmer. Die Aerzte mochten unter sich aus, daß der Kranke die Fieberrinde bekommen sollte. Hr. Cabanis erzählte dem Kranken, die medizinische Behandlung seiner Krankheit würde geändert werden. Mirabeau freute sich darüber, und fieng an zu hoffen, daß er wohl wieder genesen könnte.

Indessen hatte die Nachricht, daß Mirabeau gefährlich krank sey, ganz Paris in Bewegung gesetzt. Seine Freunde sowohl, als seine Feinde, nahmen den größten Antheil daran. Die Straße, in welcher er wohnte, war ganz mit Menschen angefüllt, welche kamen um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aristokraten und Demokraten, Jakobiner und Königlich Gesinnte: alle sandten zu ihm. Der König, die Königinn, und der Graf von Provenze, sandten täglich mehr als Einmal. In seinem Bette konnte er hören, wie die Zeitungsträger, auf den Straßen, die Nachrichten von seinem Krankenzustand (bulletins) Stunde für Stunde, laut feil boten.

Mirabeaus Betragen während seiner Krankheit war äußerst eitel und prahlerisch. Er lobte sich selbst ganz unverschämt; so, daß auch seine vertrautesten Freunde und seine größten Verehrer darüber erstaunten, und gestanden: sie hätten ihm mehr Größe und Erhabenheit der Seele zugetraut. Als ihm sein Kammerdiener den Kopf hielt, da sprach er zu demselben: »Halte ihn fest diesen Kopf. Du wirst in deinem ganzen Leben nicht mehr seines Gleichen halten.« — Er hörte eine Kanonenschuß. Da sprach er feierlich: »Kündigt man etwa schon das Leichenbegängniß des »Achilles an?« Darauf legte er sich nieder, schien eine Zeitlang zu schlummern, richtete sich dann plötzlich auf,

und sagte: »ich nehme die Thränen der Monarchie »mit in mein Grab. Jetzt werden die Unruhstifter dieselbe zerreißen, und sich in die Stücken theilen.«

Die Jakobiner, mit denen er, seit einiger Zeit, in keinem guten Vernehmen gestanden hatte, beschlossen, dessen ungeachtet, eine Gesandtschaft an ihn zu senden. Mirabeaus erklärte Feinde, Barnave und Karl Lameth, wurden zu Abgesandten ernannt. Barnave ging, aber Lameth weigerte sich. Mirabeau erfuhr es, und fand sich dadurch sehr gekränkt. In seinem Zorne brach er in folgende Worte aus: »ich habe schon lange gewußt, »daß sie (die Lameths) feig und niederträchtig sind; »aber für so dumm habe ich sie nicht gehalten. Bin »ich doch selbst zu Lameth hingegangen, als er seinen »berüchtigten Ritz bekommen hatte« a).

Mirabeaus vertrautester Freund, der Graf de la Mark, war in seiner Krankheit beständig um ihn.

Die Fieberrinde that keine gute Wirkung. Man sah sich daher genöthigt dieselbe bei Seite zu setzen, und abermals Blasenpflaster aufzulegen. Der Kranke bemerkte dieses und fieng nunmehr an Gefahr zu ahnden. Er diktirte sein Testament. Ein Freund Mirabeaus, Hr. Frochot, wartete seiner mit großer Zärtlichkeit. Mirabeau sagte: Niemand dreht mich so ge»schickt herum, Niemand pflegt meiner so gut, als »Hr. Frochot. Genese ich, so werde ich eine gute »Schrift über die Kunst schreiben, der Kranken zu »warten. Hr. Frochot hat einige Hauptgedanken dar»über in mir erweckt, die eben so neu als nützlich seyn »würden, wenn ich sie bekannt machte.«

a) Mirabeau spielte auf den Zweikampf des Hrn. Lameth mit dem Hrn. de Castries an, in welchem Lameth eine leichte Wunde erhielt, und sich dennoch stellte, als wäre er tödtlich verwundet.

Täglich erkundigte er sich nach den, in der Nationalversammlung vorgefallenen, Debatten. Er sprach viel von den Europäischen Staatshändeln, und vorzüglich von den geheimen Planen Englands. »Pitt,« sagte er, »ist der Minister der Zurüstungen. Er herrscht »mehr durch dasjenige was er droht, als durch dasje»nige was er thut. Wäre ich am Leben geblieben, so »vermuthe ich, daß ich ihm würde Verdruß gemacht »haben.«

Der Kranke wurde schlimmer, und die Aerzte bestanden darauf, daß Hr. Petit gerufen werden, und daß derselbe den Kranken sehen sollte. Petit erschien. Ungeachtet seiner Schwäche, empfing Mirabeau den Arzt mit einer zierlichen und schmeichelhaften Anrede. Hr. Petit untersuchte sehr genau den Zustand des Kranken. Mirabeau verlangte von demselben eine freimüthige und bestimmte Prognosis. »Ich vermu»the,« antwortete der Arzt, »daß wir Sie retten wer»den; jedoch kann ich dafür nicht stehen.«

Sobald Hr. Petit, mit dem Hrn. Cabanis, in ein anderes Zimmer abgetreten war, da sagte er, der Kranke wäre ohne Rettung verloren; aber man müsse, dessen ungeachtet, mit den angezeigten Arzneymitteln fortfahren, weil immer noch einige Hoffnung zur Genesung übrig bliebe, so lange der Mensch noch Athem hole.

Als Hr. Cabanis in das Zimmer des Kranken zurück kam, da sprach Mirabeau: »Der Doktor hat »einen strengen Ausspruch gethan; ich habe ihn wohl »verstanden.« Gegen Abend kam der Bischof von Autun, Mirabeaus Freund. Der Kranke erkundigte sich nach demjenigen, was an diesem Tage in der Nationalversammlung vorgefallen wäre. Der Bischof sagte: über die Erbschaften wäre debattirt worden.

»Ich habe,« sprach Mirabeau, »über diesen Gegenstand »eine Arbeit fertig. Es wäre doch sonderbar, wenn «der Nationalversammlung, über die Testamenter, die »Meinung eines Mitgliedes vorgelesen würde, welches »behauptet, man müsse gar keine Testamente für gül»tig erkennen, und welches dennoch selbst, am Aben»de vorher, sein Testament gemacht hätte. Ich ver»traue Ihrer Freundschaft diese Schrift an, um die»selbe auf dem Rednerstuhle abzulesen.«

Als Mirabeau bemerkte, daß er schwächer wurde, und daß sein Tod heran nahe, da suchte er angenehme Empfindungen zu erwecken, um die Schrecken des bevorstehenden Hinscheidens zu vermindern. An dem Morgen seines Todestages ließ er die Fenster öffnen und sagte zu Hrn. Cabanis, seinem Arzte: »Heute, mein »Freund, werde ich sterben. Wenn man einmal so »weit ist, dann bleibt nur Eins übrig. Nehmlich sich »mit wohlriechenden Wassern zu waschen, sich mit »Blumen zu krönen, und sich mit Musik zu umgeben, «um desto leichter in jenen Schlummer versinken zu »können, aus welchem man nicht wieder aufwacht.« Dann rief er seinen Kammerdiener: »Fort,« sprach er, »nehmt meinen Bart ab, waschet mich, und zieht «mich, von dem Kopfe bis zu den Füßen, rein »an.« Der Arzt wollte dieses nicht zugeben. Er sagte dem Kranken: unter solchen Umständen wäre jede stärkere Bewegung schädlich, gefährlich, vielleicht sogar tödtlich. »Ja wohl tödtlich; tödtlich ist meine Krank»heit,« gab Mirabeau zur Antwort.

Bald nachher sagte er zu Hrn. Cabanis: Theuer»ster Freund, ich fühle, daß ich bald sterben werde. »Geben Sie mir Ihr Wort darauf, daß Sie mich »nicht mehr verlassen wollen. Ich möchte gerne mit »einem angenehmen Gefühle mein Leben endigen.»

Digitized by Google

Hierauf ließ er Hrn. de la Mark rufen. Als dieser erschien, da sprach Mirabeau: »Ich habe Ihnen bei»den noch einiges zu sagen. Es wird mir schwer zu »sprechen. Sollte ich wohl zu einer andern Zeit, besser »als jetzt, im Stande seyn zu sagen, was ich gern »sagen möchte?« — »Sie sind matt,« antwortete Hr. Cabanis, »Sie haben Ruhe nöthig. Ist es ihnen aber »möglich, so sprechen Sie jetzt.« — »So, so, ich »verstehe Sie. Setzen Sie Sich zu mir auf mein »Bette, zu beiden Seiten.« Nun redete Mirabeau noch beinahe drei viertel Stunden lang. Er sprach zuerst von seinen Privatangelegenheiten; dann von Personen die ihm lieb und theuer waren; endlich von den Angelegenheiten des Staates. Hr. Cabanis hat dieses Gespräch aufgeschrieben, aber bisher hat er dasselbe noch nicht bekannt gemacht.

Nun verlohr Mirabeau die Sprache, doch blieb er sich seiner selbst bewußt und sprach durch Zeichen. Die Schmerzen nahmen zu und wurden beinahe unerträglich. Die Sprache kam wieder. Der Kranke brach in heftige Klagen aus, und verlangte ein Arzneimittel um seine Leiden abzukürzen, und um seinen Tod zu beschleunigen. Er wollte Opium haben. Der Arzt verweigerte die Bitte. Mirabeau gab zu verstehen: daß er diese Verweigerung für grausam halte. Mit jener schwülstigen Beredsamkeit, die ihn auch in dem Augenblicke des Todes nicht verließ, rief er aus: »Meine Schmerzen sind unerträglich. Ich habe noch »Kräfte für ein Jahrhundert. aber nicht mehr für Einen Augenblick Muth!« Dann zeigten sich heftige Zuckungen. Er that einen Schrei und verschied, am zweiten Aprill, um neun Uhr Vormittags, im zwei und vierzigsten Jahre seines Lebens.

Mirabeaus Sekretär, Hr. de Comps, welcher mit ihm in Einem Hause wohnte, als er hörte daß sein Herr gestorben wäre, gab sich, aus Verzweiflung, einige Stiche mit seinem Federmesser, und verwundete sich, jedoch nicht tödtlich.

Am dritten Aprill wurde der Leichnam geöffnet. Man fand die Eingeweide des Unterleibes leicht entzündet. Die innern Theile des Kopfes schienen vollkommen gesund zu seyn: aber, statt des Herzens, fand man, in dem Herzbeutel, einen Eitersack.

Seit langer Zeit hatte, zu Paris, der Tod keines Mannes so allgemein, und in einem so hohen Grade, die Theilnehmung rege gemacht, als der Tod Mirabeaus. Seine Freunde sowohl, als seine Feinde, beklagten seinen Verlust: weil sie alle fühlten, daß der Verlust sehr groß wäre; weil sie alle, so sehr auch viele unter ihnen einzelne Theile von Mirabeaus Aufführung mißbilligen mochten, dennoch in dem Geständnisse überein kamen, daß ein außerordentlicher, daß ein talentvoller Mann gestorben sey. Man streute das Gerücht aus, Mirabeau wäre vergiftet worden, um hiedurch den Pöbel aufzuwiegeln: allein die Geschichte der Krankheit sowohl, als die Oeffnung des Leichnams, bewiesen unwidersprechlich, daß dieses Gerücht gänzlich ungegründet war.

Sobald Mirabeau gestorben war, hörte die Feindschaft der Jakobiner, welche er sich seit drei Wochen vor seinem Tode zugezogen hatte, auf einmal auf. Mirabeau wurde nunmehr, als ein unsterblicher, als ein übermenschlich großer Mann, verehrt, angebetet, in dem eigentlichen Sinne des Wortes, vergöttert. Er hieß der Held der Revolution, der heilige Mira-

Digitized by Google

beau, ja sogar der erste Gott Frankreichs a). Am zweiten Aprill, an dem Tage seines Todes, befahlen die Jakobiner, daß alle Schauspielhäuser verschlossen bleiben sollten. Einige Demagogen verlangten, daß sein Leichnam zu St. Denis, in der Begräbnißgruft der Französischen Könige, beigesetzt würde; andere wollten: daß seine sterblichen Ueberbleibsel unter dem Altar des Vaterlandes, auf dem Märzfelde, begraben werden sollten. In einem jakobinischen Zeitungsblatte, in der Chronique de Paris, stand, im dritten Jahre der Freiheit, folgende Warnung: »Eine Gesellschaft von vierzig Patrioten hat feierlich »den Eid geschworen, alle die aristokratischen Schmie»rer mit eigenen Händen zu Tode zu prügeln, welche »die niederträchtige Frechheit haben würden, Mira»beaus Asche zu beschimpfen.« So groß war der Enthusiasmus dieser Schwärmer für Mirabeau; für eben den Mirabeau, welcher, kurz vor seinem Tode, diese Schwärmer, für niederträchtige, verächtliche und gefährliche Menschen, öffentlich erklärt hatte.

Das Verbot gegen Mirabeau zu schreiben, war ein sehr unpolitisches Verbot. Es bewies deutlich genug, daß sich gegen den Verstorbenen sehr viel Gegründetes sagen ließ. Wenn ein Cato stirbt; dann würde ein solches Verbot überflüssig seyn: aber wenn ein Mirabeau stirbt, dann mag es freilich nöthig scheinen, der Wahrheit ein Schloß an den Mund zu legen! Die religiösen Seligsprecher können Widerspruch dulden; aber die politischen Seligsprecher vertragen ihn nicht. Zu Rom wird, bei der Kanonisation eines Heiligen,

a) Le premier Dieu que la France a fait. So nennt ihn der Jakobiner Manuel. Lettres originales de Mirabeau, Préface. p. 4.

allemal ein Advokat des Teufels zugelassen, aber zu Paris durfte, bei der Kanonisation eines Demagogen, nicht einmal der Advokat der Wahrheit sich zeigen!

Am zweiten Aprill kündigte der Presidենt Mirabeaus Tod der Nationalversammlung an. »Ich habe,« sprach er, »eine traurige Pflicht zu erfüllen, indem ich »Euch den frühzeitigen Tod des Hrn. Riquetti des »Aeltern ankündige. Wenn ich Euch an die wieder»holten Beifallsbezeugungen erinnere, welche er mit»ten unter Euch erhalten hat, so setze ich dadurch auf »sein Grab den allerdeutlichsten Beweis Eures Be»daurens.«

(Tiefe Stille in der Versammlung)

Hr. Barrere. Mirabeau ist gestorben! Die Dienste, welche er dem öffentlichen Wesen geleistet hat, sind allgemein bekannt. Ich verlange, daß die gesetzgebende Versammlung eine Gesandtschaft zu seinem Leichenbegängnisse sende.

Hr. de Liancourt. Erinnert Euch der letzten Rede, welche Mirabeau auf diesem Rednerstuhle hielt. Er übernahm feierlich die Verpflichtung: die Unruhestifter aller Partheien zu bekämpfen. Diese Verpflichtung müssen nunmehr die Freunde des öffentlichen Wohls, an seiner Statt, übernehmen.

Hr. Taleyrand (vormals Bischof von Autun). Gestern Abend habe ich Mirabeau besucht. Eine große Menge Volks war um sein Haus versammelt. Traurige Empfindung des Schmerzens war auf allen Gesichtern zu lesen. Aber er schien ruhig. Er übergab mir eine, von ihm aufgesetzte, Schrift über die Testamenter. Ich will dieselbe vorlesen. Der Verfasser dieser Schrift lebt nicht mehr: aber seine Gesinnungen sind in derselben so deutlich enthalten, daß

Ihr, während Ihr mir zuhört, glauben werdet, Ihr seyet Zeugen seines letzten Amthemzuges.

Die Vorlesung der Rede Mirabeaus, in welcher er alle Testamenter als ungerecht verdammte, und sogar auf ein Gesetz drang, welches die Schenkungen unter Lebendigen nicht erlauben, oder doch bloß allein auf den zehenten Theil des ganzen Vermögens einschränken sollte, wurde mit dem lautesten Beifalle aufgenommen. Vortreflich mahlte Mirabeau in derselben die Nichtigkeit und die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge: »Es scheint mir, meine Herren (so schrieb er) es sey ein eben so großer Unterschied, zwischen dem Rechte, welches ein jeder Mensch hat, während seines Lebens mit seinem Vermögen zu schalten, und zwischen dem Rechte, nach seinem Tode damit schalten zu dürfen, als zwischen dem Leben und dem Tode selbst. Dieser Schlund, welchen die Natur unter den Füßen des Menschen eröffnet, verschlingt, mit ihm, zugleich auch alle seine Rechte: auf eine solche Weise, daß, in dieser Rücksicht, gestorben zu seyn, oder niemals gelebt zu haben, eines und dasselbe ist. Wenn einmal der Tod uns vernichtet hat, wie könnten dann die, mit unserer Existenz verbundenen, Verhältnisse länger noch fortdauern? Es würde Täuschung seyn, so etwas voraussetzen zu wollen; es würde heißen, dem Nichts die Eigenschaften des Wirklichen beilegen zu wollen. Ich weiß wohl, daß die Menschen, von jeher, für den Willen der Verstorbenen eine heilige Ehrfurcht gehabt haben. Politik, Moral und Religion, haben dazu beigetragen, diese Empfindung stärker zu machen. Auch giebt es unstreitig Fälle, in denen der Wunsch der Sterbenden für die Ueberlebenden ein Gesetz seyn muß. Aber auch dieser Wunsch hat seine natürlichen Gränzen; und ich

glaube, daß die Rechte des Menschen auf sein Eigenthum sich nicht über seine Existenz hinaus erstrecken können.«

Am dritten Aprill erschien vor der Nationalversammlung eine Gesandtschaft der acht und vierzig Quartiere, oder Distrikte der Stadt Paris, welche, im Namen aller Einwohner der Hauptstadt, von der Versammlung vor die Schranken gelassen zu werden verlangte. Der Presidente fragte an: ob diese Abgesandten sogleich sollten vorgelassen werden? und die ganze Versammlung beschloß einstimmig, daß dieses geschehen sollte. Die Abgesandten erschienen vor den Schranken; und Einer von ihnen sprach:

»Meine Herren. Die wahren Bürger des Staates sind bestürzt, über den Verlust, welchen die Nation, durch den Tod des Herrn Mirabeau, erlitten »hat. Die Einwohner des Distrikts de la Rue Poissonniere, in Verbindung mit den Einwohnern aller übrigen Distrikte der Hauptstadt, kommen jetzt zu »Ihnen, in der Absicht, dem Schatten des verstorbenen großen Mannes einen öffentlichen Beweis der »Dankbarkeit zu geben. Sie kommen hieher, um die »Versammlung dringend zu ersuchen, daß dieselbe eine öffentliche Trauer auf eine bestimmte Zeit ankündigen möge; daß der Leichnam Mirabeaus, auf dem »Bundesfelde, unter dem Altar des Vaterlandes, begraben werde; daß der Tag der Beerdigung bestimmt; »und daß eine Leichenrede gehalten werde. Das Jahrhundert der Vernunft muß allen Völkern die Lehre »geben, daß diese Ehrenbezeugungen, welche vormals »nur den Fürsten zu Ehren geschahen, eigentlich dem »tugendhaften Manne gebühren, der da Muth genug hatte, die Fesseln des Despotismus zu zerbrechen, und eine Konstitution zu gründen, welche der

»Französischen Nation zum Ruhme und zum Glücke »gereichen wird.«

Bald nachher erschien eine Gesandtschaft der Direktoren der Abtheilung von Paris. Der Herzog de la Rochefoucault sprach in ihrem Namen. »Die »Direktoren der Abtheilung von Paris (sagte er) ha»ben, eine Zeitlang, Mirabeau unter die Zahl ihrer »Mitglieder gerechnet. Daher kommen wir, in Trauer »gekleidet, von ihm mit den Stellvertretern der Fran»zösischen Nation zu sprechen, und für ihn die ersten »Huldigungen zu verlangen, welche die Französische »Freiheit solchen Männern gewähren wird, die um »das Vaterland sich werden verdient gemacht haben.«

Nun verlangte Herr Pastoret, in dem Namen der Aufseher, daß: 1) eine Kirche besonders geweiht würde, um die Asche großer Männer in derselben zu verwahren. 2) Daß die Kirche der heiligen Genoveva diese Kirche seyn sollte. 3) Daß es der Nationalversammlung überlassen würde, zu bestimmen, welche Männer dieser Ehre würdig wären. 4) Daß Herr de Mirabeau der Erste seyn sollte, der dieser Ehre würdig geachtet würde. 5) Daß über den Eingang der Kirche die Worte gesetzt würden: Den großen Männern von dem dankbaren Vaterlande.

Die Versammlung beschloß: daß dem Honorius Riquetti Mirabeau die Ehrenbezeugungen gebührten, welche die Nation dem Andenken großer Männer bestimmt, die sich um das Vaterland verdient gemacht hätten.

Auch wurde der Vorschlag des Herrn Pastoret angenommen, und beschlossen: daß die ganze Versammlung dem Leichenbegängnisse des Verstorbenen beiwohnen wollte. Die Aufseher der Abtheilung von Paris beschlossen: acht Tage lang Trauerkleider zu tra-

Digitized by Google

gen; der Bürgerrath drei Tage; und der Jakobinerklub acht Tage lang.

Montags, am vierten Aprill, wurde Mirabeaus Leiche feierlich beigesetzt. Um fünf Uhr Nachmittags fieng der Zug an. Ein Detaschement der Pariser Nationalreiterei eröffnete denselben. Auf die Reiterei folgten die Artilleristen der sechszig Bataillone der Hauptstadt, und ihnen zur Seite giengen die Invaliden. Dann kam La Fayette, mit dem Generalstabe der Pariser Bürgermiliz und mit einem Theile dieser Miliz. Nach derselben folgten die hundert Schweizer, und die Musikanten der Pariser Bürgermiliz, welche letztern auf den Trommeln Trauertöne angaben. Nun kamen die Geistlichen, und hinter ihnen her wurde der Leichnam, von sechszehn Bürgersoldaten, auf den Schultern getragen. Neben dem Leichname giengen Bürgersoldaten, mit dem Gewehr unter dem Arme. Auf dem Sarge lag die Fahne eines Bataillons der Bürgermiliz: und, statt des adelichen Wappens, des Federhutes und des Degens, war an dem Sarge eine Bürgerkrone bevestigt. Dem Sarge folgten die Mitglieder der Nationalversammlung, begleitet von dem Bataillon der Veteranen und von dem Bataillon der Kinder. Die Wahlherren, die Rathsherren, die Mitglieder des Jakobinerklubs, die königlichen Minister, die Mitglieder aller übrigen Pariser Klubs und Gesellschaften, nebst einer großen Anzahl Bürgersoldaten, zu Fuße sowohl als zu Pferde, beschlossen den Zug, welcher mehr als eine Stunde Weges einnahm.

Diejenigen, welche zu dem Zuge gehörten sowohl, als die unermeßliche und unzählbare Menge der Zuschauer, beobachteten alle, ein tiefes, schwermuthsvolles Stillschweigen. Auf allen Gesichtern las man

Digitized by Google

den Ausdruck der Traurigkeit. Weiber und Mädchen vergossen Thränen.

Drei Stunden lang dauerte der Zug. Endlich gelangte derselbe nach der Kirche St. Eustache. Der Tempel war inwendig schwarz ausgeschlagen, und mitten im Chor stand ein Todtengerüste. Die gewöhnlichen Todtengebete, für die Seele des Verstorbenen, wurden gen Himmel gesandt. Dann hielt der Exjesuit Cerutti eine Leichenrede, in welcher er sich nur zu sehr des Vorrechts bediente, welches allen Leichenrednern stillschweigend zugestanden wird: nehmlich den Verstorbenen übermäßig loben zu dürfen. Nachdem die Leichenrede geendigt war, wurden, zu Ehren des Verstorbenen, von der Bürgermiliz, in der Kirche, mehrere Salven geschossen, wodurch die Fenster der Kirche größtentheils zersplittert herab fielen. a) Hierauf brach der Zug abermal auf, und kam, in derselben Ordnung, nach der Kirche der heiligen Genoveva. Um Mitternacht langte derselbe in dieser Kirche an, und Mirabeaus Leichnam wurde, neben dem Leichnam des Kartesius, beigesetzt. Hier sollte derselbe so lange bleiben, bis die neue Kirche der heiligen Genoveva, das Französische Pantheon, zu bauen geendigt seyn würde.

---

a) Les nombreuses décharges, qui se firent dans l'église de St. Eustache, en l'honneur de Mirabeau, ont bien cassé deux mille carreaux. *Desmoulins* révolutions. No. 72. p. 324.

Als eine Probe der Rednertalente des Herrn Cerutti wollen wir die folgende Antithese anführen: »Das Grab »(so sprach Cerutti) verschlang Denjenigen, welcher den »Despotismus verschlungen hat!« (La tombe dévore celui qui dévora le Despotisme). Solcher Unsinn machte in Frankreich großes Glück!

Niemals ist, in neueren Zeiten, irgend ein Mann, nicht einmal ein Fürst, so feierlich, und mit so vielen Ehrenbezeugungen begraben; niemals irgend Jemand von einer so außerordentlich großen Menge von Menschen zum Grabe begleitet worden. Drei Tage lang wurde zu Paris von Nichts gesprochen, als von dem Tode Mirabeaus; drei Tage lang gieng die ganze Stadt in Trauerkleidern. An der Ecke der Straße, in welcher Mirabeau gewohnt hatte, wurde der Name derselben: Chausser Dantin, abgerissen, und, statt desselben, der Name: Rue de Mirabeau, an der Ecke bevestigt. Während des Leichenzuges fiel einigen Damen, die sich unter den Zuschauern befanden, der Staub sehr beschwerlich, welcher in dicken Wolken auf sie herab fiel. Sie beklagten sich laut darüber, und sagten: der Bürgerrath hätte die Straßen vorher sollen mit Wasser besprützen lassen, um den Staub zu legen. Ein gemeines Weib, welches diese Klagen mit anhörte, gab zur Antwort: »Der Rath hat auf unsere »Thränen gerechnet.«

Der Bürgerrath der Stadt Paris beschloß: daß Mirabeaus Brustbild, in dem Saale ihrer Versammlungen, aufgestellt werden sollte. Sonderbarer Wechsel aller menschlichen Dinge, Mirabeaus Brustbild stand nunmehr, in diesem Saale, neben den Brustbildern dreier anderer Männer, mit denen er, während seines Lebens, in beständiger Feindschaft gelebt hatte: neben dem Brustbilde Neckers, den er stürzte: neben dem Brustbilde la Fayettes, den er fürchtete; und neben dem Brustbilde Baillys, den er nicht leiden mochte.

Aber nicht nur die Stadt Paris, sondern ganz Frankreich — ja, ich mag wohl sagen ganz Europa, trauerte über den frühzeitigen Tod dieses außerordent-

lichen, dieſes, ungeachtet aller ſeiner Fehler, dennoch durch ſeine Talente großen Mannes.

Niemand fiel über das Andenken Mirabeaus mit ſolcher Wuth her, als die drei und dreißig Häupter der Jakobiner. Sie freuten ſich über ſeinen Tod, weil ſie fühlten, daß ſie, in ſeiner Perſon, ihren gefährlichſten Feind verloren hätten. Karl Lameth war nicht einmal bei dem Leichenbegängniſſe gegenwärtig. Auch die Vertheidiger des Deſpotismus beſchimpften Mirabeaus Aſche. Aber die kaltblütigen und die gemäßigten Männer beider Partheien, in ganz Europa, erkannten ſeine Verdienſte; ſie erkannten, daß er in einem Zeitpunkte geſtorben wäre, in welchem er, durch Erfahrung weiſe gemacht, ſeinem Vaterlande die weſentlichſten Dienſte hätte leiſten können, und, wenn einigen ſeiner Aeußerungen zu trauen iſt, auch wirklich zu leiſten bereit war.

Es ſey nunmehr erlaubt, die Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen; in ſo ferne erwieſene, und bekannt gewordene, Thatſachen dazu hinreichend ſind, die Triebfedern ſeiner Handlungen aufzuſuchen; das Große und das Kleine, das Gute das Böſe, welches er in ſich vereinigte, gegen einander abzuwiegen; und über ſeinen Karakter die Urtheile Derjenigen, die ihn kannten, zu ſammeln; Urtheile, welche die Nachwelt, entweder beſtätigen, oder berichtigen wird.

Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau, ſtammte aus einer adelichen Familie in der Provenze. Sein Vater war der berühmte Marquis de Mirabeau, deſſen phyſiokratiſche Schriften, und vorzüglich ſein Buch; ami des hommes betitelt, bekannt genug ſind. Er wurde geboren zu Egreville, in dem Jahre 1749. Da er der älteſte Sohn war, ſo beſtimmte ihn ſein Vater zu dem Militair-

Digitized by Google

stande. Schon sehr frühe machte er, durch viele Jugendstreiche, seinem Vater, dessen Erziehungsmethode äußerst strenge war, vielen Verdruß. Daher wurde beschlossen, ihn nach Korsika zu senden, woselbst damals (im Jahre 1769) französische Truppen sich befanden, welche die Insel erobern sollten. Mirabeau kam dahin, und diente, als Unterlieutenant, in der Legion de Lorraine, unter dem Baron de Viosmenil. Die Offizire, welche neben ihm dienten, fanden Mirabeaus Karakter unausstehlich, und daher war er ihnen allen verhaßt. Vorzüglich tadelten sie an ihm, seine Furchtsamkeit und seine Feigherzigkeit. Mirabeau kehrte nach der Provenze zurück, und gab seine Offizirsstelle auf. Einige Zeit nachher befand er sich zu Aix, in Gesellschaft mit einigen Freunden. Man erzählte, daß eine junge und liebenswürdige Dame, deren Vermögen über eine Million Livres geschäzt würde, im Begriffe wäre sich zu verheirathen, und daß der Liebhaber dieser Dame, von den Eltern derselben, die Einstimmung zu der Heirath schon erhalten hätte. Mirabeau kam auf den Einfall, diese Heirath rückgängig zu machen, und die Dame selbst zu heirathen. Er schmeichelte sich bei den Eltern des Frauenzimmers ein, und durch seine Beredsamkeit brachte er es dahin, daß die Heirath rückgängig wurde. Nach einiger Zeit gewann er die Eltern der Dame so sehr für sich, daß sie an seinen Vater, an den Marquis de Mirabeau, nach Paris schrieben, und denselben baten, daß er seinem Sohne erlauben möchte, ihre Tochter heirathen zu dürfen. Der Marquis antwortete: ihm wäre unbekannt, ob sein Sohn gesezt genug sey, um die Bande des Ehestandes zu knüpfen; übrigens könnten ja die Personen, welche täglich mit ihm umgingen, seinen Karakter prüfen und beurtheilen: was ihn be-

Digitized by Google

treffe, so würde er in Alles einwilligen; nur möchten sie vorher wohl überlegen, was sie thäten, damit sie nicht in der Folge eine Veranlassung bekämen, ihre Uebereilung bereuen zu müssen. Die Eltern der Dame willigten ein in die Heirath, und in dem Monate Junius des Jahres 1772 wurde dieselbe vollzogen. a) Mademoiselle de Marignane (so hieß die Dame) war jetzo die Gemahlinn des Grafen von Mirabeau. Sie war ein junges, sehr liebenswürdiges und verständiges Frauenzimmer; die einzige Tochter eines reichen Vaters. Mirabeau fieng nunmehr an, großen Aufwand zu machen; er zehrte sein eigenes Vermögen und das Vermögen seiner Frau auf; er war, in kurzer Zeit, über 300,000 Livres schuldig; er mißhandelte seine Frau; ja er schlug sogar dieselbe, während sie schwanger war, und nöthigte sie hiedurch, das Haus ihres Mannes zu verlassen, und zu ihren Eltern zurück zu kehren.

Um so großen Unordnungen Einhalt zu thun, ließ der Marquis de Mirabeau seinen Sohn für einen Verschwender erklären, und wirkte einen Verhaftbrief gegen ihn aus. Mirabeau wurde nach dem Staatsgefängnisse Chateau Dif, welches, unweit Marseille, auf einer Insel in dem Meere liegt, gebracht. Dort

a) Mirabeau beschreibt selbst die Geschichte dieser Heirath auf folgende Weise: Le mariage de Monsieur de la Vallette avec Mademoiselle de Marignane étoit arrangé, et les articles dressés, avant que j'eusse paru à Aix. Malheureusement, et très malheureusement, je m'en piquai, et j'entrepris de renverser un mariage presque fait. Vous savez aussi bien que moi ce qui en arriva. En huit jours M. de la Valette fut congédié. En huit autres je fus proposé, et j'avois un parti dans la famille de la Demoiselle. *Lettres originales de Mirabeau.* T. I. p. 303.

hatte er einen vertrauten Umgang mit der Frau des Gefangenwärters. Er bewog dieselbe, die Schatulle ihres Mannes zu erbrechen, und zu fliehen, an einen Ort, welchen er ihr bestimmte, und wohin er ihr Briefe mit gab. Der Gefangenwärter klagte Mirabeau als einen Verführer seiner Frau an. a) Der Aufseher des Schlosses wollte nun nicht länger einen Gefangenen unter seiner Aufsicht behalten, welcher, sogar in dem Gefängnisse, solche Streiche auszuführen fähig war. Er drang in den Marquis, daß er seinen Sohn anders wohin bringen lassen möchte. Dieses geschah. Mirabeau wurde nach dem Schlosse zu Joux, in die Franche Comte gebracht. Bei dem Aufseher dieses Schlosses wußte er sich beliebt zu machen. Und da Mirabeau kein Staatsgefangener war, so erlaubte ihm derselbe, das Schloß zu verlassen, und die benachbarte Stadt Pontarlier zu seinem Aufenthalte zu wählen: jedoch nahm er vorher, von Mirabeau, sein Ehrenwort: daß er nicht, ohne Erlaubniß, diese Stadt verlassen, viel weniger entfliehen wolle. b)

---

a) Man höre Mirabeau selbst. Il n'y avoit qu'une femme au chateau d'If, qui eut figure de femme. J'avois vingt six ans. C'est un furieux délit, que d'avoir donné lieu à soupçonner qu'elle me paroissoit jolie! Elle quitta son mari, qui deux ou trois fois avoit pensé la tuer . . . . . Sa femme gagna la frontière . . . Je la recommendai à Monsieur de Briançon qui la garda. Le mari cria à l'enlevement, au crime. *Lettres originales de Mirabeau.* T. I. p. 344.

a) Le séjour de Joux ne seroit pas supportable sans le voisinage de Pontarlier. C'est un veritable nid de hiboux, égayé par quelques invalides. *Lettres originales de Mirabeau.* p. 354.

Digitized by Google

Zu Pontarlier machte Mirabeau Bekanntschaft mit der Marquise de Monnier. Sie war die Gemahlinn des vormaligen ersten Presidenten der Rechnungskammer zu Dole in Burgund. Nachdem die Rechnungskammer aufgehoben worden war, hatte sich der President nach Pontarlier zurück gezogen, und lebte daselbst von seinen Einkünften. Madame de Monnier war eine junge, liebenswürdige Dame; sie war die junge Frau eines alten Mannes. Es entspann sich bald ein Liebesverständniß zwischen Mirabeau und der Marquise. a) Mirabeau suchte sie zu überreden, in seiner Gesellschaft Frankreich zu verlassen. Auch verlangte er von ihr, daß sie sich einer Schatulle ihres Mannes bemächtigen, und dieselbe, zu Bestreitung der Kosten der Reise, mitnehmen sollte. Madame de Monnier floh, in Mirabeaus Gesellschaft, nach der Schweiz, und die Schatulle, welche eine beträchtliche Summe an Geld und Geldeswerth enthielt, wurde mitgenommen. Mirabeau reiste mit seiner Geliebten

b) Mirabeau entschuldigt die Verführung dieses unerfahrnen Weibes auf eine ihm eigene Weise. Man lese dieses Kapitel aus seiner Moral. Sans doute Madame de Monnier devoit à l'homme, dont elle partageoit le nom et la fortune: mais on peut proportionner la reconnoissance au bienfait. Qu'elle procurât à Monsier de Monnier une vieillesse douce et sereine, qu'elle soignât sa santé, qu'elle l'aidât dans l'administration de ses affaires, n'étoit-elle pas acquittée envers lui? quelle prétention, quel droit pouvoit-il avoir sur des jouissances, dans tous les tems hors de sa portée? devoit-il être auprès d'elle à la fois vil eunuque et sultan impuissant? . . . . . Voilà ce que je me dis; voilà ce que l'irrésistible voix de l'amour persuada pour moi. Sans doute ce ne sont point les principes d'un casuiste; mais sans doute aussi ils ne sont pas contraires à la morale. Ebendaselbst. S. 360, 361.

aus der Schweiz nach Holland. Hier lebte er mit derselben, anfänglich sehr verschwenderisch, und nachher sehr dürftig.

Der Presidենt de Monnier klagte Mirabeau bei dem Parlamente, wegen Verführung und wegen Diebstahl an. Der Angeklagte wurde vorgefordert. Er erschien nicht. Da ward er verurtheilt, seinen Kopf auf dem Schaffotte zu verlieren; und an seinem Bilde wurde der Urtheilsspruch auch wirklich vollzogen. Madame de Monnier ward verurtheilt, in dem Kloster Sainte Pelagie lebenslänglich eingeschlossen zu bleiben.

Mirabeaus Anverwandte bemühten sich nunmehr, seiner habhaft zu werden. Ein Spion der Pariser Polizei, Jaquet de la Douri, bietet sich an, ihn zu fangen. Das Anerbieten wird angenommen. Der Spion hängt ein Ludwigskreuz vor, reiset nach dem Haag, sucht Mirabeaus Bekanntschaft, gibt sich für einen, von dem Minister verfolgten, Offizir aus, gewinnt die Freundschaft Mirabeaus, bemächtigt sich seiner, und führt ihn, in dem Monate Mai 1777, nach Frankreich zurück. Nun wird Mirabeau in dem Schlosse zu Vincennes festgesetzt, und Madame de Monnier wird in ein Kloster gebracht.

Zu Vincennes brachte Mirabeau drei Jahre und sieben Monate zu, und wurde erst am 17ten Dezember 1780 aus dem Gefängnisse losgelassen. Während dieser Zeit unterhielt er, mit Erlaubniß des Polizeilieutenants, Herrn le Noir, einen Briefwechsel mit seiner Geliebten, Madame de Monnier. Dieser Briefwechsel ist seither gedruckt erschienen. Die Briefe sind zwar von dem Herausgeber, Herrn Manuel, sehr

Digitized by Google

verfälscht worden: indessen erkennt man doch noch in denselben Mirabeaus Geist, und seine Denkungsart. a)

Da das Kind, welches Madame de Monnier mit Mirabeau gezeugt hatte, gestorben war, so ließ sich Herr de Monnier bewegen, den Prozeß nicht weiter fortzusetzen. Mirabeau wurde aus dem Gefängnisse entlassen und gieng nach der Provenze. Hier machte er seiner Gemahlinn den Antrag, daß sie wieder mit ihm leben sollte. Sie aber schlug das Anerbieten unwillig aus, und sagte: sie verlangte nicht länger mit einem Manne zu leben, welcher sie gemißhandelt hätte; welcher aus einem Gefängnisse in das andere gebracht worden wäre; und welcher sich, durch wiederholte Verbrechen, in den Augen aller Rechtschaffenen entehrt hätte. Bald nachher klagte sie, vor dem Parlamente zu Aix, gegen Mirabeau, und verlangte die

---

a) Das Weglaufen der Madame de Monnier von ihrem Manne entschuldigt Mirabeau, in einem Briefe an seinen Vater, nach eigenen Grundsätzen. Cette chimère, appellée *réputation*, si souvent usurpée et perdue avec une égale injustice, ne lui parut point faire équilibre avec son bonheur, et dans l'alternative inévitable de son infortune ou de sa félicité, elle choisit celle-ci. Elle fuit la terre habitée de ses tyrans, pour aimer en liberté. Voilà son crime. S. 393.

Von seiner Enthauptung in effigie schreibt er an seine Geliebte: Je ne sais pourquoi tu es si sensible à cette tragicomédie de ma décapitation en effigie. Quoique cela soit passablement insolent, et que je sois très-convaincu, que toute la France compte bien que j'en marquerai quelque jour ma reconnoissance à Monsieur de Valdhaon, cependant je te jure, qu'en attendant j'en ris. Ebendaselbst. T. 3. p. 209.

Um aus dem Gefängnisse zu Vincennes los zu kommen, schwor Mirabeau, mit einem Eide, daß er gesonnen sey, sich umzubringen. Sein Vater, welcher seinen Sohn

Ehescheidung, in so ferne die Gesetze der römisch-katholischen Kirche dieselbe zulassen. Mirabeau führte selbst seinen Prozeß, aber er verlor denselben. Von seiner Frau und von seiner Familie verstoßen; von allen Rechtschaffenen verachtet; von seinen Gläubigern überall verfolgt; ohne Geld und voller Schulden, wandte er sich an die berühmte Sängerinn, Madame Huberti. Er stellte sich, als wäre er in sie verliebt, und lebte auf ihre Kosten, so lange als sie dieses zugeben wollte. Er folgte ihr nach Paris. Dann reiste er, mit einer französischen Dame von leichter Tugend, nach England. Hier lebte er kummerlich und nährte sich von Bücherschreiben. Aus den gedruckten Engländischen Kriminalakten erhellt, daß er, zu London, seinen Bedienten, wegen eines von demselben nicht begangenen Diebstahls, fälschlich anklagte, daß er falsche Zeugen miethete, und den Bedienten an den Galgen zu bringen suchte. Die Scharfsichtigkeit der Engländischen Justiz entdeckte den schändlichen Plan, und der Unschuldige wurde frei gesprochen.

Madame de Monnier, als sie sich, von demjenigen Manne, welchem sie Tugend, Ehre und Glück, aufgeopfert hatte, verlassen sah, gerieth in Verzweif-

---

durchaus kannte, und wohl wußte, daß von demselben kein Selbstmord zu befürchten war, erwartete ruhig den Ausgang: und Mirabeau brachte sich nicht um, ungeachtet er geschrieben hatte, wie folgt: Je jure par le Dieu, auquel vous croyez, je jure par l'honneur, qui est le Dieu de ceux qui n'en reconnoissent point d'autre, que la fin de cette année, 1778, ne me verra point vivant au donjon de Vincennes. Je profère hardiment un tel serment. Car la liberté de disposer de sa vie est la seule, que l'on ne puisse ôter à l'homme, même en le génant sur les moyens. Ebendaselbst. T. I. p. 435.

Digitized by Google

lung, und brachte sich selbst um das Leben, indem sie sich im Kohlendampfe erstickte.

Aus England kam Mirabeau nach Paris zurück. Und da die Regierung, eben zu dieser Zeit, eines Spions an dem Preußischen Hofe bedurfte, so bot er sich dazu an, und wurde gewählt. Er hatte bei dieser Reise noch einen andern geheimen Zweck, welchen Hr. Nicolai aufgedeckt hat. a). Mirabeau wollte, um das Defizit der Französischen Finanzen zu decken, den Preußischen Hof zu überreden suchen, daß derselbe das Geld aus dem königlichen Schatze in die Französischen Fonds legen mögte. Er verließ sich hiebei auf seine Beredsamkeit, und war eitel genug, von sich zu glauben, daß es ihm sehr leicht werden müßte, die schwerfälligen Deutschen zu überreden. Er wollte sich, durch Ausführung dieses Plans, in Frankreich eine Stelle in dem diplomatischen Körper erringen: denn eine solche Stelle war damals das höchste Ziel seiner Wünsche. »Die neue Regierung schien ihm der rechte »Zeitpunkt zu seyn. König Friedrich der Zweite »(dachte er) hat zu einem Frankreicher in Finanzsachen »Zutrauen gehabt, warum sollte Friedrich Wilhelm »der Zweite nicht zu einem andern Frankreicher Zu»trauen gewinnen? Dahin gieng seine Lettre rémise »à Frédéric Guillaume II. Er glaubte, dem Könige »ganz neue Wahrheiten gesagt, und sie auch so einge»kleidet zu haben, wie sie Wirkung thun müßten. Er »glaubte dadurch die größte Aufmerksamkeit zu erregen, »und sich den größten Einfluß zu verschaffen: aber frei»lich erregte er nur ein allgemeines Lächeln, über seine »Unwissenheit und über seine Anmaßung.«

a) Allgemeine deutsche Bibliothek, Band 105, Stück 2, Seite 111.

Von dieser Anmaßung und von seiner unglaublichen Eitelkeit, gab er, während seines Aufenthaltes zu Berlin, die deutlichsten und auffallendsten Beweise. Herr Nicolai erinnert sich genau, daß ihn Mirabeau, welcher, in einer Gesellschaft, sehr viel von Geld und Zirkulation gesprochen, und vermuthlich das Stillschweigen der meisten Anwesenden für Beifall genommen hatte, fragte: ob ein Deutscher wohl etwas über Geld und Zirkulation geschrieben hätte, das gelesen zu werden verdiente? (qu'on peut lire.) Ihm ward geantwortet: Herr Professor Büsch habe ein Werk über Zirkulation geschrieben, welches alles hinter sich ließe, was in irgend einer Sprache geschrieben wäre, und welches nicht gelesen, sondern studiert werden müßte. »Wohlan!« sprach Mirabeau, »ich will es übersetzen »lassen, um zu sehen, was daran ist.« Auf die Bemerkung, daß die Uebersetzung nicht so leicht seyn möchte, da das Werk zwei starke Bände ausmache, und daß sich schwerlich ein Uebersetzer finden möchte, der der Materie sowohl, als auch beider Sprachen mächtig wäre, fuhr Mirabeau heraus: »Was! zwei »Bände! Das würde ich alles besser auf zwei Blät»tern sagen!« a)

Während seines Aufenthalts in Deutschland, sammelte Mirabeau Nachrichten und Beiträge zu einem Werke über die Preußische Monarchie. Dieses Buch, welches nachher gedruckt wurde, ist (wie in der Allgem. deutschen Bibl. Band 105, Stück 2 bewiesen wird) ein höchst unvollkommenes, fehlerhaftes Werk, und voller Irrthümer und Unrichtigkeiten.

Mirabeau mußte, mit seinem Gehülfen, dem Marquis de Luchet, Berlin verlassen. Er reiste

a) Allg. deutsche Bibl. Bd. 105, St. 2, S. 112.

nach Paris zurück, und nunmehr floß eine Broschüre nach der andern aus seiner fruchtbaren Feder. Er schrieb gegen den neuen Vorschlag, die Stadt Paris mit Trinkwasser zu versorgen; gegen den Wucher mit dem Papiergelde; gegen die Taktik des Grafen Guibert; gegen Hrn. Cerutti, u. s. w. Endlich erschien auch seine geheime Berliner Korrespondenz: ein Gewebe der frechsten und schändlichsten Verläumdungen, über Personen, welche zu erhaben waren, als daß so ungegründete und niedrige Schmähungen bis an sie hinauf hätten reichen können.

Indessen rief der König die Stände des Reichs zusammen; und da eröffnete sich dem Herrn Mirabeau ein neues Feld für seine unermüdete Thätigkeit. Er gieng nach der Provenze, und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein: ob er gleich, da er kein adeliches Gut besaß, und kaum vier Ahnen beweisen konnte, in dieser Versammlung zu sitzen kein Recht hatte. Kaum hatte er diese Stelle eingenommen, als er auch schon seine Rednertalente zeigte. Er suchte zu beweisen, daß die Art, wie der Adelstand sich versammelt hätte, unrechtmäßig wäre, und daß demzufolge alle Beschlüsse, die derselbe fassen könnte, ungültig seyn würden. Mirabeau hatte die Absicht, Aufsehen zu machen: denn was er behauptete war ungegründet, indem der König den Adelstand der Provenze, nach der gehörigen Norm, so wie in dem Jahre 1639, versammelt und zusammenberufen hatte. Mirabeau verlangte, als Gesandter des Adelstandes, bei den Reichsständen eine Stelle zu erhalten. Allein seine Rede hatte den Adelstand gegen ihn aufgebracht, und sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen.

Nachdem Mirabeau von dem Adelstande abgewiesen worden war, da erschien er plötzlich unter einer

neuen Gestalt, als Vertheidiger der Rechte des Bürgerstandes. Das Volk in der Provenze glaubte an ihm seinen Retter, seinen Schutzgott, zu sehen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeugungen. Dessen ungeachtet erschien er noch immer in den Versammlungen des Adelstandes. Aber, da er kein adeliches Gut besaß, so wurde er endlich aus der Versammlung ausgeschlossen, und sein Nahme ward, in dem Verzeichnisse der Adelichen, durchgestrichen. Nun zeigte er sich gänzlich als einen Vertheidiger des Bürgerstandes. Er miethete einen offenen Laden; er verkaufte selbst Tuch ellenweise; und hielt öftere Anreden an den Pöbel zu Aix. Mirabeau wurde, von dem Bürgerstande, weil er so vortreflich die Rolle eines Demagogen zu spielen wußte, beinahe vergöttert. Mehr als zwei hundert Bauren zogen vor das Haus seiner, von ihm geschiedenen, Gemahlinn und ersuchten dieselbe, in dem Nahmen des Bürgerstandes, daß sie sich mit ihrem Manne wiederum aussöhnen möchte, damit, wie sie sich ausdrückten, ein so vortreflicher Menschenschlag nicht ganz ausginge a). Von da begaben sie sich nach dem Hause des Grafen, und thaten auch an ihn dieselbe Bitte. Mirabeau erschien auf dem Balkon seines Hauses, und dankte diesen Bauren, mit weinenden Augen, für ihre Zuneigung. Seine ferneren Thaten und Reden, seit diesem Zeitpunkte, sind in den den vorigen Bänden, und zum Theil auch in dem gegenwärtigen Bande ausführlich erzählt worden.

Mirabeaus vorzüglichste Schriften waren folgende: 1) Das Buch: des lettres de cachet et des prisons

---

a) Die Bauren sagten, in ihrem provenzalischen Plattfranzösisch: Aquo es una trop bella race, seria pecca que manqueos.

d'état. Der raisonnirende Theil dieses Werks, nebst den Zitaten, gehört seinem Oheim; von ihm ist bloß allein die Beschreibung des Schlosses Vincennes. 2) Le libertin de qualité, ou ma conversion. 3) Erotika biblion. Zwei abscheuliche, schändliche Schriften, in denen zu allen Arten der ausgelassensten Wollust genaue Anleitung gegeben wird. 4) Eine Vertheidigungsschrift seiner Mutter gegen seinen Vater. 5) L'espion dévalisé. Ein Pasquill. 6) Sur la caise d'escompte. Von Hrn. Panchaud, einem der Direktoren der Diskontokasse geschrieben, und unter Mirabeaus Nahmen gedruckt. Sur la banque de St. Charles. Von Hrn. Claviere geschrieben. 8) Dénonciation de l'agiotage. Von Hrn. Claviere geschrieben. 9) Sur les eaux de Paris. Von Hrn. Claviere geschrieben. 10) Lette sur M. Necker. Von Hrn. Claviere geschrieben. 11) Doutes sur la liberté de l'Escaut. Von Hrn. Marron, Holländischem Gesandtschaftsprediger zu Paris. 12) Sur l'ordre de Cincinnatus. Ein bloße Uebersetzung der Schrift des Hrn. Doktor Price, welcher Letztere sich über Mirabeaus Plagiat öffentlich beklagt hat. 13) Aux Bataves sur le Stathouderat. Von Hrn. Marron. 14) Discours aux états de Provence. Von Hrn. Bourges aufgesetzt. 15) De la monarchie Prussienne. Größtentheils von dem Hrn. Obristlieutenant Mauvillon zu Braunschweig. 16) Lettre rémise à Frédéric Guillaume II. Von Mirabeau. 17) Histoire sécrette de la Cour de Berlin. Von Mirabeau. 18) Lettre à ses Commettans. Von ihm selbst. 19) Courier de Provence. Von Hrn Dumont, einem Genfer.

Die meisten Schriften, welche Mirabeau unter seinem Nahmen herausgegeben hat, sind nicht von ihm

selbst geschrieben worden. Er besaß, in einem vorzüglichen Grade, die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen, und ihrer Arbeit seinen Nahmen zu leihen. Mehrere Reden, welche er in der Nationalversammlung gehalten hat, sind von Andern aufgesetzt. Die Rede über den Spanischen Familienpakt war von Hrn. Du Roveray; die Rede über die Assignate von Hrn. Claviere, zweien, im Jahre 1781 aus ihrem Vaterlande verbannten, Genfern a). Die vortrefliche Rede über die bürgerliche Einrichtung der Geistlichkeit hatte Hr. Lamourette, Bischof von Lyon, aufgesetzt b).

In seinem politischen Leben bewies Mirabeau, daß er nach keinen festen Grundsätzen sprach, schrieb und handelte: daher die unaufhörlichen Widersprüche in seinen Reden und Schriften. Dennoch that er sich auf die Unveränderlichkeit seiner Grundsätze sehr viel

---

a) Bemerkenswerth scheint es, daß die Genfer so großen Antheil an der Französischen Revolution gehabt haben. Rousseau bereitete die Denker, Necker das Volk zu der Revolution vor. Der Uhrmacher Hulin führte den Pariser Pöbel an, als derselbe die Bastille einnahm. Du Roveray setzte wichtige Reden für Mirabeau auf. Und Claviere endigte die Revolution, indem er den Assignatenplan erfand, welcher Frankreich den Untergang gebracht hat.

b) Mirabeaus größte Bewunderer gestehen, daß die meisten, unter seinem Nahmen gedruckten, Arbeiten nicht von ihm waren. Der Dichter Cubieres sagt: Quant aux ouvrages, que Mirabeau a publiés depuis que nous avons une assemblée nationale, quant aux différents rapports et addresses qu'il a prononcés avec tant d'éclat à la tribune, il paroit certain à présent que ces rapports et addresses ne sont pas de lui, et qu'ils lui ont été fournis par différents hommes d'état et hommes de lettres. *Mirabeau jugé par ses amis et par ses ennemis.* p. 91.

zu gut: und am 18. August 1789 sagte er, in der Nationalversammluug: »Wegen meiner, durch die Fehler Anderer, und auch durch meine eigenen Fehler, »sehr stürmisch verlebten Jugend, habe ich mir in der »That sehr viel vorzuwerfen. Wenige Menschen haben, in so hohem Grade als ich, durch ihr Privatleben der Verleumdung einen Vorwand, und der »Bosheit Mittel in die Hand gegeben. Aber, ich »darf Euch alle zu Zeugen anrufen, ob jemals ein »Schriftsteller, ein Mann welcher eine öffentliche »Stelle bekleidete, mehr als ich das Recht gehabt habe, sich seine muthvollen Aeußerungen, seine uninteressirten Vorschläge, seine stolze Unabhängigkeit, »die unerschütterliche Gleichheit seiner Grundsätze, zur »Ehre anzurechnen.« a). Dessen ungeachtet hat sich kein Mitglied der Nationalversammlung so oft, und so auffallend widersprochen. Nur einige Beispiele wollen wir anführen.

An dem 15. Junius 1789 behauptete er: die Königliche Genehmigung würde unumgänglich nothwendig erfordert, um den Beschlüssen der Nationalversammlung Gültigkeit zu geben: ja die Versammlung könnte nicht einmal sich den Nahmen Nationalversammlung beilegen, wenn nicht der König diesen Nahmen genehmigte a). Am 16. Jun. nannte er die Nationalversammlung, Stellvertreter des Oberherren, und behauptete: die Versammlung wäre selbst der Oberherr, und weit über den Monarchen erhaben b).

Am 7. August 1789 sagte er, in der Nationalversammlung, als er gegen Necker sprach: »Das vorge-

a) Courier de Provence. No. 29.
b) Onzième lettre à ses Commettans,
c) Dix-neuvième lettre à ses Commettans.

»schlagene Anlehen dürfe von der Versammlung nicht »angenommen werden, weil die Versammlung die be»fehlenden Aufträge ihrer Kommittenten befolgen müß»te, in denen alle zu machenden Anlehen vorläufig »schon verworfen wären.« Am 29. August sagte er, als von der neuen Konstitution die Rede war: »Man »brauche sich um den Willen des Volks, und um die »befehlenden Aufträge desselben, auf keine Weise zu »bekümmern.«

Am 19. August 1789 sagte er: »Die Beschlüsse »des vierten Augusts wären zum Theil Eingriffe in das »individuelle Eigenthum.« Am 18. September, als der König dieselbe Bemerkung machte, da rief Mirabeau aus: »Er möchte wohl wissen, worin die Be»schlüsse des vierten Augusts das Eigenthum angriffen!«

Am 15. Junius 1789 hatte er behauptet: »Die »Genehmigung des Königs wäre zu einem jeden Schrit»te der Versammlung unumgänglich nothwendig, um »denselben gültig zu machen.« Und am 18. September behauptete er: »Die Versammlung hätte das »Recht, für das Königreich eine neue Konstitution zu »beschließen, ohne den König darüber zu befragen; »als dessen Genehmigung zu der Gültigkeit der Be»schlüsse gar nichts beitragen könne.«

Ein Hauptzug in Mirabeaus Karakter war Furchtsamkeit und Feigherzigkeit. Niemals, in seinem ganzen Leben, hat er eine Herausforderung zum Zweikampfe angenommen; sondern sich lieber gefallen lassen (was die natürliche Folge dieses Betragens seyn mußte, und auch mehr als Einmal geschah) von seinem Gegner geprügelt zu werden. In der Nationalversammlung wurden, von den Mitgliedern der rechten Seite, unaufhörliche Anspielungen auf diesen Zug seines Karakters gemacht. Zu der Zeit als Mirabeau beschäf-

Digitized by Google

tigt war, den Pariser Pöbel aufzuwiegeln und in Bewegung zu erhalten: da erschien ein Kupferstich, auf welchem Mirabeau als der Haase in der Fabel vorgestellt wurde, welcher in den Sumpf springt, und die Frösche aufschreckt, aber bei ihrem schnellen Herumhüpfen selbst in Furcht geräth.

Daß Mirabeau Bestechungen annahm, und sich bezahlen ließ, um für oder gegen einen Beschluß in der Versammlung zu sprechen: dieses ist keinem Zweifel unterworfen. Zwei oder drei Monate vor der Eröffnung der Reichsstände war Mirabeau so arm, daß er silberne Schuhschnallen auf dem Leihhause zu Paris versetzte. Einige Zeit nachher starb sein Vater, und er erbte das Vermögen desselben. Aber Hr. Vignon, Mirabeaus Sachverwalter, hat feierlich ausgesagt: daß an dem nachgelassenen Vermögen des Markis de Mirabeau noch mehr als 150,000 Livres gefehlt hätten, um zu Bezahlung der Schulden des Sohns hinreichend zu seyn. Dennoch sah man, einige Monate später, den Grafen Mirabeau einen fürstlichen Aufwand machen. Er hielt eine prächtige, und für seine Freunde täglich offene Tafel; er kaufte, in der Nähe von Paris, ein Landgut, welches jährlich 40,000 Livres eintrug; er kaufte ferner das große und außerordentlich schöne Haus des vormaligen Presidenten Le Pelletier, in der Straße Chaussee Dantin; auch erstand er die, in ihrer Art einzige, Bibliothek des berühmten Grafen von Büffon, nebst vielen andern, theuren und seltenen Kostbarkeiten. Den Einwohnern desjenigen Distriktes der Stadt Paris, in welchem er wohnte, gab er einst ein Gastmahl, welches ihm 15,000 Livres kostete. Dennoch lautet sein Testament wie folgt: »Ich hinterlasse:

Digitized by Google

»Einem Kinde, welches mir theuer war, 24,000 Livres.«

»Meinem Sekretair — 24,000 Livres.«

»Meinem Arzte — 24,000 Livres.«

»Den beiden Demoiſellen de Saillant, einer »jeden 2,800 Livres jährlicher Einkünfte.«

»Meinen andern Nichten; einer jeden 600 Livres »jährlicher Einkünfte.«

»Hrn. de la Mark, meine Bibliothek.« (Dieſe hatte er für 200,000 Livres gekauft).

»Der Madame Le Jay laſſe ich alles, was ſie »mir ſchuldig ſeyn mag.«

»Und den Herren du Saillant ſetze ich zu mei»nem Univerſalerben ein.«

Der Schwärmer Desmoulins, Mirabeaus vertrauter Freund, verſichert ſelbſt, daß der Graf monathlich 12,000 Livres aus der Zivilliſte des Königs bezahlt erhalten habe. Dabei erzählt er folgende Anekdote: »Einige Tage, nachdem der Beſchluß über das Recht »Krieg und Frieden zu ſchließen in der Verſammlung »gefaßt war, ſtieß ich auf Mirabeau, als er aus der »Verſammlung heraus kam. Ich befand mich in Ge»ſellſchaft eines ſeiner großen Feinde, und wir goſſen »zuſammen unſere patriotiſche Galle aus. Ich warf »auf Mirabeau einen Blick voller Verachtung und Un»willen. Er winkte mir mit den Augen, auf eine Wei»ſe, die mich ſo freundſchaftlich einlud, bei ihm Er»läuterung zu hohlen, daß ich ihm nachfolgte. Ich »blieb hinter ihm, in einiger Entfernung, ungewiß, ob »ich ihn anreden ſollte, um ihn mit Vorwürfen zu »überhäufen. Er ſah mich kommen, und ſtand ſtille. »Wie dürfen Sie es wagen (ſo ſprach ich) am hellen »Mittage durch die Straßen zu gehen? Fürchten Sie »ſich nicht vor dem Laternenpfahle? Wahrlich! wenn

»die

»die vollziehende Gewalt, für Ihre letzten Reden, »Ihnen nicht 300,000 Livres bezahlt hat, so sind Sie »betrogen.« Die Richtigkeit meines Einfalls fiel ihm »so sehr auf, daß er nicht im Stande war, sich zu »verstellen. Er lächelte, auf eine ihm eigene, nicht »zu beschreibende Weise. Noch sehe ich das Vergnü»gen auf seinem Angesichte schweben, gleichsam als »hätte er die 300,000 Livres vor sich. Daß er dieselben erhalten hätte, gestand er zwar nicht; aber wahrlich, man konnte das Geständniß in seinen Gesichtszügen lesen. Er faßte mich unter den Arm (so freundschaftlich war er noch niemals gewesen); er führte »mich bis zu der Straße de Lechelle; ließ mich versprechen, daß ich, am folgenden Tage, zu Mittag »bei ihm speisen wollte; und versprach, alsdann mir »völlige Erläuterung zu geben. Die Erläuterung bestand, in einem herrlichen Mittagsmahle, prächtig »genug, um, in den Augen eines Demades, den »Hang des Demosthenes zu dem Golde Macedoniens zu entschuldigen; aber nicht, um mich von seiner Uneigennützigkeit zu überzeugen. a)«

Desmoulins, welcher Mirabeau genau kannte, welcher ihm die Beinahmen: Mirabeau der Große; Mirabeau der Demosthenes; Mirabeau der Donnerer; Mirabeau der Herkules; und Mirabeau der Heilige, gegeben hatte: dieser erzählt noch einige Züge von ihm, die wohl verdienen der Nachwelt aufbehalten zu werden.

Unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung schätzte Mirabeau Niemand höher, hatte für Niemand eine so unbegränzte Ehrfurcht, als für den Abbe Sieyes. Mehr als Einmal sagte er: »Wir beide,

a) *Desmoulins* révolutions No. 73. p. 340.

»der Abbe Sieyes und ich, sind die Väter der Konsti»tution.« Auch gestand er, daß er zuweilen seine Ideen von dem Abbe Sieyes borgte a).

Mirabeau, der so viel von Freiheit sprach, der mit so großem Geschrei die Preßfreiheit vertheidigte: dieser Mirabeau konnte so wenig vertragen, daß etwas gegen ihn geschrieben würde, daß er gegen La Croix, den Verfasser der Broschüre: die große Verräthe»rei des Grafen Mirabeau, einen Verhaftbefehl (décret de prise de corps) auswirkte. Zwar machte er von diesem Befehle keinen Gebrauch, er verwahrte denselben in seinem Schreibtische; aber er hatte doch den Befehl ausgewirkt, und er sprach selbst darüber mit Desmoulins b).

Die beiden Lameths waren ihm verhaßt. Karl Lameth, sagte er, hätte viel Verstand und Offenherzigkeit: aber den Alexander Lameth hielt er für den feinsten und für den verstelltesten Mann in der ganzen Versammlung. Duport war ihm unausstehlich; und mit Barnave konnte er sich gar nicht vertragen, weil dieser so oft, in der Versammlung, über ihn gesiegt hatte. Fünf mal stritt Barnave, auf dem Rednerstuhle, gegen Mirabeau, in wichtigen Debatten: und fünf mal trug Barnave den Sieg davon.

Unter allen Beschlüssen der Versammlung mißbilligte Mirabeau keinen so sehr, als den Beschluß des 19. Junius 1790, vermöge welches die adelichen Titel, die Wappen und die Livreen, abgeschaft wurden. Bis an seinen Tod ließ er sich, von seinen Bedienten, Herr Graf nennen c).

---

a) *Desmoulins* révolutions. No. 72. S. 309.
b) Ebendaselbst S. 310.
c) Ebendaselbst No. 72. S. 290.

Digitized by Google

Desmoulins urtheilt über Mirabeau auf folgende Weise: »Ungeachtet sich Mirabeau selbst, sehr bescheiden, den Beinahmen Achilles gegeben hat: so bin ich dennoch überzeugt, daß beinahe alles, was die Nationalversammlung Gutes that, ohne ihn geschehen wäre; daß beinahe alles, was Böses geschehen ist, durch ihn geschah; und daß das Vaterland von ihm mehr zu fürchten, als zu hoffen hatte. Jeder aufmerksame Beobachter, wenn er überlegt, wie genaue Verbindung Mirabeau mit allen Partheien unterhielt; wie große Hoffnung, von Personen, die ganz entgegengesetzte Wege giengen, auf ihn gesetzt wurde: so kann er Mirabeau nicht besser, als mit jener spielenden Kokette vergleichen, deren Bild ich irgendwo gesehen habe. Aufmerksam auf ihr Spiel, und, zu gleicher Zeit, beschäftigt drei Liebhaber zu unterhalten, hat sie beide Füße unter dem Tische, auf den Füßen ihrer beiden Nachbarn, und ihre schmachtenden Blicke dreht sie gegen den dritten, so daß Jeder von ihnen eines Vorzugs genießt, welchen er für ausgezeichnet hält. Jeder der Dreien spottet der beiden Andern, und hält dieselben für getäuscht. Aber alles dieses verhindert nicht, daß nicht die Schöne noch von einem Vierten, der neben ihr steht, eine Prise Tabak verlange, und mit ihren Fingern den Tabak fest in die Dose drücke; es verhindert nicht, daß sie noch einem Fünften die Hand drücke, unter dem Vorwande, seine Spitzenmanschetten zu betrachten. So war Mirabeau. Er befand sich mitten unter allen Partheien. Wenn er der Einen Parthey am eifrigsten zugethan war, dann besuchte er am fleißigsten die entgegengesetzte Parthey; er ließ sich, von dem Gericht des Chatelet, einen Verhaftbefehl gegen Hrn. La Croix geben, zu eben der Zeit, da das Chatelet ihn selbst in Verhaft nehmen

wollte; im Monate Februar 1789 spielte er die Rolle eines Tuchhändlers zu Aix, und im Monate Februar 1791 ließ er sich Herr Graf nennen; er frühstückte mit den Jakobinern, er speiste zu Mittag mit dem Klub der Siebenzehn-hundert- und Neun- und Achtziger, zu Nacht mit Hrn. la Mark und den Königlich-Gesinnten; wo er schlief, das gehört nicht hieher. An dem 5 Oktober 1789 gab er, zu Versailles, dem Anführer der Weiber, Maillard, einen Verweis; befahl den Weibern, sich ruhig zu verhalten; und nahm sich die Mühe, zu gleicher Zeit, einen Brief an den Grafen von Provenze zu schreiben, worin er Ihn bat, daß er sich ja nicht entfernen möge, weil die Regentschaft auf ihn fallen würde. Auf eine solche Weise war Mirabeau überall gegenwärtig.« a)

Das richtigste Urtheil über Mirabeau, ist wohl Dasjenige, welches der vortrefliche Malouet über ihn fällte, und welches in der folgenden Rede enthalten ist, die er, am dritten Aprill, in der Nationalversammlung gehalten hat.

»Ja, meine Herren, ich wiederhole es, so sehr sich auch mehrere unter Euch darüber wundern mögen; ich wiederhole es, daß ich den Verlust Mirabeaus bedaure. Ich halte dafür, daß er zu dem Zeitpunkte gekommen war, in welchem er, ohne seine Popularität in Gefahr zu setzen, der öffentlichen Sache nützlich werden konnte. Ich bin überzeugt, daß dieses seine Absicht war. Ich habe gesehen, wie sehr die Gefahren derjenigen Anarchie, die uns aufreibt, seinen Geist beschäftigten; ich habe gesehen, wie er sich völlig überzeugt hielt, daß die Konstitution, deren Helden man jetzt aus ihm macht, sich nicht aufrecht erhalten

a) Ebendaselbst. S. 330. u. ff.

könne, so lange nicht geschicktere Hände die Grundsäulen derselben unterstützten; ich habe gesehen, mit welchem Schrecken er die Unordnungen und die Partheien betrachtete, zwischen denen wir uns befinden; ich habe gesehen, wie er mehrere von Denjenigen, welche mit ihm die Gunst des Volkes theilten, verachtete und verabscheute. Niemals habe ich Hrn. Mirabeau besucht, auch hat er mich niemals besucht. Aber verschiedene Unterredungen, die ich mit ihm, zu Anfange der Revolution, und auch seither, in Gegenwart von Zeugen, hielt haben in mir den Wunsch rege gemacht, daß man ihn nicht mögte so lange der Verachtung überlassen haben, welche sein Privatleben ihm zuzog. Man hätte frühe in ihm einen Mann erkennen sollen, welcher, vermöge seiner ausgebreiteten Kenntnisse, vermöge der Richtigkeit seines Verstandes, und vermöge der Dreistigkeit seines Karakters, bestimmt war, eine wichtige, öffentliche Rolle zu spielen. Er war der Mann nicht, der sich niederträchtiger Weise dem Despotismus verkaufen konnte. Freiheit war seine Leidenschaft, und was der Freiheit entgegen war, das konnte er nicht vertheidigen. Er wollte nicht bloß Geld, er wollte auch Ruhm; er wollte, zu gleicher Zeit, berühmt und reich werden. Er fühlte das Bedürfniß seinen schlechten Ruf gegen einen bessern zu vertauschen. Schon im Monate Junius 1789, wenn damals die guten Bürger des Staates die Kunst verstanden hätten, ihn auf ihre Seite zu ziehen; wenn er in die Plane der Regierung hätte Zutrauen setzen können: wenn alles dieses schon damals geschehen wäre; dann, glaube ich, würde dieser außerordentliche Mann einen ganzen andern Einfluß auf das Schicksal Frankreichs gehabt haben. Er verlangte eine zwar freie, aber eine deutlich monarchische Konstitution.

Die Abneigung und die Verachtung, mit welcher die Minister ihn behandelten; die Vorurtheile gegen seine Person, welche er in der Versammlung zu überwinden hatte, selbst unter der Volksparthei: diese verleiteten ihn zu allen Uebertreibungen der demokratischen Grundsätze. Und dennoch kehrte er, bei allen großen, bei allen wichtigen Debatten, zu den monarchischen Grundsätzen zurück. Bei allen Debatten, welche ihm gefährlich zu seyn schienen, enthielt er sich seine Meinung zu geben, oder er gelangte, durch viele demokratische Umwege, endlich zu einem Resultat, über welches er, bald nachher, unwillig wurde: denn er trug sehr ungerne das Joch, welches er sich selbst aufgelegt hatte; das Joch der Menge zu gefallen. — Und nun, zu der Zeit, da er sich stark genug glaubte, um aus einem andern Tone sprechen zu können; zu einer solchen Zeit versetzt man ihn, ohne weitere Untersuchung, unter die großen Männer! Viele von denen, welche ihm jetzt diese außerordentliche Ehre zugestehen, werden dereinst nicht wenig erstaunen, wenn alle seine Meinungen über Personen und Sachen bekannt werden. Ja, es ist beinahe unmöglich, daß ein großer Theil der Mitglieder dieser Versammlung nicht jetzt schon wissen sollte, was Mirabeau von der Majorität der Versammlung, von der Minorität derselben, und von der Konstitution gedacht habe. Wer könnte wohl vergessen haben, wie er, bei so vielen Gelegenheiten, allen, wechselsweise, gezeigt hat, wie weit er entfernt wäre ihren Zweck und ihre Mittel billigen zu wollen? Sein Ungestüm hat, mehr als Einmal, Ausbrüche der Verachtung, des Unwillens, oder des Mitleidens veranlaßt, welche gegen alle Partheien, und beinahe gegen alle Operationen gerichtet waren, die nicht von ihm selbst angegeben wurden. Hingegen haben wir

auch gesehen, daß sich die Majorität der Nationalversammlung zwei Jahre lang geweigert hat, ihn zum Presidenten zu ernennen. Bald war man unwillig über die Gewandtheit, mit welcher er seine Grundsätze wechselte, und wir hörten, wie, in den patriotischen Blättern, von der großen Verrätherei des Grafen Mirabeau gesprochen wurde; bald wurden Eifer und Dankbarkeit, durch einen Blick auf seine schlechten Sitten und auf seine Jugendstreiche, zurück gehalten; und man hat sehr oft den Presidentenstuhl besetzen, und das Verzeichniß aller berühmten Männer vorher erschöpfen müssen, ehe man ihm erlaubte, von demselben Besitz zu nehmen. Das große Ansehen Mirabeaus hat eigentlich mit seiner Presidentschaft, folglich sechs Wochen vor seinem Tode, zuerst angefangen. Und auch seither haben wir noch gesehen, daß er in der Versammlung einigemal unterlag. Aber Siege, größer als diese Niederlagen, waren ihm aufbehalten, wenn er länger gelebt hätte. Und diese Siege hätte er seiner Rückkehr zu der Ordnung und zu der Gerechtigkeit zu verdanken gehabt: eine Rückkehr von welcher wir leider! nichts weiter als den Anfang gesehen haben. — Nun frage ich jetzo: was sind das für Tugenden, was sind das für Verdienste, welche die Versammlung, durch den Beschluß, welchen dieselbe, um sein Andenken zu ehren, gefaßt hat, eigentlich belohnen wollte? Will man den Mirabeau des Jahres 1789; will man den Mirabeau des Jahres 1790 verherrlichen? Die Nationalversammlung hat doch während dieser langen Zeit nicht geglaubt, daß er gegründete Ansprüche auf ihre Achtung machen könnte: und alle Freunde der Ordnung, wären sie auch übrigens noch so eifrige Anhänger der Freiheit, haben ihm wichtige Vorwürfe zu machen. Ich wenigstens, ich habe

ihm diese Vorwürfe nicht erspart: und ich kann dereinst den Beweis vorbringen, daß er sich durch dieselben nicht beleidigt gehalten hat. — Oder ist der Mirabeau des Jahres 1791 ein so herrlicher Mann? Vielleicht war er im Begriffe es zu werden. Vielleicht war der Zeitpunkt da, in welchem er dem Staate große Dienste sollte. Aber, wißt Ihr wohl auf welche Weise? Indem er Euch seine und Eure Fehler freimüthig gestanden hätte; indem er von der Revolution alles dasjenige, was an derselben gut ist, behalten, und Euch mit Nachdruck das Uebertriebene derselben sowohl, als die Gefahr dieser Uebertreibung, gezeigt hätte; indem er dem Volke die Gefahr seiner Verblendung, und den Unruhestiftern die Gefahr ihrer Kabalen dargethan hätte. Aber er starb, ehe er noch dieses große Werk ausführen konnte; kaum hatte er Zeit den Plan zu demselben zu entwerfen. — Was sind denn das für Verdienste, ich frage noch einmal, welche man durch so außerordentliche Ehrenbezeugungen hat belohnen wollen? Blieb er nicht, in seiner politischen Laufbahn, hinter seinen eigenen Grundsätzen weit zurück? So oft er von seinen Leidenschaften, so oft er von den Umständen beherrscht wurde, so oft hat er auch viel Böses gethan; und das Gute, wozu er beigetragen hat, würde auch ohne ihn geschehen seyn: denn der Despotismus stürzte auf allen Seiten zusammen. Es gehörte weit mehr Kunst, weit mehr Vorsicht dazu, die neue Regierungsform zu skizzen, als dazu gehörte, die alte Regierungsform umzuwerfen. — Als Privatmann, und in seinem Privatleben betrachtet, kann Mirabeau auf Vergötterung keinen Anspruch machen: als ein Mann von Genie betrachtet, konnten ihn seine Talente nur in so ferne verherrlichen, als er von denselben einen nützlichen

Gebrauch würde gemacht haben. — Wenn man aber den Gesinnungen, welche er in der letzten Zeit seines Lebens gezeigt hat, so große Ehrenbezeugungen beweiset: dann freue ich mich, über die schöne Aussicht, die sich für uns eröffnet. Endlich fängt man also an, Ordnung und Ruhe für nothwendig zu halten, weil man den Hrn. Mirabeau wegen der Wahrheiten so sehr ehrt, die er zu entwickeln anfieng. Nun dann, man richte ihm ein Grabmahl auf; ich stimme dazu. Aber man grabe auf dasselbe die folgende Inschrift:

»Dem Mirabeau, weil er, erschrocken über »die Anarchie, sich in Bereitschaft setzte, dieselbe »zu bekämpfen; weil er sich über die Kabalen und »über die Unruhestifter endlich erhob; weil er sei»ne Fehler gut zu machen suchte; und weil er »seine Kräfte sammelte, um die Freiheit, die Mo»narchie und die Ruhe, in dem Reiche wiederum »herzustellen.«

Da man über die Ursache, wegen welcher der Sekretair des Hrn. de Mirabeau, Hr. Decomps, sich hatte umbringen wollen, sehr viele ungegründete Gerüchte ausgestreut hatte; so machte derselbe in den öffentlichen Blättern bekannt: daß diese rasche Handlung keinem andern Beweggrunde, als dem Gefühle eines unersetzlichen Verlustes, den er durch den Tod seines Herrn erlitten hätte, zuzuschreiben wäre. a)

Am vierten Aprill wurde beschlossen: daß Ludwig Renatus Eduard, Kardinal von Rohan, vormals Bischof von Strasburg, wegen mehrerer Versuche, das Volk in dem Elsaß aufzuwiegeln und Auf-

a) Journal général de France. 1791. No. 118.

ruhr zu erregen, des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig befunden werde, und daß derselbe in Verhaft zu nehmen und vor den höchsten Gerichtshof zu Orleans zu bringen sey. Da sich der Kardinal in Deutschland aufhielt, so konnte der Beschluß nicht vollzogen werden.

Unter die wichtigsten Berathschlagungen, welche die Versammlung um diese Zeit beschäftigten, gehören diejenigen, welche die Stadt und die Grafschaft Avignon betrafen. Zu diesem Gegenstande kehrte die Versammlung immer wieder zurück, weil es zu dem Plane der Majorität gehörte, dieses Land mit Frankreich zu vereinigen.

Am dreißigsten Aprill hielt Hr. de Menou einen Vortrag, in welchem er ausführlich zu beweisen suchte, daß Frankreich ein Recht hätte, sich der, dem Papste gehörigen, Grafschaften Avignon und Venaissin, zu bemächtigen.

Hr. de Cazales. Wie ist es möglich, daß man das Recht des Papstes auf diese Länder bestreite? Wahrlich! wenn fünf hundert Jahre in dem Besitze eines Landes gewesen zu seyn, kein unwidersprechliches Recht zu dem Besitze dieses Landes gibt: so möchte ich wohl wissen, welcher Fürst auf seinem Throne ruhig sitzen könnte!

Hr. de Liancourt. Der Vorschlag, Avignon mit Frankreich zu vereinigen, ist ungerecht und unpolitisch. Ungerecht ist derselbe, weil, wenn man auch den Grundsatz annehmen wollte, daß die Völker ein Recht haben sich ihren Oberherren zu wählen, es dann noch zweifelhaft bleiben würde, ob die Mehrheit der Stimmen zu Avignon wirklich für die Vereinigung

Digitized by Google

mit Frankreich ist. Unpolitisch ist der Vorschlag, weil ein solcher Beschluß den ehrenvollen Eindruck vernichten müßte, welchen das feierliche Verzichtthun der Versammlung auf alle Eroberungen in Europa gemacht hat. Man wird Eure Absichten, man wird Eure Mittel verleumden; man wird sagen: Ihr hättet Avignon erobern wollen, und darum einen Aufstand daselbst veranlaßt; Ihr hättet, durch diese Unruhen, durch die blutigen Auftritte, welche mit denselben verbunden waren, die Einwohner in Schrecken gesetzt, und Ihr hättet Euch diesen Schrecken sowohl, als die Schwäche des Papstes, zu Nutze gemacht, um Ansprüche zu erneuern, welche sogar die vormalige Politik Frankreichs nicht für möglich hielt, gültig machen zu können.

Hr. Malouet. Allerdings hat ein ganzes, versammeltes Volk, das Recht, sich für frei und unabhängig zu erklären, und seine Regierungsform zu verändern; jedoch unter der Voraussetzung, daß die Gesinnungen eines Jeden freiwillig, und auf eine gesetzmäßige und feierliche Weise, bekannt gemacht werden können. Ist es etwa auf diese Weise, daß die Einwohner der Grafschaft Avignon verlangen mit Frankreich sich zu vereinigen? Nein! Statt der majestätischen Stimme eines sich berathschlagenden Volkes, höre ich bloß die Stimme der Räuber, das gräßliche Geschrei der Mörder, das Aechzen der Erschlagenen, und die Klagen der Entflohenen: das ists, was ich höre, seit der Zeit da der Aufruhr angefangen hat. Vor dieser Zeit, als die Einwohner jenes unglücklichen Landes noch frei waren, als sie noch freimüthig ihre Gesinnungen zu erkennen geben durften: da haben sie einmüthig beschlossen: dem Papste ihren Eid der Treue zu erneuern. Dieses war damals der

Wunsch des Volkes. Was seither geschehen ist, das ist ein Gewebe von Verbrechen und von Freveltaten, vor welchen die menschliche Natur zurück bebt. Ermordete Leichname, verbrannte Häuser und Dörfer, geplünderte Kirchen: dieß, dieß sind die Heldenthaten der sogenannten Patrioten von Avignon, und der Räuber, welche sich mit denselben vereinigt haben; und zwar mit der stillschweigenden Erlaubniß des Kriegsministers, Hrn. Duportail, welcher nicht hat zugeben wollen, daß man den Unterdrückten zu Hülfe komme, und welcher dennoch die, zu der Armee der Räuber übergegangenen, Französischen Ausreißer nicht zurück gefordert hat. — Bedenken Sie, meine Herren, daß die fremden Mächte uns beobachten. Die allgemeine Unordnung in unsern ungeheuren Besitzungen interessirt alle politischen Gesellschaften. Und Ihr könnt Euch für überzeugt halten, daß der Plan einer allgemeinen Verbindung gegen Euch statt finden wird, wenn Ihr Rechte verletzt, wenn Ihr Grundsätze umstoßt, die von allen Regierungen als heilig und unerschütterlich angesehen werden. Unsere Revolution hat etwas eigenes, wodurch sich dieselbe von allen andern Revolutionen unterscheidet. Nehmlich die weite Ausdehnung der Grundsätze; den Wunsch, dieselben allen Völkern, allen Ländern, allen Regierungsformen anzupassen. Ein Eroberungsgeist, ein Apostelgeist hat sich der Gemüther bemächtigt, und sucht sich auswärts zu verbreiten. Könnte nun nicht diese Revolutionswuth andern Mächten ein wirklicher Angriff scheinen; ein Angriff, der sie auffordert, sich vor Euch zu hüten, sich gegen Euch zu bewaffnen? Kann man Euch nicht, noch überdieß, mit Recht vorwerfen, daß ihr mit dieser fürchterlichen Theorie eine noch fürchterlichere Praxis verbändet; daß Ihr den Aufruhr begünstigtet; und

daß Ihr Völker, die Euch gar nichts angiengen, aufforderte, sich unabhängig zu machen? Ja, meine Herren, Ihr wisset es, Ihr wisset, daß die Unruhen zu Avignon erregt, angefacht, und begünstigt worden sind. Gleich von dem ersten Anfange an, hat man Diejenigen, welche vorgaben, sie wären mit der Päpstlichen Regierung unzufrieden, Patrioten, und Diejenigen, welche derselben anhiengen, Aristokraten genannt. Man hat diese Aristokraten, hier, in diesem Saale, vor Euch angeklagt: gleichsam als wäre es, in Euren Augen, ein Verbrechen, den Gesetzen, den Sitten und den Gewohnheiten seines Vaterlandes, getreu zu verbleiben! Ich gestehe es, mein Herren, ich finde, in dem Vorschlage, Avignon mit Frankreich zu vereinigen, weder Vernunft, noch Gerechtigkeit, noch Politik. Die Vernunft befiehlt Euch, die Menge der Geschäfte, die Euch schon drückt, nicht noch durch neue Geschäfte zu vermehren; die Gerechtigkeit fordert Ehrfurcht vor den Rechten Anderer; und die Politik räth Euch, keine neuen Feinde gegen Euch aufzuwecken. Ich verlange daher: daß der Vorschlag der Vereinigung verworfen werde.

Hr. Robespierre wiederholte die gewöhnlichen, demokratischen Kraftwörter: Despotismus, Wille des Volks, Menschenrechte, u. s. w. und verlangte: daß sich Frankreich der Grafschaft Avignon bemächtigen sollte.

Aus eben diesem Tone sprach auch Hr. Pethion.

Abbe Maury. Neben dem gefährlichen Grundsatze, vermöge welches ein jedes Volk das Recht hat, täglich, stündlich sogar, wenn es nöthig ist, sich einen neuen Oberherren zu wählen, hat man noch eine andere Theorie, welche man jetzo sehr häufig anwendet, und welche in einem rechten Gebrauche der Stärke be-

steht. Ein Mann unseres Jahrhunderts hat diese Theorie vorzüglich gut in der Praxis anzuwenden verstanden. Er besaß sehr viel Ehrgeiz; er wollte sich ein großes Vermögen erwerben, und das Zutrauen, welches man auf seine Geschicklichkeit und auf seine Talente setzte, verschaffte ihm einen zahlreichen Anhang. Sein erster Grundsatz war: niemals Jemand anzugreifen, der stärker gewesen wäre als er; sein zweiter Grundsatz: bei gleicher Stärke müsse man sich in keinen Kampf einlassen, weil man eben so leicht überwunden werden, als den Sieg davon tragen könne: aber er hielt dafür, wie Hr. de Menou: daß er gar wohl alle Diejenigen, die schwächer wären als er, plündern und aus dem Wege schaffen könnte. Dieser Mann hieß Pierre Mandrin. — Warum sollten die Einwohner der Grafschaft Avignon verlangen, sich mit Frankreich zu vereinigen? Sie leben ja glücklich. Die Regierung des Papstes daselbst ist die sanfteste Regierung, die sich denken läßt. Die Einwohner bezahlen gar keine Abgaben; sie wissen nichts von Verhaftbriefen; und ihre Landstände bestehen aus Abgesandten, unter denen nur ein einziger Edelmann und nur sieben Geistliche Sitz und Stimme haben. Sehet, meine Herren, eine solche Regierungsform stellt man Euch als aristokratisch vor.

Hr. de Clermont Tonnerre hielt eine vortreffliche Rede, gegen die Vereinigung der Grafschaft Avignon mit Frankreich.

Endlich, nach langen und lärmenden Debatten, wurde in der Versammlung die lächerliche Frage aufgeworfen: ob die Grafschaft Avignon einen Theil des Französischen Reiches ausmache? Die Stimmen wurden gezählt, und es ward, durch 496 Stimmen ge-

Digitized by Google

gen 316, entschieden: daß die Grafschaft keinen Theil des Französischen Reiches ausmache.

Die Jakobiner, welche die Vereinigung der Grafschaft Avignon mit Frankreich verlangten, waren mit diesem Beschlusse höchst unzufrieden, und wandten alle Mittel an, die sie in ihrer Macht hatten, um denselben umzustoßen. Sie verfuhren gerade so, wie bei den Berathschlagungen über die Rechte der Mulatten.

Am vierten Mai, an dem Tage da der Beschluß über Avignon gefaßt werden sollte, umgab der aufgewiegelte Pöbel den Versammlungssaal, und es verlangte derselbe laut die Vereinigung. Als, nach aufgehobener Versammlung, bekannt wurde, auf welche Weise die Frage durch die Versammlung entschieden worden wäre: da fiel der Pöbel wüthend über diejenigen Mitglieder her, welche gegen die Vereinigung gestimmt hatten; so, daß Hr. de Clermont Tonnerre sich in großer Lebensgefahr befand.

Schon an dem folgenden Tage, am fünften Mai, gelang es den Jakobinern, die Versammlung zu bewegen, daß sie den gefaßten Beschluß einigermaßen abänderte und einschränkte. Hr. Bouche rief aus: »Allerdings weiß Jedermann, daß die Grafschaft »Avignon keinen Theil des Französischen Reiches aus»macht; aber Jedermann weiß auch, daß diese Graf»schaft dereinst einen Theil dieses Reiches ausmachen »wird!« Dieser Einfall wurde mit dem lautesten Beifallklatschen aufgenommen, und der gefaßte Beschluß ward auf folgende Weise abgeändert: »Die National»versammlung erklärt nicht, daß die Grafschaft Avignon »einen Theil des Französischen Reiches ausmache.« Hiedurch war die Frage nunmehr noch eben so unentschieden, als zu der Zeit da die Debatten über diesen Gegenstand noch gar nicht angefangen hatten: und

das Resultat so vieler Sitzungen war ein Beschluß: daß man nichts erkläre! Ein Beschluß, welcher eigentlich, mit andern Worten, sagen wollte: der Grafschaft Avignon haben wir uns zwar noch nicht bemächtigt; jedoch halten wir dafür, dieses schöne Land verdiene gar wohl, daß wir dasselbe in Besitz nehmen, und wir werden uns künftig berathschlagen, auf welche Weise dieses am leichtesten zu bewerkstelligen seyn mögte.

Am vier und zwanzigsten Mai berathschlagte sich die Versammlung abermals über die Vereinigung der Grafschaft Avignon mit Frankreich. Hr. de Menou hielt einen Vortrag über diesen Gegenstand, und wiederholte, was er schon in seinem ersten Vortrage gesagt hatte. Die Debatten waren nicht interessant. Hr. de Clermont Tonnerre und der Abbe Maury sprachen gegen die Vereinigung; Hr. Bouland und Hr. Rabaut sprachen dafür. Hr. de Virieu trat auf den Rednerstuhl. Allein, als er eben seine Rede anfangen wollte: da hörte man außen, vor dem Versammlungssaale, ein gräßliches Geschrei. Die Versammlung war bestürzt, und einige Mitglieder verlangten, daß die Sitzung aufgehoben werden sollte. Aber Hr. de Foucault sagte ironisch: »Lassen wir »uns nicht stören! Das Geschrei hat nichts zu bedeu»ten. Es sind tapfere Kerle, die uns umringen, und »die uns zurufen: wir sollten entweder Avignon mit »Frankreich vereinigen, oder erwarten, daß sie uns »aufhängen würden.« Nun ertönte abermals das Geschrei des, in dem Solde der Volkverführer stehenden, Gesindels welches, in lumpigten Kleidern, den Versammlungssaal umringte: »Vereinigt Avignon mit »Frankreich! Avignon mit Frankreich! Viktoria! Vik»toria! Viktoria!« — Dieß war ein Kommentar,

über

über den schönklingenden Grundsatz der Versammlung: sich aller Eroberungen enthalten zu wollen!

Nachdem der Pöbel etwas ruhiger geworden war, ließ der Presidente über folgenden Artikel stimmen: »Die Nationalversammlung vereinigt die Einwohner »der Grafschaft Avignon mit der Französischen Nation, »von welcher dieselben künftig einen Theil ausmachen »werden, und sie bewilligt ihnen alle Rechte und Vor»züge der Französischen Konstitution.« Die Stimmen wurden gezählt, und der Artikel wurde, mit 394 Stimmen gegen 374, folglich mit einer Mehrheit von zwanzig Stimmen, verworfen, und beschlossen: daß Avignon nicht mit Frankreich vereinigt werden sollte.

An dem folgenden Tage, am fünf und zwanzigsten Mai, bemerkte Hr. Bouche: daß die Versammlung, durch den am vorigen Tage gefaßten Beschluß, weiter nichts habe sagen wollen, als, daß Avignon für jetzt noch nicht mit Frankreich vereinigt werden sollte.

Hr. Goupil kramte ein ganz anderes Gewebe von seinen Sophistereien aus. »Der am vierten Mai (so »sprach er) sowohl, als der gestern gefaßte Beschluß, »sind weder Verträge noch Urtheilssprüche. Man kann »nicht mit sich selbst einen Vertrag schließen; sondern »es gehören, zu einer jeden Uebereinkunft, zwei Per»sonen. Zu einem Urtheilsspruche gehören drei Per»sonen: der Richter und zwei Partheien. Hier ist nun »weder das eine noch das andere. Demzufolge habt »Ihr noch gar nichts entschieden.«

Hr. de Liancourt, Hr. Rabaud und Hr. de Tracy behaupteten: die Versammlung wäre keinesweges gesonnen, ihre Rechte an die Grafschaft Avignon aufzugeben. Hr. Charles de Lameth verlangte

noch einmal, mit großer Heftigkeit, die Vereinigung der Grafschaft Avignon mit Frankreich.

Endlich, nach langen und lärmenden Debatten, faßte die Versammlung folgenden Beschluß:

»Die Nationalversammlung trägt ihrem Presiden»ten auf, sich zu dem Könige zu begeben, und Den»selben zu ersuchen: 1) Vermittler nach Avignon zu »senden, welche alles anwenden sollten, um den Feind»seligkeiten Einhalt zu thun. Diese vorläufige Maaß»regel scheint nothwendig, ehe man, wegen der Rech»te Frankreichs über jenes Land, einen fernern Be»schluß fassen kann. 2) Alles anzuwenden, um zu »verhindern, daß die Truppen, welche in der Graf»schaft Venaissin unter sich Krieg führen, nicht ei»nen Einfall in das Französische Gebiet wagen. 3) Alle »Frankreicher, die sich unter den beiden Armeen befin»den, zurück zu fordern, und zu diesem Ende eine »Proklamation bekannt zu machen, welche alle Fran»zösischen Ausreißer, die in einer gewissen, bestimm»ten Zeit, zurück kehren würden, von aller Strafe »frei spreche.«

Vor der Französischen Revolution rechnete man in der Grafschaft Avignon 126,684 Einwohner. Diese bezahlten dem Papste gar keine Abgaben, und lebten unter einer sehr gelinden Regierung. Nach der Verbindung mit Frankreich hätte diese Grafschaft, zufolge einer genauen Ausrechnung, über drei Millionen jährlich bezahlen müssen. Hierin lag der Grund, warum die größte Anzahl der Einwohner sich der Vereinigung mit Frankreich so hartnäckig widersetzte, daß die Jakobiner zu Paris, aus Rachsucht, dieses glückliche und schöne Land, durch eine gedungene Räuber- und Mörderbande, ganz verheeren ließen.

Digitized by Google

Die ersten Thaten dieser Räuber sind oben erzählt worden. a) Nachdem die Armee der Räuber von Avignon die Stadt Cavaillon geplündert hatte; nachdem bei dieser Plünderung Greuelthaten verübt worden waren, dergleichen man unter zivilisirten Völkern für unmöglich hätte halten sollen; nachdem Französische Soldaten das noch warme Blut des ermordeten Hrn. de Rostang getrunken, und, bei ihrem Siegesfeste, den abgehackten Kopf eines alten Geistlichen, auf einer Schüssel, mitten auf die Tafel gesetzt hatten; nachdem die Weiber und die Töchter der unglücklichen Einwohner, von diesen Unmenschen, auf die schändlichste Weise waren gemißbraucht und nachher verstümmelt worden; nachdem andere Weiber, um der Wuth dieser Ungeheuer zu entgehen, sich hatten in Kisten einpacken, und, mit der größten Gefahr, als Kaufmannsgüter, durch das Lager der Räuberbande fahren lassen: da schien es unglaublich, daß diese Kannibalen noch neue Grausamkeiten sollten erfinden können. Und dennoch war Dieses nur der Anfang der Gewaltthätigkeiten, welche in der Grafschaft Avignon verübt wurden.

Die Einwohner der Grafschaft Avignon, da sie erfuhren, daß die Räuberbande zu Avignon den bürgerlichen Krieg wirklich angefangen, und die Stadt Carpentras, welche dem Papste treu geblieben war, belagert hätte: hielten dafür, es wäre die höchste Zeit sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Mehr als funfzig kleine Städte und Dörfer schickten Abgesandte nach Sainte Cecile, dem Vereinigungsorte, und schlossen daselbst, am 14 März 1791, ein Bündniß, dessen Zweck war, diese Gemeinheiten gegen die Stadt

a) Man sehe Band 4.

Avignon, und gegen die mit derselben verbundenen Ortschaften, welche die Vereinigung mit Frankreich verlangten, zu vertheidigen. Die zu Sainte Cecile versammelten Abgesandten gaben sich den Nahmen der Verbündeten und hielten regelmäßige Sitzungen, in denen sie sich über die Mittel berathschlagten, wie in ihrem unglücklichen Vaterlande die Ruhe wiederum hergestellt werden könnte.

Unter der Räuberarmee befanden sich eine große Menge Ausreißer aus den beiden Französischen Regimentern Soissonnois und Penthievre. Hätte der Französische Kriegsminister Hr. Du Portail die Auslieferung dieser Ausreißer, zufolge der, zwischen Frankreich und Avignon bestehenden, Traktaten verlangt, so würde die Armee der Räuber haben aus einander gehen müssen. Aber der Minister that dieses nicht, ungeachtet er mehrere male dringend darum gebeten wurde.

Am 15. Aprill zog die Armee der Verbündeten nach Vaison, eroberte dieses Dorf, und ermordete den Maire desselben, Hrn. Lavillasse, nebst seinem Gehülfen Anselme. Beide standen in genauer Verbindung mit der Armee der Räuber zu Avignon.

Als die Nachricht von dieser Ermordung des Maire Lavillasse nach Avignon kam, da wurde beschlossen, gegen die Verbündeten einen Feldzug zu wagen. Funfzehn hundert Mann, mit zwölf Kanonen, verließen Avignon und zogen gegen Sainte Cecile, woselbst sich die Verbündeten, zwei tausend an der Zahl, mit zwei Kanonen, unter den Befehlen des Hrn. Dianoux, gelagert hatten. Die Armee von Avignon lagerte sich, in der Nacht vom 18. zum 19. Aprill, bei Redaindu. Am 19ten rückte sie nach Sarrian vor. Hier stieß dieselbe auf die Ar-

mee der Verbündeten. Es fiel eine Schlacht vor, in welcher die Soldaten beider Armeen wüthend fochten. Endlich zogen die Truppen von Sainte Cecile sich zurück, und die Truppen von Avignon belagerten die Stadt Sarrian. Nach einigen Kanonenschüssen ergab sich diese Stadt, und die Armee hielt einen schrecklichen Einzug. Die eingenommene Stadt wurde geplündert und verbrannt. Die Ungeheuer von Avignon verschonten nichts, von allem was Athem holte. Säuglinge wurden an den Brüsten ihrer Mütter todt gestochen; Weiber und Mädchen wurden, in dem Angesichte ihrer Männer und Väter, gemißbraucht und dann verstümmelt; Kinder und Greise, welche sich, vor den Mördern, auf der Erde wälzten, und winselnd um Erbarmen flehten, wurden lachend mit dem Schwerdte durchbohrt, und durch langsame Martern hingerichtet. Die Unmenschen hatten alles Gefühl der Menschlichkeit so sehr verlohren, daß sie junge, noch nicht mannbare Mädchen, erst schändeten; dann verstümmelten; nachher ermordeten; ihnen endlich das Herz aus dem Leibe rissen; und dasselbe, blutig und klopfend, auffraßen a). Madame de Tourreau, eine achtzigjährige Dame, welche lahm war, und in dem Bette lag, wurde aus demselben herausgerissen, in dem Zimmer herumgeschleppt, mit Flintenschüssen durchbohrt, und, im Blute schwimmend, jedoch noch lebendig, von den Mördern verlassen, welche das Haus in Brand setzten. Den Sohn dieser Dame

a) Wer kann ohne Entsetzen lesen, wie der Jakobiner Abbe Mulot diese Greuelthaten der göttlichen Vorsehung zur Last legt! Man sehe *Le Hodey* Journal logographique T. 10, und auch Archenholz Minerva. Januar. No. II. S. 183, verglichen mit S. 181.

führten die Mörder lebendig mit sich, um ihn mit grausamen Martern hinzurichten.

Der Anführer dieser Räuberbande war Patrix, ein Irrländer von Geburt. Dieser wurde, einige Tage nachher, von seiner eigenen Armee todtgeschossen, weil der gefangene Hr. de Tourreau entflohen war, und zwar, wie die Räuberbande vorgab, mit Einwilligung des Generals Patrix. Statt des hingerichteten Generals, wählte nunmehr die Armee dieser sogenannten Patrioten, einen General, welcher ihrer in aller Rücksicht würdig war; sie wählte zu ihrem Anführer Jourdan, den Kopfabhauer, dessen, am sechsten Oktober zu Versailles begangene, Greuelthaten oben erzählt worden sind a).

Dieser Kerl heißt eigentlich Jouve. Er ist der Sohn des Weinschenken eines Dorfes in der Nachbarschaft von Puy-en-Velay. Er lernte das Handwerk eines Hufschmiedes und heirathete in seinem achtzehnten Jahre. Bald nachher verließ er sein Weib und seine Kinder, und verband sich an der Savoyischen Grenze, mit einer Bande von Schleichhändlern. Er zeichnete sich unter seinen Mitbrüdern dadurch aus, daß er mehrere Mauthbediente tödtete. Endlich wurde er gefangen, nach den Gefängnissen zu Valence gebracht, und verurtheilt lebendig gerädert zu werden. Er floh aus dem Gefängnisse. Nun irrte er, eine Zeitlang, unter dem angenommenen Namen Jourdan, umher. Dann kam er nach Paris, trieb daselbst das Schmiedehandwerk, und ernährte sich daneben von dem Schleichhandel. Als am 14. Julius 1789 die Revolution ausbrach, da war er vorzüglich thätig. Er half die Mauthhäuser verbrennen,

a) Man sehe Band 2. S. 451. 452.

die unglücklichen Foulon und Berthier hinrichten, und am sechsten Oktober hackte er den ermordeten Gardes du Korps die Köpfe ab. Nachher wurde Paris ruhig. Jourdan begab sich nach Avignon, zeichnete sich unter der patriotischen Räuberarmee vorzüglich aus; und, da er von Paris eine sehr beträchtliche Summe Geldes mitbrachte, so gelang es ihm, sich Anhänger zu verschaffen. Nachdem der General Patrix von seinen eigenen Leuten todt geschossen worden war, weil sie ihn im Verdacht hatten, daß er allzu menschlich wäre: da wurde Jourdan zum General erwählt, ein Ungeheuer, welches ein so ehrenvoller Verdacht nicht treffen konnte. Sobald Jourdan gewählt war, fiel er über den blutenden Leichnam seines Vorgängers Patrix; hackte demselben die Finger ab; steckte dieselben, einen nach dem andern, in den Mund; schmatzte damit, als wenn er Tabak rauchte; ging, in dieser Stellung, in dem ganzen Räuberlager umher; und suchte seinen zerlumpten, patriotischen Mitbrüdern, hiedurch zu beweisen, daß er der ihm übertragenen Stelle würdig wäre.

Der Kopf des ermordeten Generals Patrix wurde abgehackt, auf eine Stange gesteckt, und nach Avignon getragen.

Nach der Plünderung und Verheerung der Stadt Sarrian zog die Armee der Räuber gegen das Lager zu Sainte Cecile. Am 23. Aprill belagerte sie die Stadt Carpentras. Sie ward zurückgeschlagen. Hierauf verheerte sie die ganze Gegend um diese Stadt, verbrannte und plünderte die Häuser, und ermordete alle Bewohner derselben, welche nicht die Flucht genommen hatten. Am 25. Aprill kamen die Räuber abermals vor Carpentras, und beschossen die Stadt, acht Stunden lang, mit glühenden Kugeln. Aber-

mals waren sie genöthigt sich zurück zu ziehen. Die Belagerten vertheidigten sich sehr tapfer. Sie thaten öftere Ausfälle, tödteten mehr als sechs hundert Mann von der Armee der Räuber, und trieben dieselben zurück bis nach Montreux. Ein Weib, Madame de Champrond, welche sich in Carpentras eingeschlossen befand, that Wunder von Tapferkeit. Während der Belagerung zeigte sie sich immer an den gefährlichsten Stellen. Der Kommendant der Stadt, Hr. Descoffier verhielt sich eben so tapfer als klug.

Die Räuber hoben noch einmal die Belagerung auf, und fuhren fort das Land zu verheeren. Häuser, Scheunen, Aecker, Weinberge, alles wurde verbrannt und zerstört. Die unglücklichen Einwohner flohen vor ihnen, und wo sie hinkamen, da fanden die Räuber alle Wohnungen verlassen und leer. Nunmehr zog diese Armee, welche aus ungefähr 6000 Mann bestand, nach den benachbarten Städten, Cavaillon, Thor, Caumont, Baume, Aubignon, Piolene, und erpreßte von den unglücklichen Einwohnern große Summen Geldes. Jourdan Kopfabhauer war der General, und unter ihm kommandirten Chabran, der Abbe de Fontvielle und der Abbe Olive de la Rouvere.

Am sechsten Mai kam die Armee der Räuber abermals vor Carpentras, und versuchte die Stadt durch Sturm einzunehmen. Die Räuber liefen an zwei Orten zugleich Sturm. Die Belagerten hielten sich ruhig und schossen nicht. Die Räuber wurden hiedurch nur desto dreister und rückten mit ihrer ganzen Macht heran. Als sie aber nahe genug waren, da wurden die, mit Kartätschen geladenen, Kanonen von den Wällen auf sie losgebrannt. Viele von ihnen fielen, und eine noch größere Anzahl derselben ward, in

einem Ausfalle der Belagerten, getödtet. Die übrigen retteten sich durch die Flucht.

Jourdan zog nun, mit dem Ueberreste seiner Armee, nach Avignon zurück. In dieser Stadt forderte er von den Einwohnern ein patriotisches Geschenk von 6000 Livres. Sie weigerten sich dasselbe zu bezahlen, und sammelten, an dessen statt, eine Steuer, für die Wittwen und Kinder der, bei Carpentras gebliebenen, Räuber. Jourdan ward unwillig über diese Weigerung. Er drohte, und setzte eine Proskriptionsliste auf. Er erklärte: daß er mit dem Betragen des Bürgerrathes zu Avignon höchst unzufrieden wäre, und daß er sich genöthigt sehen würde, die Regierung selbst zu verwalten. Alle Einwohner zitterten, bei dieser schrecklichen Drohung. Jourdans Soldaten forderten Geld von ihrem Generale. Dieser wandte sich noch einmal an den Bürgerrath von Avignon, und verlangte, auf der Stelle, 24,000 Livres an Geld, und einen Vorrath von Schießpulver und Kanonenkugeln. Die Mitglieder des Bürgerrathes Duprat a), Tournal, Mainvielle und Lecuyer unterstützten die Forderungen des Jourdan: allein die größere Anzahl der Rathsherren verweigerte dieselbe.

Jourdan drohte der Stadt Avignon, daß sie seine Rache fühlen sollte. Bald nachher verließ er die Stadt mit seiner Armee, plünderte und verheerte das umliegende Land, und belagerte noch einmal, drei Tage lang (am 25. 26. und 27. Mai) die Stadt Carpentras. Er beschoß diese Stadt mit glühenden

a) Duprat war vormals in Diensten des Herzogs de Villeroy, und nachher in Diensten des Barons de Montmorency gewesen. Die Jakobiner hatten ihn, von Paris, nach Avignon gesandt, um mit Jourdan gemeinschaftlich zu handeln.

Kugeln. Die Einwohner schlugen ihn abermals, mit einem beträchtlichen Verluste, zurück.

Um diese Niederlage unter der Räuberbande zu bewirken, dazu bedienten sich die Einwohner der Stadt Carpentras einer ganz eigenen Kriegslist. Die Armee der Räuber hatte sich, in der Ebene, in einiger Entfernung von der Stadt, gelagert, und aus diesem Lager schoß dieselbe glühende Kugeln in die Stadt. Die Einwohner brachten, auf die Gipfel der höchsten Häuser, große Töpfe mit Pech angefüllt. Dieses Pech wurde angesteckt. Und, sobald die Töpfe in voller Flamme standen, da erhoben die Einwohner ein jämmerliches Geschrei. Die Räuber hielten dafür, ihre glühenden Kugeln hätten die Stadt in Brand gesteckt; das Geschrei wäre ein Geschrei des Schmerzens und der Verzweiflung; und es wäre folglich nunmehr der rechte Zeitpunkt vorhanden, um anzurücken, zu plündern und zu morden. Sie eilten jauchzend und jubelnd herbei. Allein, als sie nahe genug waren, da öffnete sich plötzlich eine versteckte Batterie, und die, mit Kartätschen geladenen, Kanonen richteten unter der Räuberbande eine schreckliche Niederlage an. Die Räuber eilten zurück in ihr Lager. Jourdan gab seiner Kavallerie Befehl, die Todten und Verwundeten abzuholen. Die Art, wie dieses geschah, war einer solchen Armee würdig. Die Reiter nahmen Stricke mit sich, deren eines Ende sie an dem Schwanzriemen des Pferdes und das andere an dem Verwundeten befestigten. So ritten sie in vollem Galloppe zurück, und schleppten die Verwundeten hinter ihren Pferden her, bis sie so weit waren, daß die Kanonen der Belagerten sie nicht mehr treffen konnten. Der General Jourdan schien über diese Niederlage sehr entrüstet, und er schrieb nach Avignon: »die Rache kocht in mei-

»nen Adern.« (la vengeance bouillonne dans mes veines)

Mit dem Bürgerrathe zu Avignon hatte sich Jourdan jetzt wiederum ausgesöhnt. Er erhielt Alles, was er nur verlangte; und man bewilligte ihm sogar, für seine Räuberbande, 1,800 Zentner Brod: auch Fleisch und Wein, so viel nur in der Stadt vorhanden war. In seinem Lager hielt Jourdan eine prächtige Tafel, welche täglich mit dreißig Schüsseln besetzt war. Hr. Antonelle, der Maire der Französischen Stadt Arles, war ein genauer Freund Jourdans, und besuchte ihn zuweilen in seinem Lager.

Der Bürgerrath zu Avignon ließ die Einwohner der Stadt zählen, und man fand ihre Anzahl nicht größer als 6000; da doch, noch ein Jahr vorher, über 25,000 Einwohner gezählt worden waren.

Dieses war der Zustand der Stadt und der Grafschaft Avignon, gegen das Ende des Monats Mai 1791, zu der Zeit, da die Nationalversammlung, wegen dieses Landes, den oben angeführten Beschluß faßte.

Die gewählten Vermittler, Hr. Lescene des Maisons, Hr. de St. Maur und der Abbe Mulot, reisten, am eilften Junius, von Paris nach Avignon ab.

Die meisten Geistlichen, sowohl zu Paris als in den Provinzen, weigerten sich hartnäckig, den Bürgereid zu leisten, welchen man sie zu schwören nöthigen wollte. Unter den Französischen Bischöfen waren nicht mehr als viere, die den Eid schworen, der Bischof von Autun; Hr. de Jarente, Bischof von Orleans; der Bischof von Viviers; und der Kardinal de Lomenie de Brienne (der vormalige Prinzipal-

Digitized by Google

miniſter). Die übrigen weigerten ſich alle, und verlohren daher ihre Stellen. Die erledigten Stellen wurden mit demokratiſchen Geiſtlichen und mit Jakobinern beſetzt. Der Abbe Brendel, vormals Profeſſor des Kirchenrechts auf der Univerſität zu Strasburg, ward daſelbſt, von dem Volke, zum Biſchof gewählt: und, was bisher in der Kirchengeſchichte noch ohne Beiſpiel geweſen war, Katholiken und Proteſtanten wählten unter einander vermiſcht; Lutheraner wählten einen katholiſchen Biſchof. Die Stelle des Erzbiſchofs von Paris, Hrn. de Juigne, erhielt Hr. Gobel (vorher Biſchof von Lydda in partibus und Suffragan des Bisthums Baſel). Dieſer Biſchof Gobel war ein Mitglied des Jakobinerklubs, und hatte ſeine Erwählung dem genannten Klub vorzüglich zu danken. Sobald er gewählt war, begab er ſich in den Klub, und hielt daſelbſt eine Rede: »Wenn meine »wichtigen Beſchäftigungen (ſo ſprach er) mir nicht er»lauben, ſo oft als ich es wünſchte, mich in dieſer »Geſellſchaft zu unterrichten; ſo werde ich wenigſtens, »meine Herren, alle übrigen Augenblicke dazu anwen»den, bei Euch Grundſätze der Weisheit, der Mäßigung »und des Patriotismus, zu hohlen; Grundſätze, nach »denen ein jeder öffentlicher Beamter ſeine Handlun»gen einrichten muß, wenn ſeine Arbeiten derjenigen »Konſtitution wirklich nützlich werden ſollen, welcher »Ihr ſo große Dienſte geleiſtet habt, und welche Eu»ren Einſichten und Eurem Patriotismus, ſo viel zu »verdanken hat.« Der Biſchof Brendel ſowohl, als die übrigen neu gewählten Biſchöfe, kamen ebenfalls in den Jakobinerklub, um ſich dieſer mächtigen Geſellſchaft beſtens zu empfehlen.

Der Biſchof Gobel verlangte von dem Hrn. Kardinal de Brienne die Weihe. Der Kardinal ver-

Digitized by Google

weigerte ihm dieselbe. Nun wandte er sich an den Bischof von Orleans; aber dieser weigerte sich ebenfalls. Um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, entschloß sich der Bischof von Autun, die Weihe zu geben. Der neue Bischof von Paris trat nunmehr, unter dem feierlichen Geläute aller Glocken der Hauptstadt, und unter dem Donner der Kanonen, seine neue Stelle an. Von ihm wurden die übrigen, neugewählten Bischöfe, eingesegnet.

Der Kardinal de Brienne behielt, vermöge seiner Nachgiebigkeit, das Bisthum zu Sens. Dieser Kardinal, welcher mit allen Partheien gut zu stehen wünschte, schrieb an den Papst, um sein Betragen zu entschuldigen. Der Papst antwortete ihm folgendermaaßen: «Ich habe von Euch, lieber Sohn, einen »zweiten Brief, vom 30. Januar datirt, erhalten. «Ihr schreibet mir, daß Ihr den, von der National»versammlung vorgeschriebenen, Eid geleistet habt; »daß dieser Eid, dessen Formular Ihr mir übersandt »habt, nicht so angesehen werden müsse, als billigtet »Ihr alles, was die Nationalversammlung gethan ha«be; daß dieser Eid sich nicht auf alle Beschlüsse aus»dehne; und daß Ihr, indem Ihr die Beschlüsse der »Nation in Ausübung bringt, dieselben verbessern, und »von demjenigen, was sich darin Unregelmäßiges be»finden möchte, zu befreien gesonnen seyd. Ihr setzet »hinzu, daß Ihr einem neuen Bischofe die kanonische »Einführung verweigert habet; daß Ihr aber befürch»tet, dieser Priester möchte ferner in Euch dringen, »oder andere Priester möchten dieselbe Bitte an Euch »thun; und daß Ihr hiedurch in die Verlegenheit ge»setzt würdet, entweder zu gewähren was sie verlan»gen, oder Euren Sitz verlassen zu müssen. Auch »gebt Ihr hinlänglich zu verstehen, daß Ihr das Le-

»tere zu thun nicht gesonnen seyd. Ich finde gar keine »Ausdrücke, um Euch zu sagen, wie sehr es mich »schmerzt, Euch Gesinnungen schreiben und bekannt »machen zu sehen, welche eines Erzbischofes und »eines Kardinals so unwürdig sind. Aber jetzt »ist weder die rechte Zeit noch der Ort dazu, Euch »die Fehler zu zeigen, in welche Ihr gefallen »seyd. Ich begnüge mich damit, Euch im Vorbeige»hen zu sagen, daß Ihr den Römischen Purpur nicht »stärker hättet beflecken können, als Ihr gethan habt, »da Ihr den Bürgereid schworet, und da Ihr denselben in Ausübung brachtet, indem Ihr das alte und »ehrwürdige Domkapitel Eurer Kirche aufhobet, und »indem Ihr Euch eines fremden Kirchspieles bemächtig»tet, welches die Zivilgewalt unregelmäßiger Weise »Euch übergab. Solche Handlungen sind schändliche »Verbrechen. Anführen (wie Ihr thut, um Euren »Fehler zu beschönigen) daß Euer Eid bloß allein ein »äußerlicher Eid gewesen sey; daß bloß allein der »Mund, und nicht das Herz, denselben ausgesprochen »habe: dieß ist eine eben so falsche als unanständige »Entschuldigung; dieß heißt sich der gefährlichen Mo»ral jenes sogenannten Philosophen bedienen, welcher »diese, nicht nur der Heiligkeit des Eides, sondern »der Rechtschaffenheit eines jeden ehrlichen Mannes »unwürdige, Ausflucht erdacht hat. Jedesmal, wenn »diese Lehre gepredigt worden ist, hat die Kirche die»selbe verdammt und verbannt. . . . . Ich würde mich, »jedoch ungerne, genöthigt sehen, Euch strenge zu be»strafen, und Euch sogar der Kardinalswürde zu be»rauben, wenn Ihr nicht, zu rechter Zeit und auf »eine schickliche Weise, Euch zurückziehen und das Aer»gerniß wiederum gut machen solltet, welches Ihr ge»geben habt. . . . . Schließend erneuere ich Euch

»meine dringendsten Vorstellungen. Ich bitte Euch, »ich beschwöre Euch, nicht von dem gebahnten Wege »abzuweichen; den geheiligten Vorschriften der Katho»lischen Kirche anzuhängen; bei dieser Gelegenheit, »wie Ihr zu thun schuldig seyd, den Geist und den »Karakter eines Bischofs zu zeigen; und, so viel an »Euch liegt, keine Neuerungen, keine Irrthümer, »und kein Schisma zuzulassen. In den jetzigen ge»fährlichen Zeiten, in dem gegenwärtigen kritischen »Zeitpunkte, müsset Ihr Euch ganz allein der Führung »des Heiligen Geistes überlassen, des Geistes der »Weisheit, des Muthes, des Glaubens und der Ge»duld. Um Euch hierzu noch mehr aufzumuntern, »gebe ich Euch, lieber Sohn, meinen apostolischen »Segen, so wie auch der Heerde, welche Eurer Sorg»falt und Eurer Wachsamkeit anvertraut ist. Gegeben »zu Rom, am 23. Februar 1791.«

Nachdem dieser Brief des Papstes öffentlich bekannt geworden war, sandte die Gesellschaft der Jakobiner zu Sens einige ihrer Mitglieder an den Kardinal de Brienne, um bei demselben anzufragen: ob der Brief authentisch wäre? Er antwortete: »Er habe die»sen unangenehmen Brief wirklich erhalten; aber das »Vaterland wisse, daß er sich denselben durch seinen »patriotischen Eifer und durch seine Liebe zu dem Va»terlande zugezogen hätte.« Bald nachher sandte der Kardinal dem Papste seinen Kardinalshut zurück, mit folgendem Briefe:

»Heiligster Vater. Ich habe den Herren »Nuntius gebeten, Eurer Heiligkeit meine ersten »Vorstellungen über das Breve zu übersender, welches »ich von Ihnen erhalten habe, so wie auch über die »auffallende öffentliche Bekanntmachung desselben. »Allein ich bin meiner Ehre noch eine letzte Antwort

»schuldig, und ich entledige mich jetzo dieser Pflicht, »indem ich Eurer Heiligkeit die Würde zurückgebe, »welche Dieselbe mir hat übertragen wollen. Die »Bande der Dankbarkeit sind für einen rechtschaffenen »und ungerechter Weise beleidigten Mann, unerträg»lich. Heiligster Vater, als Eure Heiligkeit mich »würdigte, mich in das Heilige Kollegium aufzuneh»men, da konnte ich nicht voraus sehen, daß ich, um »diese Ehre zu behalten, den Gesetzen meines Landes, »und demjenigen was ich der Oberherrschaft schuldig »bin, ungetreu würde werden müssen. Da ich nun »jetzo entweder gegen die Oberherrschaft zu handeln, »oder meine Kardinalswürde aufzugeben mich genöthigt »sehe, so bin ich auch nicht einen Augenblick zweifel»haft über meine Wahl: und ich hoffe, Eure Heilig»keit werde aus meinem Verhalten, besser als aus »allen unnöthigen Erläuterungen, schließen können, »daß ich von der vorgeblichen Ausflucht eines bloß »äußerlichen Eides entfernt bin; daß mein Herz nicht »verleugnet, was mein Mund ausgesprochen hat; und »daß, wenn ich auch nicht alle Artikel der bürger»lichen Einrichtung der Geistlichen habe billigen kön»nen, ich dennoch, nichts desto weniger, jederzeit den »festen Entschluß gehabt habe, das Versprechen zu er»füllen, welches ich gethan hatte, mich derselben zu »unterwerfen; weil ich, in Allem was mir vermöge »derselben befohlen war, nichts sehen konnte, was »dem Glauben, oder meinem Gewissen, entgegen ge»wesen wäre. Vielleicht sollte ich, Heiligster Vater, »auf die anderen Vorwürfe antworten, welche das »Breve Eurer Heiligkeit enthält: denn, ob ich Ih»nen gleich nicht mehr als Kardinal angehöre, so höre »ich doch nicht auf, mit dem Oberhaupte der Kirche »und mit dem Vater der Gläubigen als Bischof ver»bunden

»bunden zu bleiben; und, in diesem Verhältnisse, »werde ich jederzeit bereit seyn, Denselben Rechen»schaft von meiner Aufführung abzulegen. Aber das »lange Ausbleiben Ihrer Antwort; die Ausdrücke in »denen dieselbe aufgesetzt ist; und, mehr als alles, »der außerordentliche Mißbrauch des Zutrauens, wel»chen Ihr Gesandter sich erlaubt hat, legen mir Still»schweigen auf. Nur sey es mir erlaubt, Eurer Hei»ligkeit zu wiederholen, daß man Sie, in Rücksicht »auf den Zustand der Religion in diesem Königreiche, »hintergeht; daß die Nachgiebigkeit, zu welcher ich »Sie zu überreden suchte, vermöge der Zeitumstände »unumgänglich nothwendig wird; daß Ihr langes »Stillschweigen vielleicht die Spannung auf den höch»sten Grad gebracht hat; und daß die strengen Mittel, »zu denen Sie entschlossen zu seyn scheinen, nothwen»dig eine, ihren Wünschen ganz entgegengesetzte, Wir»kung hervorbringen müssen. Ich ersuche Sie, diese »letzten Bemerkungen annehmen zu wollen, und die»selben als einen Beweis der Hochachtung und der »Ergebenheit anzusehen, mit welcher, u. s. w.

»Sens am 26. März 1791.« »De Lomenie.«

Diejenigen Priester, welche es für unrecht hielten, den Bürgereid zu leisten, und die da glaubten, daß sie dadurch den Pflichten, welche die Religion ihnen auflegte, ungetreu werden müßten, indem der Papst allen Geistlichen die Leistung des Bürgereides, bei Strafe des Kirchenbanns, untersagt hatte: diese Priester wurden über ganz Frankreich, auf eine unglaubliche Weise, gemißhandelt und verfolgt.

Zu Anfange des Aprills lief eine große Anzahl Weiber aus dem niedrigsten Pöbel, unter welche sich einige verkleidete Männer mischten, in den Straßen der Stadt Paris umher. Mit zusammen gebundenen

Ruthen bewaffnet, drangen sie in die Nonnenklöster ein, und züchtigten die Nonnen, so wie sonst kleine Kinder gezüchtigt werden. Auch andere Damen, welche auf der Straße diesen Furien in die Händ fielen, mußten sich gefallen lassen, diese Züchtigung öffentlich auszustehen. Man zählte, innerhalb weniger Tage, über drei hundert Frauenzimmer, welche diese Quaal auszustehen sich genöthigt gesehen hatten.

Der Minister, Hr. Deleffart, schrieb, wegen dieser schändlichen Auftritte, folgenden Brief, an die Aufseher der Abtheilung von Paris.

„Meine Herren. Der König hat, nicht ohne großes Mißfallen, erfahren können, wie sehr man Personen, denen Geschlecht und Stand zur Verheidigung dienen sollten, gemißhandelt hat. Sitten und Gesetze sind, durch Gewaltthätigkeiten dieser Art, gleich stark beleidigt worden. Und wenn dieser sträflichen Ausgelassenheit nicht Einhalt gethan werden sollte; wenn, bei jeder Gelegenheit, bei jedem Vorfalle, in der Hauptstadt, vor den Augen des Königs und der Nationalversammlung, dergleichen Auftritte immerfort aufs Neue wiederholt werden sollten: dann wäre, in der That, weder Freiheit noch Sicherheit vorhanden, und niemals könnte die Konstitution gegründet werden. Also, im Nahmen der Konstitution, im Nahmen der Ordnung, und um der Ehre der Regierung willen, trägt der König Ihnen auf, die schnellsten und sichersten Mittel anzuwenden, um die Urheber solcher Verbrechen greifen und bestrafen zu lassen. Allein, zu gleicher Zeit, indem Seine Majestät Ihnen empfiehlt, daß Sie die Strenge der Gesetze diesen Ausschweifungen entgegensetzen mögen, wünscht der König noch mehr, daß Sie, vermöge des Ansehens der Vernunft, jenen Geist der Duldung und der Mäßigung mögen

herrschen lassen, welcher aufgeklärten und freien Menschen geziemt, und welcher eine der schönsten Folgen unserer Konstitution seyn sollte.

Der Bürgerrath der Stadt Paris ließ einen Befehl öffentlich bekannt machen, vermöge welches Allen und Jeden verboten wurde, sich vor den Klöstern zu versammeln, und irgend Jemand zu beleidigen. Auch wurde Hrn. La Fayette aufgetragen, über dieses Verbot zu wachen, und, auf alle Weise, die Personen und das Eigenthum zu beschützen.

Zu gleicher Zeit befahl der Bürgerrath, daß die Kirchen aller derjenigen Nonnen, denen der Pöbel die Ruthe zu geben drohte, verschlossen bleiben sollten.

Die Aufseher der Abtheilung von Paris, als die höchste bürgerliche Gewalt, ließen am eilften Aprill, einen Befehl bekannt machen, vermöge welches kein Priester, welcher nicht den Bürgereid geschworen hätte, befugt seyn sollte, Messe zu lesen, Beichte zu hören, zu predigen, oder irgend ein anderes Geschäft seines Priesteramtes zu versehen. Es scheint bemerkenswerth, daß die Grundsätze, nach denen man gegen die Priester verfuhr, welche den Eid auf das Buch der Konstitution nicht leisten wollten, völlig und durchaus dieselben waren, nach denen man, in andern Ländern, gegen Priester verfährt, welche auf die symbolischen Bücher den Eid zu leisten sich weigern, oder diesem Eide nicht gemäß lehren. Man würde sich also sehr irren, wenn man glauben wollte, es wäre in Frankreich mehr religiöse Toleranz vorhanden gewesen, als in andern Ländern, welche man despotisch nennt.

Außer der Gesellschaft der Jakobiner waren, um diese Zeit, noch zwei andere demokratische Klubs entstanden, welche die republikanischen Grundsätze noch viel weiter ausdehnten, als selbst die Jakobiner thaten.

Die Eine dieser beiden Gesellschaften, die sogenannte brüderliche Gesellschaft, hielt ihre Sitzungen in der Jakobinerkirche, in eben dem Hause, in welchem die Jakobiner ihre Sitzungen hielten, aber in einem andern Saale. Alle Mitglieder der brüderlichen Gesellschaft waren zugleich auch Mitglieder des Jakobinerklubs.

Die zweite, neu entstandene, Gesellschaft hielt ihre Sitzungen in der Kirche der vormaligen Barfüßer, und daher gab sie sich den Nahmen des Barfüßerklubs. Dieser Klub wurde von der Orleansschen Parthei regiert.

Beide Gesellschaften, vereinigt mit dem mächtigen Jakobinerklub, wiegelten das Volk, durch falsche und ungegründete Gerüchte, gegen den König auf. Man streute aus: der König wäre mit widerspänstigen Priestern umgeben; a) er würde denselben täglich mehr geneigt; und die Priester, welche den Eid geleistet hätten, wären ihm verhaßt. Diese Gerüchte wurden um so viel wahrscheinlicher, da man erfuhr, daß der König seinen Beichtvater, den Pfarrer zu St. Eustache, welcher den Eid geleistet hatte, verabschiedet, und, an dessen Stelle, den Exjesuiten Abbe Lenfant, welcher sich den Eid zu leisten weigerte, zum Beichtvater angenommen hätte. Auch sagte man, daß in einem

a) Diejenigen Priester, welche sich geweigert hatten den Eid zu leisten, wurden widerspänstige Priester genannt. Dennoch thaten sie weiter nichts, als daß sie zwischen zweien Partheien wählten, zwischen denen ihnen das Gesetz eine freie Wahl ließ. Das Gesetz verlangte von den öffentlichen Beamten, sie sollten entweder den Eid leisten, oder ihr Amt niederlegen. Die Priester legten ihr Amt nieder, und hiedurch thaten sie dem Gesetze Genüge. Was konnte man dann weiter von ihnen fordern?

Digitized by Google

Flügel des Schlosses der Thuillerien mehrere abgesetzte Bischöfe sich aufhielten, und daß von allen den Priestern, welche zu der Königlichen Kapelle gehörten, nicht ein einziger den Eid hätte leisten wollen.

Sonntags am siebzehnten Aprill, begab sich der König mit seiner Familie, nach der Kapelle in dem Schlosse, um die Messe zu hören. Der Groß-Almosenpfleger, der Kardinal de Montmorency, sollte die Messe lesen. Da nun dieser den Eid nicht geleistet hatte, so weigerte sich die Bürgermiliz, welche in dem Innern des Schlosses die Wache hatte, Dienste zu thun, oder vor dem Könige das Gewehr zu presentiren, unter dem Vorwande: daß der König gegen das Gesetz handelte, indem Er bei einem widerspänstigen Priester die Messe hörte a). Wegen dieses Aufstandes der Bürgermiliz wurde die Messe später als gewöhnlich angefangen, und Hr. La Fayette konnte, nur mit großer Mühe, die Soldaten bewegen, daß sie Dienste thaten, und sich der Feier der Messe nicht widersetzten. Einer von den Grenadieren bestand hartnäckig auf der Weigerung Dienste zu thun, und er verließ seinen Posten, gegen den Befehl des Kommendanten.

---

a) Der König handelte keinesweges gegen das Gesetz, indem er bei einem widerspänstigen Priester Messe hörte. Er bediente sich bloß allein der Erlaubniß, welche das Gesetz ihm gab, in dem Innern seines Pallastes denjenigen Gottesdienst zu feiren, welchen ihm sein Gewissen als den beßten und vorzüglichsten darstellte. Das konstitutionelle Gesetz wollte und konnte nicht über das Gewissen herrschen: sondern es überließ einem jeden Bürger des Staates, in Religionssachen zu glauben und zu handeln wie er es selbst für gut finden würde. Nur Fanatiker konnten Intoleranz und Verfolgung predigen!

Digitized by Google

Des Nachmittags war die Gährung unter dem Volke allgemein. Die Demagogen theilten Geld aus, verbreiteten falsche Gerüchte, und wandten alle übrigen schändlichen Mittel an, deren sie sich so gut zu bedienen wußten, um den Pöbel gegen den Monarchen aufzubringen. Es war bekannt, daß der König an dem folgenden Tage nach St. Cloud reisen würde, um daselbst mit seiner Familie, die Osterfeiertage zuzubringen, und das Abendmahl zu nehmen. Nun gab man vor: diese Reise wäre ein versteckter Plan zu einer Gegenrevolution; der König wollte entfliehen; und Er bewiese durch diese Reise, wie wenig Er die Konstitution achtete, indem er heimlich, aus den Händen widerspänstiger Priester, das Abendmahl nähme, anstatt in seiner Pfarrkirche, mit seinen übrigen Mitbürgern, sich einzufinden. Nachdem die Gemüther durch diese und ähnliche Reden auf einen hohen Grad waren erhitzt worden, da geschahen die rasendsten Vorschläge. Einige behaupteten: man müßte den König abschaffen: denn ein König wäre überhaupt eine unnütze Person; ein Vielfraß, welcher jährlich dreißig Millionen auffräße, ohne dafür etwas zu thun a). Andere sagten: »wir müssen den König nach seiner Pfarrkirche, nach »der Kirche St. Germain Lauxerrois, schleppen. »Dort muß man ihn zwingen noch einmal das Abend»mahl zu nehmen. Hat er auch schon zu Hause einen »Herrgott gespeiset, so kann er wohl noch einen spei»sen. Er ißt gerne etwas Gutes, und folglich wird »ihm dieses nicht unangenehm seyn.« b)

a) On parloit de détrôner le Roi; on disoit qu'un Roi est un personnage inutile, un ogre, qui dévoroit trente millions par an, qu'il falloit s'en débarasser. *Suites de la Journée du 18. Avril*, p. 11.

b) On disoit tout haut dans les groupes; il faut trainer le

Der folgende Tag, der achtzehnte April, ein Montag, war von der Orleansschen Parthei zu dem Ausbruche des Aufruhrs bestimmt. Des Morgens früh sprangen die Wasser in dem Garten des Palais Royal; das verabredete Signal für den besoldeten Pöbel a). Und ganz früh des Morgens las man schon an den Säulen des Palais Royal, folgenden gedruckten Zettel angeschlagen:

»Beschluß des Klubs der Barfüßer, wegen der Kommunion des Königs, am 17. April 1791.

»Nachdem verschiedene Bürger des Staates der »Gesellschaft angezeigt haben, daß der König zugibt »und erlaubt, daß widerspänstige Priester sich in seinem Hause aufhalten, und in demselben, zu dem »Aergernisse der Frankreicher, und gegen das Gesetz, »ein öffentliches Amt verrichten, zu dessen Verrichtung »ihre Weigerung den Eid zu leisten sie unwürdig gemacht hat; daß er sogar, diesen Vormittag, bei einem widerspänstigen Priester die Messe angehört hat; »daß er sich der Religionspflichten bedient, um endlich seine Grundsätze an den Tag zu legen, indem er, »aus den Händen des vormaligen Groß-Allmosenpflegers, eines Widerspänstigen, das Abendmahl empfangen hat, in Gegenwart einer zahlreichen Bürgermiliz, welche mit Recht über einen solchen Meineid, »und über ein solches Verbrechen gegen das Gesetz unwillig geworden ist; daß ferner der Maire und der »Generalkommendant Zeugen und Theilnehmer dieses

Roi à sa paroisse, il faut qu'il y communie; s'il a mangé un bon Dieu chez lui, il en mangera bien deux, il est gourmand, cela ne peut pas lui faire de peine. *Ibid. p.* 9.

b) *Journée du* 18. *Avril.* p. 1.

»Meineides gewesen sind: in Betrachtung, daß alle »diese Thatsachen bewiesen sind, und daß kein Zweifel »mehr übrig bleiben kann, wie die Konstitution sich in »Gefahr befindet, weil der Wiederhersteller der Fran»zösischen Freiheit sich dieses ehrenvollen Titels selbst »unwürdig gemacht hat, beschließt die Gesellschaft der »Barfüßer:«

»Daß sie dafür halte, das Wohl der Nation erfor»dere, daß der erste Beamte des Staates, der vor»nehmste Unterthan des Gesetzes, der König selbst, bei »den Stellvertretern der Nation und bei dem ganzen »Französischen Volke angeklagt werde: 1) als ein Wi»derspänstiger gegen die konstitutionellen Gesetze des »Königreiches; Gesetze welche er geschworen hat, auf»recht zu erhalten, und welche eine strenge Pflicht ihm »in Ausübung zu bringen gebietet. 2) Als Einer, der »da, durch seine Handlungen und durch sein Beispiel, »die Aufrührer zum Ungehorsam, und die Unruhestif»ter zum Widerstande auffordert. 3) Als Einer, welcher »der Französischen Nation alle Schrecken der Zwie»tracht, alle Plagen eines Bürgerkrieges, zubereitet.«

»Demzufolge werden alle guten Bürger des Staa»tes ersucht, ihre Kräfte zu vereinigen, um, durch »alle Mittel, welche gesetzmäßig und dem Wohl des »Volkes angemessen sind, den gefährlichen Wirkungen »dieses neuen Streiches einer Kabale, welche gegen »die Rechte und gegen die Wohlfahrt einer ganzen Na»tion feindseelig gesinnt ist, entgegen zu arbeiten. Und »da der Maire von Paris, nebst dem Generalkommen»danten, vermöge ihrer Gegenwart, alles das Unrecht, »welches der König diesen Vormittag sträflicherweise »dem Französischen Volke angethan hat, unterstützt »und gebilligt haben: so erklärt hiermit die Gesellschaft: «das öffentliche Wohl erheische, daß sie, wegen der

»Folgen einer so unkonstitutionellen Aufführung, und »wegen des Mißbrauches des Zutrauens des Volkes, »welches die öffentliche Gewalt in ihre Hände gegeben »hat, damit sie das Gesetz unterstützen, und nicht, »damit sie gegen dasselbe handeln, verantwortlich seyn »sollen.«

»Ferner stimmt die Gesellschaft, ihren Grundsätzen »jederzeit getreu, dem tapfern Grenadier, welcher sich »geweigert hat Dienste zu thun, Lobeserhebungen, die »derselbe verdient. Diese sollen ihm durch vier Abge»sandte überbracht werden. Auch soll der gegenwär»tige Beschluß gedruckt, öffentlich angeschlagen, und »allen patriotischen Gesellschaften, welche sich in den »verschiedenen Abtheilungen Frankreichs befinden, über»sandt werden.«

»Vincent, Sekretair.«

Diese schändliche Schrift, welche die Konstitution in ihren Grundfesten angriff, indem sie den König anklagte, Dessen Person, zufolge der Konstitution, unverletzlich war, wurde, am Morgen des achtzehnten Aprills, in dem Palais Royal, und an andern Orten der Hauptstadt, angeschlagen und ausgetheilt. Die Gährung, welche durch dieselbe unter dem Volke verursacht wurde, war außerordentlich groß. a)

Zu gleicher Zeit mit dieser Schrift ward noch eine andere ausgetheilt und begierig gelesen. Sie hieß: der Volksredner (l'Orateur du peuple, par Martel). Ein Auszug aus derselben diene zum Beweise, mit welcher unverschämten Frechheit man, um diese Zeit, zu Paris ungestraft zu schreiben sich erlauben durfte.

a) L'arrêté du Club des Cordeliers a eté une des principales causes de l'insurrection du Lundi 18. *Suites de la Journée du* 18. *Avril.* p. 8.

»Ludwig der Sechszehnte (hieß es in dieser Schrift) heute noch König der Frankreicher ..... bleibe! ... wo läufst Du hin, von treulosen Rathgebern betrogener Monarch? Du willst Deinen Thron bevestigen, und es versinkt derselbe unter Deinen Füßen! Hast Du wohl die Folgen dieser Reise überlegt; dieser Reise, welche das Werk Deines Weibes, des St. Priest, des Montmorin, der Schwarzen, der Parlamenter und der Geistlichen ist, deren scheußliches Verlangen Du erfüllst? Das Volk weiß wohl, daß Du von St. Cloud nach Kompiegne, und von da nach der Gränze reisen willst! Vergeblich bemühest Du Dich, das Gerücht zu verbreiten, daß du am künftigen Donnerstage zurück kommen werdest. Oder, wissen wir etwa nicht, daß der Mund der Könige von jeher eine Lügenhöle war! Ich, ich behaupte, dieses Dein Versprechen sey weiter nichts als ein politischer Betrug, und du werdest, noch vor dem Donnerstage, in den Armen des Conde dich befinden! Eine Furie stößt Dich in den Abgrund! Sie hat Dir ihre Wuth gegen die Frankreicher eingeimpft! Sie hat die Schlangen, welche, statt der Haare ihren Kopf bedecken, in Deinen Busen geschleudert! Du reisest: und unter welchen Umständen! Jetzt, da widerspänstige Priester das Gewissen der Furchtsamen schrecken; die brennbare und abergläubige Einbildungskraft eines leichtgläubigen Geschlechts entzünden; und mit den Händen Agnus Dei, Rosenkränze, Seegenssprüche und Dolche, austheilen! Du reisest, jetzt, da Dein Oesterreichischer Ausschuß alle Lunten der Gegenrevolution schon gelegt hat; und da es nur noch eines Funkens bedarf, um ganz Frankreich in Flammen zu setzen! Du reisest, da Du weißt, daß fremde Armeen, welche sich über Deine Langsamkeit beklagen, es kaum er-

warten können, Feuer und Schwerdt in die drei und achtzig Abtheilungen zu bringen; da Deine Minister so gut die Dinge gekartet haben, daß alle Plätze dem Feinde offen sind; daß die Bürgermiliz nicht bewaffnet ist; daß die Generale einen dreifach aristokratischen Panzer tragen. Du reisest, jetzt, da Deine Geldkasten voll sind; da Du alle klingende Münze an Dich gezogen hast, damit Du uns nichts weiter übrig lassest, als Papier, wenn die Bombe zu Paris platzen wird; da die Gardes du Korps, der Generalstab der Bürgermiliz, und eine Horde von Räubern, bereit sind in unsere Häuser einzudringen, und in denselben ein allzu zutrauliches Volk zu ermorden! Und was hoffest Du dann? — Die Grausamen! Wie sie dich hintergangen haben! — Dein Manifest liegt fertig. — Meinetwegen! — Du stellst Dich an die Spitze der Oesterreichischen Armee. — Das mag seyn! — Du vernichtest die Beschlüsse der Nationalversammlung, und Du richtest Deinen alten Thron auf den Trümmern des konstitutionellen Gebäudes auf. — Halt! König der Frankreicher! — Sieh fünf und zwanzig Millionen Menschen; sieh, wie Dein Oberherr Dich mit Einem Blicke zu Boden schlägt! Du fängst die Sache zu spät an! Wir haben die Reize der Freiheit gekostet! Lieber sterben, als wiederum Sklaven werden! Du rechnest auf Legionen Unzufriedener: aber in einer schönen Sommernacht werden wir ihre Köpfe in Dein Lager herab regnen lassen! Du rechnest auf die Stiefel des Generals Bender: aber wir glauben an dieselben eben so wenig, als an die Stiefel des kleinen Zollang, welche vier Meilen in einer Stunde gingen. Wie durftest Du Dich unterstehen Deinen Eid zu brechen? Erinnerst Du Dich nicht an den vierten Februar, an welchem Tage du kamest, um Deinen

Hals unter den gesetzgebenden Zepter zu beugen? Bist Du von dem Altar auf dem Bundesfelde weggelaufen; und hast Du dem Himmel gelogen, welchen Deine heuchlerischen Lippen zum Zeugen anriefen? Kannst Du glauben, daß wir Dir einen wirklichen Patriotismis zutrauen sollten? Eine Zeitlang hast Du Dich verstellt: aber jetzo kennen wir Dich, Du großer Wiederhersteller der Französischen Freiheit! Fällt heute Deine Maske ab, so fällt morgen Deine Krone! Nunmehr verbirgst Du sogar Deine geheimsten Gesinnungen nicht länger! St. Priest hat Dein wankendes und furchtsames Herz mit dem Aristokratismus gestählt! Nunmehr trotzest Du der öffentlichen Meinung! Beherbergst Du nicht, in Deinem Schlosse zu Versailles, Priester, welche den Eid nicht geschworen haben? Oefnest Du nicht, in Deinem Pallaste der Thuillerien, aufrührischen Priestern einen Zufluchtsort, und nennest Du nicht dieselben Deine Kaplane? Kann man des Volkes auf eine beleidigendere Weise spotten? Kann man auf eine frechere Weise der Konstitution Trotz bieten? Hast Du nicht, noch gestern, aus den Händen eines unverschämten Prälaten, das Abendmahl genommen? aus den Händen des Groß-Almosenpflegers, welcher den Eid nicht geleistet hat? Nicht einen Gott, unter der Gestalt von Brod, hast Du aus seinen gottlosen Händen empfangen; den Teig des Bürgerkrieges hat er in Deinen meineidigen Mund geworfen! Nun sage ich nur noch Ein Wort: Wolltest Du Dein vormaliges Ansehen und Deine Gewalt wieder ergreifen, wozu dann Manifest und Krieg? Warum ließest Du nicht den Konstitutionsausschuß machen! — Aber Deine Parthei ist genommen. Du dürstest nach Despotismus. — Wohlan! wenn Du verreisest, so sehen wir in Dir weiter nichts, als einen aus Rom verjagten

Tarquin! Wir bemächtigen uns Deiner Schlösser, Deiner Palläste und Deiner Zivilliste; und wir setzen einen Preis auf Deinen Kopf! Laßt die Porsennas anrücken, die Scevolas sind fertig!«

Kann wohl der, in dem dicksten Schlamme der Hölle ausgebrütete, Fanatismus etwas Schändlicheres, etwas Abscheulicheres erzeugen, als die vorstehende Schrift? Die Geschichte, so weit wir dieselbe kennen, erzählt keine Greuelthaten, von einer so entsetzlichen Art, als diejenigen sind, die während der Französischen Revolution vorfielen. Und dennoch wagt es ein Volk, welches solche Schandschriften schreibt und begierig lieset, den heiligen Nahmen der Freiheit zu mißbrauchen!

Um eilf Uhr Vormittags wollte der König nach St. Cloud fahren. Die Wagen standen vor dem Schlosse der Thuillerien, und Hr. La Fayette erschien, an der Spitze der Bürgerkavallerie, um Ihre Majestäten zu begleiten. Man bemerkte, daß sich, in einiger Entfernung, der Pöbel haufenweise versammelte; übrigens blieb aber alles ruhig. Die königliche Familie kam die Schloßtreppe herunter und stieg in den Wagen. Nun gaben die Anführer das verabredete Zeichen. Mit einem gräßlichen Geheule eilte der Pöbel von allen Seiten herbei, und umringte den Wagen, in welchem sich der König, die Königinn, der Dauphin, die Kronprinzessin und Madame Elisabeth, befanden.

Der König, welcher das Getümmel hörte, und den Haufen des Gesindels sich nähern sah, blieb ganz unerschrocken. Er verließ sich auf die Pariser Bürgermiliz, die seinen Wagen umringte, und er erwartete, daß diese konstitutionelle Leibwache den Pöbel in kurzer Zeit zerstreuen, und dem Wagen den Weg öffnen wür-

de. Vergebliche Erwartung! eitle Hoffnung! Die Bürgermiliz kehrte ihre Waffen gegen den Monarchen, und kündigte demselben an, daß er für heute nicht reisen könnte. Zu gleicher Zeit wurde in der ganzen Stadt Lärm getrommelt, alle Sturmglocken wurden geläutet, und ein unzählbarer Haufe kam herbei. Der Pöbel fiel den Pferden in die Zügel, und rief überlaut: er würde nicht zugeben, daß der König reisete. Der König befahl der Bürgermiliz, daß sie Platz machen sollte. Aber die Miliz antwortete: »Nein! Nein! »wir wollen nicht, daß der König reise! Wir schwö»ren, daß wir ihn nicht reisen lassen werden!« Unwillig rief der König Hrn. La Fayette; befahl demselben, ihm den Weg zu öffnen, und der Miliz zu befehlen, daß dieselbe ihre Pflicht thue. La Fayette reitet herum und gibt den Befehl, den Monarchen ungestört reisen zu lassen. Einstimmig weigern sich alle Bürgersoldaten zu gehorchen. »Was!« ruft La Fayette aufgebracht, »wollt Ihr nicht dem Gesetze, wollt Ihr »nicht dem Beschlusse der Nationalversammlung Ge»horsam leisten, vermöge welches der König zwanzig »Stunden von der Hauptstadt sich entfernen kann?« — »Nein! heute nicht!« war die Antwort. Hr. Bailly eilt herbei. Er bittet und fleht; aber vergeblich. Hr. Bailly kehrt an den Wagen des Königs zurück, und stellt die Unmöglichkeit vor, den Pöbel zum Weichen zu bringen. »Ey!« antwortet der Monarch, »es wä»re doch auffallend, wenn ich, der ich der Nation die »Freiheit gegeben habe, selbst nicht frei seyn sollte!«

La Fayette begab sich nach dem Rathhause, und verlangte, von den versammelten Aufsehern der Abtheilung, daß das Kriegsgesetz sogleich bekannt gemacht werden sollte. Die Aufseher weigerten sich. La Fayette legte seine Stelle nieder. Allein der Jakobi-

Digitized by Google

ner Danton gab ihm zur Antwort: »Nur ein Feig»herziger kann seinen Posten dann verlassen, wenn »Gefahr vorhanden ist. Uebrigens haben nicht die »Aufseher der Abtheilung, sondern die acht und vier»zig Bezirke der Hauptstadt, Sie zum General er»nannt. Jenen müssen Sie Ihren Abschied überbrin»gen, nicht uns.«

Während dieser Zeit drängte sich der Pöbel immer näher und näher an die Wagen des Königs. Auf die allerfrechste und unverschämteste Weise überhäufte derselbe den König und die Königinn mit Drohungen und mit Schimpfwörtern. a) Ein Grenadier rief dem Monarchen zu: »Sire! wir lieben Sie; aber sonst Nie»mand als Sie.« Ein anderer schrie: »Sire! bleiben »Sie hier, um Ihrer eigenen Sicherheit, sowohl als »um unserer Sicherheit willen!« Der Kardinal de Montmorency, und einige andere Prälaten, welche sich, in dem Gefolge des Königs, in einem Wagen befanden, wurden von dem Pöbel verspottet und beschimpft. Die Jäger der Bürgermiliz zogen ihre Säbel, und kehrten dieselben gegen die Kutscher der königlichen Wagen. Die vornehmen Edelleute, welche sich an die Schlagthüren des Wagens gestellt hatten, wurden von dem Pöbel hinweggerissen und entfernt. Der König stellte vor: es wären seine Diener, welche ihn begleiten sollten, und bat, daß man dieselben verschonen möchte.

a) La Reine et Madame Elisabeth ont été traitées comme les femmes les plus viles. On s'étoit muni de verges, avec lesquelles on se faisoit un plaisir de les fouetter, si l'on n'avoit appris que la Reine étoit dans un temps critique: de sorte que l'on se contenta cette fois-ci de l'insulter; et lorsqu'on parla de la loi martiale, on Lui cria tout haut: »C'est à vous, Madame, à nous montrer le drapeau rouge!« Auszug aus einem Privatbriefe von Paris, geschrieben am 29 April 1791.

Digitized by Google

Umsonst. Als der König sah, daß man seinen ersten Kammerherren, den Markis de Duras, mit Gewalt, neben seiner Seite, von dem Wagen wegriß, da beugte sich der Monarch aus dem Schlage der Kutsche heraus, gab ihm die Hand und wollte ihn halten: allein der rasende Haufe schleppte den Kammerherrn dessen ungeachtet mit sich fort. Der König bat flehend diese wüthenden Menschen, daß sie wenigstens das Leben seines Lieblings schonen möchten; und nach oft wiederholter Bitte erhielt er endlich das Versprechen: es sollte dem Hrn. de Duras kein Leid geschehen. Kaum war dieser gerettet, als sich der König genöthigt sah, für den Haushofmeister der Königinn, den Herren Gougenot, dieselbe Bitte zu wiederholen. Endlich trat ein Grenadier aus dem Haufen hervor, stellte sich vor den König, und redete ihn an: »Sie sind,« so sprach dieser Mann, »widerspänstig gegen das Ge»setz, weil sie in Ihrem Schlosse Priester aufnehmen, »die den Eid nicht geschworen haben, und weil Sie »zugeben, daß dieselben in ihrer Kapelle Messe lesen »dürfen.« — »Entfernt Euch Nichtswürdiger!« rief der Monarch. »Wer hat Euch zum Richter über mein »Gewissen gesetzt?« a)

Der König war, über die unwürdige Behandlung, die man sich gegen ihn erlaubte, höchst unwillig und aufgebracht. Die Königinn weinte. So lange Maria Antonia sich nur in Lebensgefahr befunden hatte, da war sie unerschrocken, kaltblütig und standhaft geblieben: als sie sich aber genöthigt sah, die Drohungen, Schmähungen und groben Beschimpfungen, des nie-

a) Malheureux! retirez-vous, *s'est écrié le Roi*, qui vous a établi juge de ma conscience? *Rélation fidèle des événemens de la journée du Lundi*, 18 *Avril* 1791. p. 8.

niedrigsten Pöbels und des zerlumpten Gesindels ertragen zu müssen; da wurde ihre große Seele tief gebeugt — und sie weinte. Den Todesstreich ruhig zu erwarten wurde ihr leicht: Beschimpfungen zu ertragen ward ihr unmöglich!

Hr. Bailly, anstatt daß er, von dem es ganz allein abhieng, mit nöthiger Strenge hätte Anstalt machen sollen, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und den Pöbel zu zerstreuen: statt dessen hielt er rührende Anreden an das Volk, über welche Jedermann lachte; so geringen Eindruck machten die unzeitigen Vermahnungen des Hrn. Bailly auf die Pariser.

Endlich kam Hr. La Fayette zurück. Er hatte sich vergeblich bemüht, die Bekanntmachung der Kriegsgesetzes von den Aufsehern der Abtheilung zu erhalten. Allein ihm blieb die Hoffnung, auch ohne Kriegsgesetz, durch sein bloßes Ansehen, die Bürgermiliz zu ihrer Pflicht zurück zu rufen im Stande zu seyn. Er ging an den Schlag des Wagens, sprach mit dem Monarchen, und bat sich Befehle aus. Der König, welcher nunmehr schon seit zwei Stunden gewartet hatte, und den Mißhandlungen eines frechen Gesindels ausgesetzt gewesen war, befahl Platz zu machen. La Fayette befiehlt der Reiterei, mit dem Säbel in der Hand, vorzurücken. Die Reiterei rückt vor, aber sie läßt den Säbel in der Scheide stecken. Nun erst entsteht ein allgemeiner Aufruhr. Die Bürgermiliz kehrt die Bajonette ihrer Flinten gegen die vorrückende Reiterei. La Fayette geräth in Zorn. Er gibt seinem Pferde die Sporen; aber ein Mann fällt demselben in den Zügel. Einer seiner Adjutanten eilt herbei, und will diesen Aufrührer mit dem Degen durchbohren: allein ein Grenadier schlägt demselben den Degen aus der Hand. La Fayette wird wüthend. Er

ruft der Miliz: »ins Gewehr!« Sie antwortet: »wir wollen nicht!« Er befiehlt scharfe Patronen auszutheilen. Die Miliz antwortet: »wir nehmen sie nicht!« Er droht mit dem Kriegsgesetze. Man antwortet: »dann wird Euer Kopf zuerst springen!« Er ruft: »ich lege meine Stelle nieder!« — »Desto besser!« — Endlich sagt er, schäumend vor Wuth: »der König muß reisen, oder ich muß umkommen!« — »Sie werden umkommen,« ruft man ihm zu.

Nunmehr reitet La Fayette an den Schlag des Wagens zurück, und stellt die Unmöglichkeit vor, in welcher er sich befinde, den Befehl des Königs in Ausführung zu bringen. Der König ruft laut aus: »Man »will also nicht zugeben, daß ich reise! Es ist also »nicht möglich, daß ich reise! Wohlan! ich bleibe, »weil ich muß!«

Nach diesen Worten steigt der König, mit seiner Familie, aus dem Wagen, und kehrt in das Schloß der Thuillerien, mit betrübtem Herzen, zurück.

An dem folgenden Tage, am 19 April, erschien der König, ganz unvermuthet, in der Nationalversammlung. Er sprach mit einer schwachen Stimme, und äußerst niedergeschlagen:

»Meine Herren. Ich komme mitten unter Sie, mit derjenigen Zuversicht, welche ich Ihnen jederzeit gezeigt habe. Ihnen ist bekannt, welchen Widerstand man meiner Reise nach St. Cloud entgegen gesetzt hat. Ich habe nicht Gewalt diesem Widerstande entgegensetzen wollen, weil ich befürchtete, hiedurch zu veranlassen, daß die Strenge gegen einen betrogenen Haufen angewandt würde, welcher glaubt zu Gunsten des Gesetzes zu handeln, während er gegen das Gesetz verbricht. Allein es ist wichtig, daß man der Nation beweise, ich sey frei. Nichts kann, in Rücksicht

auf die Genehmigung und auf die Annahme Eurer Beschlüsse, wichtiger seyn. Ich bestehe daher, aus diesem dringenden Bewegungsgrunde, auf meiner Reise nach St. Cloud. Die Nationalversammlung wird die Nothwendigkeit dieser Reise einsehen. Es scheint, daß man, um ein getreues Volk aufzuwiegeln (ein Volk, dessen Liebe ich, durch alles was ich für dasselbe gethan habe, wohl verdiene) demselben Zweifel, über meine Art von der Konstitution zu denken, beizubringen suche. Ich habe diese Konstitution angenommen, ich habe geschworen sie aufrecht zu erhalten; diese Konstitution, deren einen Theil die bürgerliche Einrichtung der Geistlichkeit ausmacht: und ich werde, aus allen Kräften, die Vollziehung derselben befördern. Ich wiederhole jetzo bloß diejenigen Gesinnungen, welche ich der Nationalversammlung schon so oft gezeigt habe. Der Versammlung ist es bekannt, daß meine Absichten und meine Wünsche keinen andern Gegenstand haben, als die Wohlfahrt des Volkes: und diese Wohlfahrt kann bloß allein aus der Beobachtung der Gesetze, und aus dem Gehorsam gegen alle Diejenigen entspringen, denen das rechtmäßige und konstitutionsmäßige Ansehen gehört.«

Auf diese Rede des Königs antwortete der Präsident der Versammlung, der berüchtigte Chabroud:

»Sire. Wenn das schmerzhafte Gefühl, von welchem die Nationalversammlung durchdrungen ist, sich mit angenehmen Empfindungen vertragen könnte: so müßte Ihre Gegenwart solche Empfindungen rege machen. Möchte Eure Majestät Selbst, unter uns, in den Beweisen der Liebe, welche sie erhalten, einige Entschädigung für dasjenige finden, was Sie bekümmert macht! Eine beschwerliche Unruhe ist mit den Fortschritten der Freiheit unzertrenn-

lich verbunden. a) Während sich die guten Bürger des Staates Mühe geben, das Volk zu beruhigen, findet man Vergnügen daran, dasselbe in Furcht und Schrecken zu setzen. Sire, Sie, das Volk, die Freiheit und die Konstitution, haben nur ein einziges, gemeinschaftliches Interesse. Die niederträchtigen Feinde der Freiheit und der Konstitution sind auch Ihre Feinde. Aller Herzen, Sire, sind Ihnen ergeben: und so wie Sie die Wohlfarth des Volkes wünschen, so wünscht auch das Volk die Wohlfarth seines Königs. Hüten wir uns, daß nicht eine, durch ihre Plane, ihre Bemühungen und ihre Intrigen hinlänglich bekannte, Parthei sich zwischen das Volk und den Thron stelle: dann werden Aller Wünsche erfüllt seyn. Wenn Sie die Bande, welche Sie an die Revolution bevestigen, enger knüpfen, so geben Sie den Freunden der Ruhe und der Gesetze neue Kraft. Diese werden dem Volke sagen: Ihr Herz sey noch unverändert; und alles Mißtrauen, alle Zweifel, werden verschwinden. Unsere gemeinschaftlichen Feinde werden noch einmal geschlagen seyn, und das Vaterland wird einen neuen Sieg davon getragen haben.«

Die Rede des Königs wurde, von der Versammlung sowohl, als von den Gallerien, mit den größten Freudensbezeugungen und mit dem lebhaftesten Beifallklatschen aufgenommen. Länger als eine Viertelstunde ertönte das Gewölbe des Versammlungssaales von dem immer wiederholten Geschrei: »Hoch lebe der König!« b) Der Pöbel auf den Gallerien schrie am

a) Une pénible inquiétude est inséparable des progrès de la liberté. Gerade so hatte Hr. Chabroud auch die Greuelthaten des sechsten Oktobers 1789 vertheidigt. Man sehe Band 4.

b) Procès-verbal de l'Assemblée nationale. T. 52. No. 626.

allerstärksten: eben der Pöbel, welcher, am vorigen Tage, Beschimpfungen und Drohungen gegen den Monarchen ausgestoßen hatte. Wenn man die Geschichte der Französischen Staatsveränderung aufmerksam studirt, so wird man finden, daß jederzeit das Volk, wenn es den Monarchen auf das allerempfindlichste beleidigt hatte, gleich nachher denselben schwärmerisch verehrte und beinahe vergötterte. Leichtsinn und Unbeständigkeit machen die Grundzüge des Französischen Nationalkarakters aus. Wer selbst in Frankreich, seit der Revolution, gewesen ist, und nicht bloß oberflächlich beobachtet hat, oder sich durch den Schein hat betriegen lassen: der wird auch gestehen müssen, daß sich der Nationalkarakter der Frankreicher nicht im mindesten verändert habe; ungeachtet gegenwärtig alle Dinge in Frankreich ganz anders aussehen als vor der Revolution.

Die rechtschaffenen Patrioten waren über die Antwort des Presidenten Chabroud sehr aufgebracht. Der König kam nach der Versammlung, sagte, er wäre ein Gefangener, und bat um seine Freiheit. Statt ihm dieselbe zu gewähren, tröstete Hr. Chabroud den Monarchen damit, daß eine beschwerliche Unruhe mit den Fortschritten der Freiheit unzertrennlich verbunden wäre. So konnte nur ein Volksaufwiegler sprechen: ein jeder Freund des Friedens und der Ordnung ist hingegen völlig überzeugt: daß die Ruhe des öffentlichen Wesens sowohl, als die Sicherheit der Bürger des Staates, mit den Fortschritten

---

p. 12. Der freche und niederträchtige Brissot schrieb: l'Assemblée nationale a péché en applaudissant le Roi, parceque son discours étoit une censure du peuple, et que le peuple avoit raison.

der wahren Freiheit allemal unzertrennlich verbunden seyn müsse.

Die Versammlung beschloß: daß die Rede des Königs sowohl, als die Antwort des Presidenten, gedruckt, und nach allen Abtheilungen Frankreichs gesandt werden sollte.

Hierauf trat Hr. de Blacons, ein Mitglied der linken Seite, auf den Rednerstuhl. Seine Absicht war, der Versammlung vorzustellen, daß es höchst wichtig wäre, über die Rede des Königs sogleich sich zu berathschlagen, und den König aus seiner Gefangenschaft frei zu lassen. Er sprach: »Ich steige heute »zum erstenmal auf diesen Rednerstuhl. Ungern »habe ich gesehen, daß mir Niemand zuvor gekommen »ist. Der König kam hieher, um Euch zu sagen, was »Euch allen recht gut bekannt war, daß es nehmlich »höchst wichtig sey, ihm den Schein der Freiheit zu »lassen« .... Hier wurde der Redner von einem lauten Geschrei der linken Seite unterbrochen, und genöthigt, den Rednerstuhl zu verlassen. Die Versammlung gieng aus einander, ließ den König in seiner engen Gefangenschaft und billigte hiedurch alles was der Pariser Pöbel gethan hatte.

Mit Zuversicht erwarteten nunmehr alle guten Bürger des Staates, daß der Bürgerrath der Hauptstadt und die Aufseher der Abtheilung von Paris, alle ihnen, vermöge der Konstitution, anvertraute Macht, dazu anwenden würden, den König aus seinem Hausarreste zu befreien, und die Anführer des Aufruhrs strenge zu bestrafen. Aber, weit entfernt dieses zu thun, überreichten die Aufseher der Abtheilung, am 19 Aprill, dem Monarchen eine Schrift, in welcher der Aufruhr des Pöbels gebilligt, und dem Könige ein Verweis gegeben wurde. Ohne das mindeste Gefühl

von Billigkeit, von Gerechtigkeit, von Mitleiden gegen den unglücklichen, gefangenen Monarchen, spotteten sie seines traurigen Zustandes. Ja, die beiden Mitglieder der Abtheilung, welche diese Schrift dem Könige überreichten, die Herren de Kersaint und Cerutti, trieben die Frechheit bis zu einem solchen Grade, daß sie, vor dem Könige, mit aufgerollten Haaren, im Ueberrocke und in Stiefeln, erschienen. a) Die Schrift, welche sie übergaben, lautete wie folgt:

»Die Abtheilung von Paris an den König.«

»Sire.«

»Das Direktorium der Abtheilung von Paris hat einer, außerordentlich zusammen berufenen, Versammlung aller Mitglieder der Abtheilung, über den gegenwärtigen Zustand der Hauptstadt Bericht abgestattet. Die Abtheilung ist über diesen Bericht nicht erschrocken, b) weil sie die Anhänglichkeit des Volkes an die Person des Königs kennt, und weil sie weiß, daß der König der Konstitution getreu zu seyn, geschworen hat. Aber, Sire, das Zutrauen des Volkes zu Ihrer Person, kann nicht lange Zeit den Eindrücken widerstehen, welche Männer, die da gerne sobald als möglich der Freiheit genießen möchten, von allem demjenigen erhalten, was Sie umgibt. Die Feinde der Freiheit haben Ihren Patriotismus gefürchtet, und es haben dieselben, Einer zu dem Andern,

a) Suites de la Journée du 18 Avril. p. 10.

b) So unbesorgt sind also die Aufseher der Abtheilung! Es war doch Ursache genug vorhanden, warum diese Magistratspersonen hätten erschrecken sollen. Sie hatten keine Macht mehr; die Unruhestifter beherrschten die Hauptstadt; und das Volk gehorchte weder dem Gesetze, noch denjenigen Befehlshabern, welche von ihm selbst waren gewählt worden.

gesagt: wir wollen sein Gewissen beunruhigen. Unter einem heiligen Schleier verbirgt sich ihr gekränkter Stolz, und die Religion benetzen sie mit heuchlerischen Thränen. Von dieser Art, Sire, sind die Menschen welche Sie umgeben. Man sieht ungerne, daß Sie die Widerspänstigen begünstigen, und daß Sie beinahe ganz allein von Feinden der Konstitution bedient werden. Man fürchtet, daß diese, allzu sehr in die Augen fallende, Vorliebe die wahren Gesinnungen Ihres Herzens anzeige. a) Sire, die Zeitumstände sind bedenklich. Eine falsche Politik verträgt sich nicht mit Ihrem Karakter; und würde auch unnütz seyn. Entfernen Sie, Sire, auf eine offenherzige Weise, die Feinde der Konstitution von Ihrer Person; kündigen Sie den auswärtigen Völkern an: es wäre in Frankreich eine glorreiche Veränderung vorgegangen; Sie hätten dieselbe angenommen; und Sie wären jetzo der König eines freien Volkes. Geben Sie diese Verhaltungsbefehle von einer neuen Art solchen Gesandten, welche einer so erhabenen Bedienung nicht unwürdig sind. Die Nation muß hören, daß ihr König die stärksten Stützen der Freiheit zunächst um sich habe: denn jetzo gibt es gar keine anderen wahren und nützlichen Freunde des Königs. Sire, widersetzen Sie Sich nicht demjenigen, was die Abtheilung von Paris von Ihnen verlangt. Der Rath, welchen

a) Gerade so sprach auch der Klub der Barfüßer, in seiner, oben mitgetheilten, frechen Anklageschrift. Nun mag der Leser urtheilen, was das für ein Königreich war, in welchem eine untergeordnete, verwaltende Versammlung, dem Monarchen, in solchen Ausdrücken, und an dem Tage nach solchen Begebenheiten, einen Verweis gab, und die gesetzwidrige Verhaftnehmung des Königs nicht nur billigte, sondern sogar rechtfertigte!

Digitized by Google

Ihnen diese Abtheilung gibt, würde Ihnen von den drei und achtzig Abtheilungen des Königreiches gegeben werden, wenn alle im Stande wären, in so kurzer Zeit wie wir, sich hören zu lassen.«

»La Rochefoucault. Président.«

»Blondel. Sekretair.«

Wer kann sich noch länger wundern, daß die ungebundene Zügellosigkeit und Frechheit des Pariser Pöbels, und Derjenigen welche den Pöbel aufwiegelten, auf den höchsten Grad gestiegen war, wenn man erfährt, daß die Magistratspersonen, daß die Direktoren, die Aufseher der Abtheilung von Paris, in ihren Händen unthätig die Gewalt ruhen ließen; daß sie, welche das verirrte Volk hätten zurecht weisen sollen, statt gegen den Aufruhr zu sprechen, denselben rechtfertigten; daß sie, statt ungegründete Anklagen gegen den König zu widerlegen, diese Anklagen selbst vorbrachten; statt die bedaurenswürdigen Gegenstände der Wuth eines rasenden Pöbels in Schutz zu nehmen, dieselben verleumdeten; statt dem Könige für die erlittene Schmach Genugthuung zu verschaffen, seines Grams, seiner Erniedrigung und seiner Gefangennehmung, spotteten, und ihm die härtesten Bedingungen vorschrieben!

Doch die Aufseher der Abtheilung von Paris thaten noch mehr. Anstatt sich der Gewalt zu bedienen, welche ihnen die Konstitution über das Volk gegeben hatte, appellirten sie an das Volk. Sie schrieben eine Proklamation an die acht und vierzig Bezirke der Hauptstadt, und verlangten, von den Parisern, durch Mehrheit der Stimmen, Antwort auf folgende zwei Fragen:

»Muß man den König bitten, seinen Plan
»auszuführen und nach St. Cloud zu reisen?«

»Oder muß man Ihm danken, weil er lieber »habe zu Paris bleiben wollen, um nicht die öf»fentliche Ruhe zu stören?« .

Demzufolge sollten die, in ihren Bezirken versammelten, Pariser Bürger gesetzmäßig entscheiden: ob der König die Freiheit haben könne, zwei Stunden von Paris, auf dem Lande Luft zu schöpfen, oder ob man ihn auch dieser Freiheit berauben müßte.

In dieser Proklamation der Abtheilung von Paris waren alle Thatsachen wissentlich und vorsätzlich verstellt, und ganz unrichtig erzählt. »Der König (so »hieß es) hatte sich vorgenommen nach St. Cloud zu »reisen. Einige Staatsbürger, welche befürchteten, »daß die Widerspänstigen sich dieser Reise bedienen »möchten, um ihre Plane gegen die Konstitution in »Ausführung zu bringen, haben sich nach den Thuil»lerien begeben, um den König zu bitten, daß er nicht »reisen möge. Seine Majestät hat dem Gesuche des »Bürgerrathes nachgegeben, um das Volk und die »Bürgermiliz keiner Gefahr auszusetzen.« a)

---

a) Le Roi avait projetté d'aller à St. Cloud. Plusieurs citoyens, craignant que les réfractaires ne profitassent de ce départ, pour mettre à exécution leurs projets anticonstitutionnels, se sont transportés aux Tuileries pour prier le Roi de ne pas partir. Sa Majesté a cédé aux instances de la municipalité, pour ne pas compromettre le peuple et la garde nationale. So treflich verstand man in Frankreich die Kunst, dem Laster den Mantel der Tugend umzuhängen, und den größten Freveltaten den Anschein des Patriotismus zu geben! Die Geschichte liefert kein Beispiel eines andern Volkes, welches bis zu einem so außerordentlichen Grade verdorben, und, so wie die Frankreicher, mit den erhabensten Reden die verabscheuungswürdigsten Handlungen zu verbinden fähig gewesen wäre!

Digitized by Google

Die größte Anzahl der versammelten Bürger von Paris, entschied: daß die, von den Aufsehern der Abtheilung vorgelegten, Fragen gar keiner Beantwortung bedürften. Eine sehr kluge Entscheidung: denn sie bewiesen hiedurch ihre Anhänglichkeit an das Gesetz, gegen welches die Abtheilung verbrochen hatte, indem dieselbe diese Fragen, welche es ihr zukam selbst zu entscheiden, den Einwohnern der Hauptstadt zur Beantwortung vorlegte.

Der König blieb indessen noch immerfort in seinem Pallaste gefangen. Da nun die Nationalversammlung seine Bitte, nach St. Cloud reisen zu dürfen, gar keiner Berathschlagung gewürdigt hatte; da die Abtheilung ihm eine so heftige Schrift übergeben hatte; und da die Gährung in der Stadt zunahm: so entschloß sich der König, den Befehlen der Abtheilung zu gehorchen. Der erste Befehl, in der genannten Schrift, lautete wie folgt: Entfernen Sie, Sire, auf eine offenherzige Weise, die Feinde der Konstitution von Ihrer Person. Der König gab daher seinem Groß-Allmosenpfleger, dem Kardinal de Montmorency, den Abschied, so wie auch dem Hrn. Bischof de Senlis, und allen übrigen Geistlichen seiner Kapelle: ja, er nahm sogar, in seiner Pfarrkirche, aus den Händen eines Priesters welcher den Eid geschworen hatte, das Abendmahl. Auch die Herren de Villequier und de Duras, die Lieblinge des Monarchen, welche, schon seit langer Zeit, in dem vertrautesten Umgange mit dem Könige gelebt hatten, wurden verabschiedet.

Als nunmehr die Abtheilung sah, wie der König Alles that, was man nur von ihm verlangte, und wie er sogar seine Reise nach St. Cloud aufgab, nachdem er die Erlaubniß zu derselben nicht hatte erhalten

können: da ließ dieselbe, um der noch immer fortdaurenden Gährung unter dem Volke Einhalt zu thun, am 20. Aprill, an die Bürger von Paris eine neue Proklamation ergehen, welche in einem von der ersten ganz verschiedenen Style geschrieben war, und folgendermaaßen lautete:

»Staatsbürger. Da der große Rath der Abtheilung erfahren hat, von welcher Art die Beweggründe der allgemeinen Gährung sowohl, als des, wegen der geheimen Plane, und wegen des Betragens des Königs gefaßten, Mißtrauens sind; so hat Er sich an den Monarchen gewandt, um Denselben von den Besorgnissen des Volkes zu unterrichten, und Ihn zu ersuchen, diesen Besorgnissen ein Ende zu machen, dadurch, daß Er von seiner Person alles entferne, was Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen erwecken könnte. Die Abtheilung glaubt nunmehr, sich an das Volk selbst wenden zu müssen, um demselben seine Besorgnisse zu benehmen, und die Folgen, welche ein jeder unregelmäßiger Schritt in einer gesetzmäßig konstituirten Gesellschaft nothwendig haben muß, aus einander zu setzen. Diejenigen, welchen die Erhaltung der Ordnung und die Ausübung der Gesetze von dem Volke übertragen worden ist, würden diese große Pflicht nicht erfüllen können, wenn die Vereinigung des Willens, in welcher eigentlich die öffentliche Gewalt besteht, auch nur einen einzigen Augenblick aufhören sollte a). Um nun diese, durch Verschiedenheit der Meinungen, durch feindselige Gerüchte, durch

a) Si le concours des volontés, qui constitue essentiellement la force publique, étoit un seul instant suspendu. Ueberall metaphysische Spitzfindigkeiten; sogar in einer Proklamation, durch welche das Volk zur Ordnung, zur Ruhe und zum Gehorsam, vermahnt werden sollte!

Digitized by Google

übertriebene oder ungegründete Furcht, zerstreuten Kräfte zu sammeln, hat der große Rath der Abtheilung es für nothwendig gehalten, alle Bezirke zusammen zu berufen, und, auf diese Weise, die Bürger des Staates, durch die Ausübung ihrer Rechte, an ihre Pflichten zu erinnern. Die Abtheilung sieht mit Schmerzen, an dem Ziele des großen Werks der Konstitution, unregelmäßige Bewegungen sich erneuern, von eben der Art, als diejenigen waren, unter welchen die Eroberer der Freiheit, ohne sich irre machen zu lassen, den ersten Grundstein derselben legten. Seitdem aber das Wesen dieser Freiheit in den Gesetzen besteht, heißt es mit eigenen Händen sein eigenes Werk zerstören, wenn man die Konstitution mit andern Waffen, als mit denjenigen vertheidigen will, welche sie selbst ihren Kindern in die Hände gegeben hat. Bürger des Staates, was beunruhigt Euch? Man wirft dem Könige vor, daß Er die anerkannten Feinde der Konstitution begünstige; man vermuthet, Er habe den sträflichen Vorsatz, sich von der Nation zu entfernen, und auf diese Weise sein gegebenes königliches Wort brechen zu wollen. Bürger des Staates, wie könnt Ihr seine Rechtschaffenheit vergessen? — Aber, sagt man, Er unterstützt die, gegen das Gesetz widerspänstigen, Priester! Habt ihr dann vergessen, daß Er geschworen hat, die Konstitution aufrecht zu erhalten? Und, wenn es auch möglich wäre, daß der König, durch treulose Freunde irre geleitet, in der That so unrecht handeln sollte: haben denn nicht die Staatsbürger, vermöge der Konstitution, das Recht ihre gerechten Klagen vorzubringen? Steht nicht der Weg der Zuschriften, der Bittschriften, der Gesandtschaften, ihnen offen? Als Ihr uns auftruget, über die Ausübung der Gesetze zu wachen, da versprachet Ihr

uns, daß Ihr Euch denselben unterwerfen wolltet; und Jeder von Euch hat Uns geschworen, daß er alle seine Kräfte anzuwenden bereit sey, um Denjenigen zu zwingen, der den Gesetzen widerstehen würde. Unter dieser Bedingung haben auch wir, gegenseitig, Euch versprechen können, daß wir die öffentliche Ruhe erhalten, und die Konstitution unterstützen wollten. Dieser Kontrakt wäre, wenn er völlig gehalten und erfüllt würde, allein schon fähig, die Wohlfahrt der Nation auf immer sicher zu stellen. Aber, welchem Elende setzet Ihr uns nicht im Gegentheile aus, wenn Ihr nicht endlich einmal jenen gewaltthätigen Bewegungen ein Ziel setzet, welche keinen bestimmten Bewegungsgrund haben, und daher ein allgemeines Schrecken verursachen; Frankreich und ganz Europa in Besorgniß setzen; die Ausländer zurück halten zu Euch zu kommen; den friedfertigen Einwohner aus Euren Mauren verscheuchen; und Diejenigen, welche, wegen ihrer Ueppigkeit und Verschwendung, für Euch eine Quelle von Reichthum waren, von der Rückkehr abhalten. Und wir, denen Ihr die Sorge der Verwaltung übertragen habt; wir, die wir den ganzen Umfang Eurer Bedürfnisse sowohl, als die Größe des Verlustes kennen, welchen Ihr erlitten habt; wir, die wir aber auch alle die Hülfsmittel kennen, die Eurer Betriebsamkeit aufbehalten sind, und allen den Wohlstand, in welchem Ihr Euch befinden werdet, sobald Ordnung und Eintracht unter Euch hergestellt seyn werden: wie könnten wir uns enthalten, Euch vorzustellen, welche Uebel Ihr Euch selbst zufüget? wie sehr ein plötzlicher Auflauf wie derjenige war den Ihr neulich veranlaßt habt, das Ziel entferne, nach welchem ihr zu streben scheinet? und wie leicht es geschehen könne, daß Bewegungen dieser Art, durch die

Feinde der Konstitution und Eurer Wohlfahrt erreget werden? Wir müssen Euch die Wahrheit sagen. Wir wollen nicht, wie die kalten Freunde der Freiheit, furchtsam Euer schonen. Wir haben, ohne Umschweife, dem Monarchen die Wahrheit gesagt. Auch Euch sind wir dieselbe schuldig; und auch Euch wollen wir dieselbe, eben so furchtlos, sagen. Die Einwohner der Stadt Paris machen nur einen Theil des Französischen Volkes aus. Sie können daher auf keine andere Weise, als durch Zuschriften und durch Bittschriften, in dem Nahmen des Volkes handeln. Außerdem haben sie Bürgerräthe, Verwalter und Stellvertreter. Jede freiwillige Ausübung ihrer individuellen Kraft, ist, demzufolge, eine Gewaltthätigkeit, ein Verbrechen gegen die Grundsätze der Konstitution, welches, wenn es nicht verhindert würde, das Gebäude unserer neuen Gesetze, in kurzer Zeit, von Grund aus umwerfen müßte. Die Nationalversammlung sowohl, als der König, gehören, als Stellvertreter der Nation, dem ganzen Reiche an, und in ihnen besteht wesentlich die Konstitution. Ihre Unabhängigkeit wird daher nothwendig erfordert, wenn ihre Handlungen gültig seyn sollen. Aber ein Auflauf unter dem Volke, mit welchem sie umgeben sind, macht ihre Unabhängigkeit zweifelhaft, und wird daher, schon aus diesem Grunde, ein Verbrechen gegen die ganze Nation. Ihr Einwohner der Stadt Paris, hütet Euch, daß nicht, zu dem großen Verluste, welchen Ihr schon erlitten habt, auch noch die Entfernung der Stellvertreter der Nation und des Oberhauptes der vollziehenden Gewalt hinzukomme. Die Handlungen dieses Oberhauptes können keinen andern Gesetzen unterworfen seyn, als solchen, die er selbst freiwillig angenommen hat. Bürger des Staates! Wir haben Euch diese schrecklichen

Wahrheiten nicht vorenthalten können. Euer eigener Vortheil hat uns dieselben abgenöthigt; und die Nothwendigkeit, Euch zu der, den Gesetzen schuldigen Ehrfurcht, und zu dem Gehorsam gegen dieselben zurück zu rufen, legte uns die strenge Pflicht auf, diese Wahrheiten sagen zu müssen.«

»Am 20. Aprill 1791.«

»La Rochefoucault. Presidente.«

»Blondel. Sekretair.«

Aus dieser Schrift erhellet deutlich, daß sich die Aufseher der Abtheilung von Paris der, dem Könige übergebenen, Zuschrift schämten, und daß sie, durch die vorstehende Proklamation, ihre unverzeihliche Uebereilung einigermaßen wieder gut zu machen suchten. Alle rechtschaffenen Einwohner der Hauptstadt freuten sich darüber: aber die Unruhestifter, welche leider! die mächtigste Parthei ausmachten, wandten Alles an, um den heilsamen Eindruck zu vernichten, den diese Proklamation auf die Gemüther gemacht hatte. Die sogenannte brüderliche Gesellschaft ließ sogleich eine Schrift drucken, und unter das Volk austheilen, welche deutlich beweist, was für niederträchtige und verächtliche Menschen die Pariser Demagogen waren. Diese Schrift ist, in jeder Rücksicht, ein höchst merkwürdiges Aktenstück, indem dieselbe, besser als die genaueste Erzählung, zeigt, von welcher Art die herrschende Denkungsart der Französischen Revolutionshelden damals war.

»Bemerkung der brüderlichen Gesell»schaft, welche ihre Sitzungen in der Kirche »der Jakobiner, Rue St. Honore, hält, »über die, von den Aufsehern der Abthei»lung von Paris, dem Könige am 19. Aprill »übergebene Schrift, und über den, am

»20.

»20. April, von denselben Aufsehern, gefaßten Beschluß.«

»Als die brüderliche Gesellschaft die Vorlesung einer, von den Aufsehern der Abtheilung von Paris dem Könige übergebenen, Schrift hörte, da billigte sie den Eifer und die Unerschrockenheit, mit welcher diese Beamten eines freien Volkes dem Könige der Frankreicher sagten: »Sire, man sieht ungerne, daß Sie »die Widerspänstigen begünstigen; daß Sie beinahe »ganz allein von Feinden der Konstitution bedient werden. Man fürchtet, daß diese, allzu sehr in die Augen fallende, Vorliebe die wahren Gesinnungen Ihres Herzens anzeige. Die Zeitumstände sind bedenklich. Eine falsche Politik verträgt sich nicht mit Ihrem Karakter; und würde auch unnütz seyn.« Und weiter unten: »Sire, der Rath, welchen Ihnen »die Abtheilung von Paris gibt (die stärksten Stützen »der Freiheit zunächst um sich zu nehmen) würde Ihnen von den drei und achtzig Abtheilungen des Königreiches gegeben werden, wenn alle im Stande »wären, in so kurzer Zeit wie wir, sich hören zu lassen.« Aber mit welchem Erstaunen hat die Gesellschaft die Vorlesung eines, an dem heutigen Tage gefaßten, Beschlusses angehört! eines Beschlusses, in welchem dieselben Aufseher den Frankreichern, welche Paris bewohnen, übertriebene oder ungegründete Furcht vorzuwerfen scheinen und ausrufen: »Bürger des Staates, was beunruhigt »Euch?« War unsere Furcht vorgestern übertrieben, oder ungegründet; so war es die Eure, welche Ihr am folgenden Tage dem Könige bezeigtet, nicht weniger. Ihr setzt voraus, unsere Besorgniß wäre ungegründet, wir befänden uns in dem Irrthume; und dennoch seyd Ihr selbst besorgt gewesen; Ihr habt die

Besorgniß für gegründet gehalten; und Ihr habt dieselbe, freilich viel zu spät, dem Könige mitgetheilt. Nun sprecht Ihr heute von Ludwigs Rechtschaffenheit. Aber vorgestern machtet Ihr selbst Ihm Vorwürfe, über die Unrechtschaffenheit aller Derjenigen, die ihn umgeben; dieser Stützen des Despotismus; dieser Widerspänstigen gegen das Gesetz; dieser Feinde der Konstitution, die Ihn quälen, die Ihn von allen Seiten antreiben, die ohne Unterlaß ein Volk verleumden, welches seine Freiheit liebt, und welches eifersüchtig auf dieselbe ist. Dieß, dieß ist der Gegenstand unserer Besorgnisse. Wir haben befürchtet, und zwar einen Tag früher als die Abtheilung, daß diese, allzu sehr in die Augen fallende, Vorliebe des Königs für treulose und verächtliche Menschen, die wahren Gesinnungen Seines Herzens anzeige. Und, in der That, wie sollten wir ruhig seyn können, wir, die wir gewohnt sind in den Handlungen Uebereinstimmung mit den Reden aufzusuchen? wir, ein freies Volk, weit entfernt von aller Politik und von aller Verstellung? Wie könnten wir ruhig seyn, wenn wir sehen, daß Derjenige, welcher sich für das Oberhaupt der Revolution erklärte, rund um sich her nichts als Todfeinde der Revolution hat, und daß Er sein Zutrauen nur solchen schenkt, die da geschworen haben, und ohne Unterlaß damit umgehen, die Revolution zu morden? O! laßt die Abtheilung die Vorwürfe abschwören, welche dieselbe dem Volke wegen der Unruhe macht, womit es vorgestern sich nach dem Orte hin begab, wo der König wohnt! Wenn die Verwaltung, wenn Diejenigen, welche wir gesetzt haben, um für unsern Vortheil zu machen, so gut wie wir wußten, was um den König vorgieng; wie gastfrei Derselbe gegen Rebellen war; wie günstig Er sie aufnahm; wie unzeitig Er zu verrei-

sen gedachte; wenn sie wußten, wie viele Pferde auf dem Wege nach Kompiegne bereit standen; wie sehr seit wenigen Tagen die Zurüstungen unserer Feinde zugenommen hatten; wenn unsere Verwalter, die alles dieses wissen mußten, zwei Tage früher die Schrift an den König aufgesetzt hätten, welche sie erst nach geschehener Sache aufsetzten: dann, dann würde das Volk nicht zusammengelaufen seyn; es hätte nicht seine Arbeit verlassen, um der Freiheit zu Hülfe zu eilen. Aber das Volk sah, wie das Haus in Brand gesteckt wurde; es sah, daß Diejenigen, welche es gesetzt hatte, um dasselbe zu beschützen und zu vertheidigen, abwesend waren, darum warf es sich selbst in den Brand und löschte. So mußte es auch handeln. Die Abtheilung von Paris stellt uns vor: wir seyen nur ein Theil des Reiches, und wir könnten daher nicht im Nahmen des ganzen Reiches handeln. Aber, wahrlich! als das Pariser Volk die Bastille angriff, da hatte dasselbe von den übeigen Frankreichern keine Vollmacht erhalten. Es rückte an, es trug den Sieg davon, und seine Thaten wurden nicht gemißbilligt. Dasjenige, was das Pariser Volk an dem vorigen Montage that, würde das Volk, welches die drei und achtzig Abtheilungen bewohnt, ebenfalls gethan haben, wenn es sich in der nehmliche Lage befunden hätte. Die Vollmacht, welche wir, stillschweigend, erhielten, um die Freiheit zu erobern, haben wir recht ausdrücklich, recht nachdrücklich, auch erhalten, um dieselbe nicht zu Grunde gehen zu lassen; und wir wollen diesen Auftrag getreulich erfüllen. Wäre der König, durch künstliche Reden verleitet, oder durch Gewalt genöthigt, entführt worden: mit was für Vorwürfen würde dann nicht die Nation uns überhäuft haben; uns, die wir, vermöge unserer Lage, die Vorposten der

Konstitution sind? Wäre der König entführt worden, dann würden alle Schrecknisse eines Krieges von aussen, eines innerlichen Krieges vielleicht .... Doch laßt uns diese traurigen Gedanken verscheuchen: dieser neue Plan unserer Feinde ist auch mißlungen! Ihr werft uns ferner vor: wir verstünden unsern eigenen Vortheil nicht. Ihr stellet uns vor: dieser Zustand einer anhaltenden Gährung entferne die Ausländer von unsern Mauren; vermehre die Anzahl der Flüchtlinge; und verhindere ruheliebende Männer, in das Reich zurückzukehren. O! so sprecht doch lieber: »Volk, lege deine Waffen nieder; entsage der Freiheit, »welche zu viel zu erhalten kostet; und kehre in die »Sklaverei zurück. Dann werden deine Tyrannen ge»ruhen, in deine Mauren zurück zu kehren, und die »sittenverderbende Ueppigkeit, welche in ihrem Gefolge »reiset, wird deine Betriebsamkeit wieder aufwecken, »und den Ueberfluß zurückrufen!« Ganz Europa bewundert den Muth und die Geduld, mit denen die Einwohner von Paris, seit zwei Jahren, gegen ihr Unglück kämpfen; mit denen dieselben gegen die schreckliche Abnahme der Handarbeit, und gegen die Theurung des klingenden Geldes kämpfen. Wohlan! was wir seit der Revolution ertragen haben, das sind wir bereit noch ferner zu dulden, wenn es das öffentliche Wohl erheischt. Diese Entbehrungen, welche die Freiheit fester kütten, sind unser Genuß. Aber wir wissen auch, daß das Ende unserer Leiden sich nähert: und jetzt, da wir das Ziel schon erblicken, wäre der Zeitpunkt nicht, den Muth zu verlieren, welcher uns nöthig ist, um dasselbe erreichen zu können. Wir sind nicht mehr jenes flüchtige und leichtsinnige Volk, welches, betäubt von den Ketten der Knechtschaft, sich

durch Lieder über seine Leiden tröstete. Endlich haben wir unsere lange Kindheit verlassen; endlich sind wir frei, und wir haben geschworen, beständig frei zu bleiben. Diese prächtige Stadt wird mehr als jemals glänzen. Findet man nicht länger in derselben den ungeheuren Anblick einiger verächtlichen Satrapen, deren ausgelassene Ueppigkeit des öffentlichen Elendes spottete: so werden nunmehr Wissenschaften, Künste und Handlung, unter dem Einflusse der Freiheit, in derselben blühen, und sie bis zu dem Range der Hauptstadt des Weltalls erheben. Das wissen wir, und auch das Kostbarste wollen wir aufopfern, damit sie diesen, ihr bestimmten, Gipfel erreiche. Hat die Nationalversammlung niemals geklagt, daß das Pariser Volk ihrer Freiheit Eintrag thue, oder ihre Berathschlagungen störe; hat diese erhabene Versammlung, im Gegentheil, bei tausend verschiedenen Gelegenheiten, die Anhänglichkeit derselben an die Konstitution gelobt: wie konnten dann unsere Verwalter, den Schritt, welchen das Volk vorgestern bei dem Könige that, als eine Handlung ansehen, die das ganze Reich wegen der Freiheit der Nationalversammlung besorgt machen könnte? Welchen Zusammenhang haben sie, zwischen dieser Freiheit, und zwischen einer Handlung finden können, die zum Zwecke hatte, die Flucht, oder die Entführung des Königs, zu verhindern? Wahrlich! das Zutrauen, welches das Pariser Volk in die getreuen Stellvertreter der Nation setzt; das Zutrauen, mit welchem dieses Volk den Trotz und die Beleidigungen gewisser Anderer erträgt, die da stolz auf ihre Unverletzbarkeit sind, so wie seine unveränderliche Ehrfurcht für alle Beschlüsse, bekannt genug, sind über allen Verdacht erhaben: und wenn es in kurzer Zeit

sich über seine Rechte unterrichtet hat, so hat es auch zugleich seine Pflichten kennen und ausüben gelernt.«

»Robert. Presidents.«

»Noel. Sekretair.«

Das Alles klingt sehr schön: aber leider war es nicht wahr!

Als der König erfuhr, daß man behauptete: er hätte sich nach Kompiegne flüchten wollen, und die Pferde hätten auf der Straße schon bereit gestanden: da ließ er folgende Nachricht, an allen Ecken der Straßen, anschlagen.

»Der König hat den Aufsehern der Abtheilung be»fohlen, über die öffentliche Ruhe zu wachen. Er hat »sich bei denselben beklagt, darüber, daß man sogar »an die Thore seines Pallastes eine Schrift angeschla»gen hätte, in welcher steht, es hätten zwischen St. »Cloud und Kompiegne Pferde gestanden, um seine »Abreise zu begünstigen. Der König sagte, diese Be»hauptung wäre durchaus erdichtet, und er gab den »Aufsehern der Abtheilung den Auftrag, nicht nur »dem Publikum seine irrige Meinung hierüber zu be»nehmen, sondern auch zu untersuchen, ob nicht et»wann, aus sträflichen Absichten, Pferde dahin gestellt »worden wären, um diesem Vorgeben einen Schein »von Wahrheit zu geben.

Hr. de la Fayette, mit Recht aufgebracht über die ihm untergebenen Bürgersoldaten, welche frech genug gewesen waren, am 18. Aprill den König nebst seiner Familie zu beleidigen, und ihrem General zu drohen, legte, am 21. Aprill, seine Stelle nieder. Schon seit langer Zeit hatte der Jakobinerklub die gröbsten Verleumdungen gegen La Fayette ausgestreut, um ihn des Zutrauens des Volkes zu berauben, und ihm seine Stelle so unangenehm zu machen, daß er sich würde

entschließen müssen, dieselbe niederzulegen. Die Lameths waren die vorzüglichsten Urheber dieser heimlichen Kabalen, und Karl Lameth strebte darnach, an La Fayettes Stelle das Kommando zu erhalten. La Fayette war hievon unterrichtet, und, in einer Schrift, welche er, um diese Zeit, an den Ecken der Straßen anschlagen ließ, sagte er: »Pariser! wollt Ihr ruhig »seyn: so wählt den von Orleans zum Regenten des »Königreiches, und den Lameth zum Generalkommen»danten.« a)

Kaum wurde die Nachricht von La Fayettes Abschied in der Stadt bekannt, als sich schon die Bürgermiliz in allen Quartieren versammelte, und Abgesandte an La Fayette abschickte, um ihn zu bitten, daß er seine niedergelegte Stelle wiederum annehmen möchte. Dabei versprachen sie ihm gänzliche Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit. Der ganze Bürgerrath begab sich nach La Fayettes Wohnung, um ihm zu erklären: daß sein Abschied nicht angenommen werden könnte; und um ihn zu bitten, daß er seine Stelle ferner behalten möchte. La Fayette war sehr gerührt und dankte: allein er wollte sich nicht entschließen, von seinem gefaßten Entschlusse abzuweichen. Vielmehr ging er vor die Thüre seines Hauses, und sagte, zu dem Offizir und zu den Soldaten, welche vor seinem Hause die Wache hatten: »Meine Herren. Ich habe nicht »länger die Ehre Ihr General zu seyn. Folglich be»darf ich auch keiner Wache mehr. Aber ich werde »mich jederzeit erinnern, wie gut Sie für mich Sorge »getragen haben.« Die Wache begab sich traurig hin-

a) Parisiens, si vous voulez être tranquilles, faites d'Orleans régent du Royaume, et Lameth commandant. général.

weg, und eine Viertelstunde nachher wurden auch die Schilderhäuser vor der Thüre weggenommen.

Am 22. Aprill, um neun Uhr des Abends, erschien La Fayette, ohne Uniform, in einem schwarzen Kleide, auf dem Rathhause. Daselbst hielt er, an den Bürgerrath, folgende Anrede:

»Meine Herren. Ich komme nach dem Rathhause, wo sich meinem Gedächtnisse so mancher Vorfall aufdringt, um die mir gegebenen Beweise Ihrer Gewogenheit, Ihnen, mit aller Rührung eines Herzens zu verdanken, dessen erstes Bedürfniß, nach dem Bedürfnisse dem Volke zu dienen, darin besteht, von demselben geliebt zu werden; und welches erstaunt, wie man, in einem freien Lande, wo nichts für wichtig geachtet werden sollte als das Gesetz, einen einzelnen Mann für so wichtig halten könne. Dürfte ich, bei dieser Gelegenheit, in meinem Verhalten bloß allein der Rührung und der Dankbarkeit folgen; so würde ich die Zuneigung, welche Sie, nebst der Bürgermiliz, mir bewiesen haben, dadurch erwiedern, daß ich Ihren dringenden Bitten nachgäbe. Aber, eben so wie ich, als ich diesen Schritt that, dabei gar keinen Bewegungsgrund hatte der mich persönlich anging, eben so kann ich auch, bei der Gährung in welcher wir leben, nicht nach besonderer Zuneigung meinen Entschluß bestimmen. Ich glaube nicht, daß die Bürgermiliz, deren bei weitem größter Theil jederzeit, bei den Verführungen des Geistes der Ausgelassenheit und der Partheisucht, unempfindlich geblieben ist, gleichgültig habe dasjenige ansehen können, was mich so ganz niedergeschlagen hat. Die konstitutionsmäßigen Vorgesetzten verkannt; ihre Befehle verachtet; die öffentliche Kraft der Ausübung des Gesetzes widerstrebend, dessen Beschützung ihr anvertraut ist ....

(Bei diesen Worten erhoben die Anhänger des Orleans und der Lameths, welche sich, in großer Menge, unter den Zuhörern befanden, ein so lautes und tobendes Geschrei, mit Pfeifen vermischt, daß La Fayette vor Unwillen ohnmächtig wurde, und in ein Nebenzimmer getragen werden mußte. An dem folgenden Tage ließ er seine Rede drucken, und zufolge dieser gedruckten Rede, muß dieselbe folgendermaßen ergänzt werden.)

»Wir sind Bürger des Staates, meine Herren, wir sind frei. Aber ohne Gehorsam gegen das Gesetz gibt es nichts als Verwirrung, Gesetzlosigkeit, Despotismus. Und wenn diese Hauptstadt, die Wiege der Revolution, anstatt Diejenigen, deren Händen die Gewalt von der Nation anvertraut worden ist, mit Kenntnissen und mit Hochachtung zu umgeben, dieselben durch Aufruhr belagerte, oder durch Gewaltthätigkeiten ermüdete: so würde sie aufhören, den Frankreichern zum Vorbilde zu dienen; sie würde bald zum Schreckbilde werden. Bisher, meine Herren, hat man, durch die rührenden Beweise der Zuneigung, die man mir gab, für mich viel zu viel; aber für das Gesetz noch nicht genug gethan. Ich habe, mit der innigsten Rührung, erfahren, daß meine Waffenbrüder mich lieben: aber ich weiß noch nicht, in wieferne die Grundsätze derselben theuer sind, auf welche die Freiheit gegründet ist. Ich übergebe Ihnen, meine Herren, dieses aufrichtige Geständniß meiner Gesinnungen. Machen Sie dasselbe der Bürgermiliz bekannt, von welcher ich so große Beweise der Freundschaft erhalten habe, und deren dankbarer und ergebener Mitbruder ich jederzeit bleiben werde.«

An dem folgenden Tage, am 23. Aprill, faßte eines der sechzig Bataillone der Pariserbürgermiliz fol-

genden Beschluß, welcher den übrigen Bataillonen zugesandt wurde.

»Hr. de la Fayette hat bloß derum sein Kommando niedergelegt, weil die Bürgermiliz aufgehört hat «dem Gesetze zu gehorchen. Er verlangt eine gänzliche »Unterwürfigkeit unter das Gesetz; und nicht eine unfruchtbare Anhänglichkeit an seine Person. Laßt alle »Bataillone sich versammeln; laßt jeden Bürgersoldaten bei seiner Ehre schwören, und mit seinem Nahmen unterzeichnen, daß er dem Gesetze gehorchen »wolle. Laßt Diejenigen, welche sich weigern diesen »Eid zu leisten, von der Bürgermiliz ausgeschlossen »bleiben. Laßt den Wunsch dieser neuerschaffnen Armee an Hrn. La Fayette gelangen, und er wird sichs »zur Pflicht machen, das Kommando wieder zu übernehmen. Laßt einige Soldaten, welche, auf eine so »schändliche Weise, den König und die königliche Familie beleidigt haben, bestraft, und von der Bürgermiliz weggejagt werden.«

Noch an demselben Tage nahmen zwölf Bataillone diesen Beschluß an, und schworen den verlangten Eid. An dem folgenden Tage schworen auch die übrigen Bataillone; und am 25 Aprill nahm Hr. La Fayette die Stelle eines Generalkommendanten wiederum über sich. Am 26 begab er sich, an der Spitze einer Gesandtschaft aus allen Bataillonen, zu dem Könige, um Seiner Majestät, in dem Nahmen der Bürgermiliz, Abbitte zu thun. An demselben Tage wurde die Kompagnie des Zentrums, welche sich am 18 Aprill vorzüglich aufrührisch betragen hatte, und welche beinahe ganz aus dem Abschaume aller Soldaten, aus den vormaligen Französischen Gardisten, bestand von Hrn. La Fayette verabschiedet. So ward dann endlich, nach zehen stürmischen Tagen, Paris wiederum

einigermaßen ruhig. Der König aber blieb ein Gefangener in seinem Schlosse; und ungeachtet er der Nationalversammlung gesagt hatte: er beständе auf seiner Reise nach St. Cloud: konnte er dennoch von derselben die Erlaubniß zu dieser kleinen Reise nicht erhalten, sondern er sah sich genöthigt zu Paris zu bleiben.

Gleichsam als wollten sie der unglücklichen Lage des Monarchen spotten, ließen die Minister den König, gerade zu dieser Zeit, während derselbe in der engsten Gefangenschaft gehalten wurde, und keinen Fuß vor die Thore seines Pallastes setzen durfte, ganz Europa ankündigen: er sey frei, und er lebe mit seinem Schicksale zufrieden und vergnügt.

Der Minister, Hr. Deleffart, schrieb, am 21 April, an die Aufseher der Abtheilung von Paris, folgenden Brief:

»Meine Herren. Unter den verschiedenen Gegenständen, welche Sie der Ueberlegung des Königs empfohlen haben, hat Seine Majestät auch das Verlangen bemerkt, welches die Abtheilung gegen ihn äußert: »daß er seine Gesinnungen über die Konstitution den auswärtigen Völkern bekannt machen möge.« Der König hat von jeher, bei allen Gelegenheiten, seine Gesinnungen durch seine Gesandten geäußert. Und die Ruhe, deren wir bis jetzt genossen haben, ist unstreitig den Versicherungen zuzuschreiben, welche der König den Europäischen Höfen gegeben hat. Allein der König, welcher jederzeit auf die öffentliche Meinung horcht, und welcher niemals ansteht, alle Zweifel über seine Gesinnungen aus dem Wege zu räumen, wird den Französischen Gesandten an den auswärtigen Höfen Befehl geben, sich in Seinem Nahmen eben so zu erklären, wie sich der König selbst in der Natio-

nalversammlung erklärt hat. Sie werden hieraus sehen können, meine Herren, wie gerne der König alles thut, was dazu beitragen kann, die Gemüther zu beruhigen, und Mißtrauen und Unruhe zu verbannen.«

Am 23 Aprill sandte der Minister, Hr. de Montmorin, der Nationalversammlung eine Abschrift des Briefes, welchen er, im Nahmen des Königs, allen Französischen Gesandten und Ministern an den auswärtigen Höfen geschrieben und zugesandt hatte. Man lese, wie Hr. de Montmorin den König sprechen läßt; und man erstaune über die Frechheit dieses niederträchtigen Ministers, welcher dreist genug war, dem Könige offenbare Unwahrheiten in den Mund zu legen! Wäre es möglich gewesen, daß Hr. de Montmorin noch hätte verächtlicher werden können, als er es schon damals war; so würde er es durch diesen, von ihm unterschriebenen, und von einem Jakobiner aufgesetzten, Brief geworden seyn. Folgendes ist der Inhalt dieses Briefes an die auswärtigen Gesandten:

»Der König trägt mir auf, mein Herr, Ihnen zu melden: es sey Sein ausdrücklicher Wille, daß Sie Seine Gesinnungen über die Revolution, und über die Französische Konstitution, dem Hofe, bei welchem Sie Sich aufhalten, bekannt machen sollen. Die Französischen Gesandten und Minister bei allen Europäischen Höfen erhalten denselben Befehl, damit gar kein Zweifel übrig bleiben möge, weder über die Gesinnungen Seiner Majestät; noch über die freie Genehmigung der neuen Regierungsform durch den König; noch über Seinen unwiderruflichen Eid, dieselbe aufrecht zu erhalten. Der König hatte die Reichsstände zusammen berufen, und in seinem Staatsrathe beschlossen, daß die Gemeinen eine Anzahl von Abgesandten senden sollten, die der Anzahl der Abgesand-

ten der beiden andern Stände, welche damals vorhanden waren, gleich seyn sollte. Diese Handlung einer vorläufigen Gesetzgebung, welche ohne die Schwierigkeiten der Zeitumstände noch günstiger ausgefallen seyn würde, bewies hinlänglich, wie sehr Seine Majestät wünschten, die Nation in alle ihre Rechte wiederum einzusetzen. a) Die Reichsstände wurden versammelt, und nahmen die Benennung einer Nationalversammlung an. b) Bald nachher ward die vormalige Ordnung der Dinge, (vermöge welcher die anscheinende Macht des Königreiches bloß allein die wirkliche Macht einiger aristokratischer Körper verbarg) durch eine Konstitution ersetzt, welche Frankreich sowohl, als den Monarchen, glücklich machen sollte. Die Nationalversammlung wählte eine stellvertretende Regierungsform, mit der erblichen königlichen Würde verbunden; c) die gesetzgebende Versammlung wurde für immerwährend erklärt; die Erwählung der Geistlichen, der Verwalter und der Richter, wurde dem Volke wiedergegeben. Dem Könige übergab man die vollziehende Gewalt; d) der gesetzgebenden Versammlung die Gesetzgebung; und die Genehmigung der Gesetze dem Monarchen. Die öffentliche Kraft, sowohl die innere

---

a) Wahr! aber der unglückliche Monarch erndtete, für seine Wohlthaten, nichts als Undankbarkeit ein.

b) Hr. Montmorin sagt hier eine in die Augen fallende Unwahrheit. Nicht die Reichsstände, sondern der Bürgerstand, gab sich, am 17 Junius 1789, den Nahmen Nationalversammlung. Man sehe Band 1. S. 263.

c) Was soll das heißen? War nicht Frankreich, seit 1400 Jahren, eine Monarchie?

d) Man übergab nicht dem Könige die vollziehende Gewalt: Denn diese Gewalt hatte der Monarch, von seinen Vorfahren erblich erhalten.

Digitized by Google

als die äußere, wurde nach denselben Grundsätzen eingerichtet. Darin besteht die neue Konstitution des Königreiches. Dasjenige, was man die Revolution nennt, ist weiter nichts, als die Abschaffung einer Menge von Mißbräuchen, die sich, durch die Unwissenheit des Volkes und durch die Macht der Minister, welche niemals Macht des Königs gewesen ist, schon seit Jahrhunderten angehäuft hatten. Diese Mißbräuche waren eben so verderblich für die Nation als für den Monarchen: und unter den bessern Regierungen haben die Oberen ohne Unterlaß diese Mißbräuche angegriffen, ungeachtet sie nicht im Stande waren, dieselben ganz zu zerstören. a) Jetzt sind sie vernichtet. Die Nation hat die Oberherrschaft erlangt. Es besteht dieselbe aus Staatsbürgern, welche an Rechten gleich sind; es gibt keinen andern Despoten mehr, als das Gesetz; das Gesetz spricht durch Niemand anders, als durch die öffentlichen Beamten; und unter diesen Beamten ist der König der vornehmste. Hierin besteht die Französische Revolution. b) Nothwendiger Weise mußten alle Diejenigen, welche, in einem ersten Augenblicke der Verirrung, um ihres persönlichen Vortheils willen, die Mißbräuche der vorigen Regie-

a) Wäre die Französische Revolution weiter nichts, als die Vernichtung vormaliger Mißbräuche, so müßte jeder Frankreicher, jeder Menschenfreund, dieselbe lieben und segnen. Was sie aber ist, das liegt am Tage. Es liegt am Tage, daß die Sitten auf den höchsten Grad verdorben; die Religion vernichtet; die Gesetze verachtet; und die, vormals sanften, Frankreicher durch Gesetzlosigkeit und Ausgelassenheit, in eine Horde blutdürstiger Kannibalen, vermöge der Revolution, sind verwandelt worden! *Suites de la Journée* u. s. w.

b) Also gesteht Ludwig der Sechszehnte selbst: Er sey vormals ein Despot gewesen! Er schreibt selbst: daß er

rungsform zurück wünschten, Feinde dieser Revolution seyn. Daher kommt die anscheinende Trennung, welche in dem Reiche entstanden ist, und welche täglich schwächer wird. a) Daher kommen vielleicht auch einige strenge Gesetze, von den Zeitumständen erzeugt und künftig zu verbessern. Allein der König, dessen eigentliche Gewalt von der Gewalt der Nation unzertrennlich ist; welcher seinen ganzen Ehrgeiz darauf einschränkt, daß er sein Volk glücklich mache; welcher keine andere Macht haben kann, als diejenige Macht, die Ihm ist übertragen worden: der König hat, ohne Anstand, eine glückliche Konstitution annehmen müssen, welche, zu gleicher Zeit, sein Ansehen, die Nation und die Monarchie, wiederherstellte. Er hat seine ganze Gewalt behalten; ausgenommen das schreckliche Vermögen Gesetze zu geben. Ihm sind die Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten übertragen; Ihm ist die Sorge übertragen, das Königreich zu vertheidigen, und die Feinde desselben zu bekäm-

---

jetzo ein öffentlicher Beamter sey! Und allen Europäischen Nationen thut sein Minister dieses, in seinem Nahmen, kund!

a) Welche täglich stärker wird, müßte es heißen! Es gibt in Frankreich zwei Partheien. Erstens die Parthei der Landeigenthümer, der Handelsleute, der Kaufleute; mit Einem Worte aller Derjenigen, welche in dem Besitze irgend eines Eigenthumes sind, und daher des Schutzes der Gesetze bedürfen. Diese wünschen die Herstellung der Ruhe und der Ordnung; gleichviel auf welche Weise es geschehen möge. Die zweite Parthei besteht aus allen Denjenigen, die kein Eigenthum besitzen, aus Ehrgeizigen, und aus Intrigenmachern, nebst einigen ehrlichen Schwärmern. Diese sogenannten Freunde der Freiheit unterhalten die Unruhen, um, während der Unordnung, durch vorgeblichen Patriotismus, Ehrenstellen und Reichthümer, die ihnen nicht gehören, an sich zu reißen.

Digitized by Google

pfen. Aber die Französische Nation kann künftig keine auswärtigen Feinde haben, außer solchen, die sie angreifen: sie kennt auch keine inneren Feinde, außer Denjenigen, welche, indem sie thörichte Hoffnungen nähren, etwa glauben möchten, der Wille von vier und zwanzig Millionen Menschen, welche in ihre natürlichen Rechte wiederum eingesetzt sind (nachdem sie das Königreich auf eine solche Weise verändert haben, daß von den vormaligen Einrichtungen und Mißbräuchen kaum noch das Andenken übrig bleibt) wäre keine unveränderliche, keine feste Konstitution. Die gefährlichsten unter diesen Feinden, sind Diejenigen, welche sich stellen, als wären ihnen die Gesinnungen des Monarchen zweifelhaft. a) Diese Männer sind entweder sehr strafbar, oder sehr verblendet. Sie halten sich für Freunde des Königs; und dennoch sind sie die einzigen Feinde des Königthums. Sie würden den Monarchen der Liebe und des Zutrauens eines großen Volkes beraubt haben, wenn seine Grundsätze und seine Rechtschaffenheit weniger bekannt wären. Wohlan! was

a) Die gefährlichsten Feinde der Französischen Nation waren die Jakobiner. Diese nöthigten selbst den König, durch Beschimpfungen, durch Drohungen, durch Beile und durch Dolche, am sechsten Oktober 1789, Gesetze zu genehmigen, denen er vorher seine Genehmigung versagt hatte. Sie schleppten den König nach Paris; hielten ihn daselbst gefangen; nöthigten ihn, zu erklären, er sey frei; beraubten ihn, am 18 April, sogar der Freiheit, eine kleine Reise auf das Land zu thun; und zwangen ihn nachher, den oben stehenden, schändlichen Brief seines Ministers Montmorin, gut zu heißen, und zu unterzeichnen. Bedaurenswürdiger Ludwig! wo blieb deine Standhaftigkeit? wo blieb das Gefühl deiner königlichen Würde, als du diese Schandschrift billigtest!

Digitized by Google

was hat nicht der König alles gethan, um zu beweisen, daß Er die Revolution und die Französische Konstitution mit unter seine Ansprüche auf künftigen Ruhm rechne? Nachdem Er alle Gesetze angenommen und genehmigt hatte, verabsäumte Er kein einziges Mittel, um dieselben in Ausübung zu bringen. a) Schon in dem Monate Februar des vorigen Jahres hatte Er, in der Nationalversammlung, versprochen, dieselben aufrecht zu erhalten. Er hat, an dem allgemeinen Bundesfeste des Reiches, den Eid geleistet. Geehrt durch den Titel: Wiederhersteller der Französischen Freiheit wird Er mehr als Eine Krone seinem Sohne hinterlassen; er wird demselben eine konstitutionsmäßige königliche Würde hinterlassen. Die Feinde der Konstitution wiederholen ohne Aufhören: der König sey nicht glücklich, nicht zufrieden: b)

---

a) Wie der König die Gesetze angenommen hatte, das konnte Niemand besser wissen, als Herr de Montmorin, welcher sich, am sechsten Oktober, zu Versailles, in dem Kabinette des Monarchen befand, als man dem Könige seine Genehmigung der ersten Artikel der Französischen Konstitution auf eine so schreckliche Weise abnöthigte. Seit dieser Zeit ward der König zu Paris gefangen gehalten, und nahm gezwungener Weise Alles an, was ihm vorgelegt wurde. Er ließ sich Alles gefallen. Er ließ sich gefallen, am vierten Februar 1790, diejenige Rede in der Nationalversammlung abzulesen, welche Hr. Necker ihm aufgesetzt hatte; er ließ sich gefallen, am 14 Julius 1790 den Eid zu schwören; er ließ sich gefallen, da er, am 18 April 1791, nicht Erlaubniß erhalten konnte, mit seiner Familie auf das Land zu reisen, in seinem Pallaste zu bleiben; ja, er ließ sich sogar gefallen, daß sein Minister, in dem gegenwärtigen Briefe, seine Gesinnungen bei allen Europäischen Höfen verleumdete!

b) Wahrlich! man brauchte kein Feind der Französischen Konstitution zu seyn, um zu sagen: der König sey nicht

gleichsam, als wenn es für einen König eine andere Zufriedenheit geben könnte, als die Wohlfarth des Volkes! Sie sagen: sein Ansehen sey herabgewürdigt: gleichsam, als wenn das auf Stärke gegründete Ansehen nicht unmächtiger und ungewisser wäre, als das Ansehen des Gesetzes! Sie sagen: der König sey nicht frei. Abscheuliche Verleumdung, wenn man voraussetzt, daß man seinem Willen habe Gewalt anthun können; a) ungereimte Verleumdung, wenn man den Mangel der Freiheit darin sucht, daß Seine Majestät, zu verschiedenen malen, eingewilligt hat, unter den Staatsbürgern zu Paris zu leben; eine Einwilligung, welche Er ihrem Patriotismus, ja sogar ihrer Besorgniß, und vorzüglich ihrer Liebe schuldig war. b) In-

---

glücklich. Ludwig der Sechszehnte selbst hat dieses oft genug gesagt. Wie hätte er auch glücklich seyn können, so lange die Mörder seiner getreuen Leibwache, welche ihr Schwerdt über seinem Haupte, und über dem Haupte seiner Gemahlinn schwangen, ungestraft blieben und ihm, unter den Fenstern seines Pallastes, Trotz boten? Solange er weder die Verbrecher zu bestrafen, noch die Unterdrückten zu beschützen im Stande war?

a) Mit welcher Stirne wagte es der unwürdige Minister Montmorin, welcher von dem Könige mit Wohlthaten ist überhäuft worden, zu behaupten: der König wäre frei. Und dieses fünf Tage nachher, nachdem der König förmlich in seinen Pallast eingeschlossen wurde! O! der schändlichen Undankbarkeit! Der König hatte ausdrücklich erklärt: ich bin nicht frei; ich bleibe, weil ich bleiben muß. Und La Fayette legte ja deswegen seine Stelle nieder, weil die Bürgermiliz, gegen seinen Befehl, den König gefangen genommen hatte. Wer da frei ist, der braucht nicht zu sagen: ich bin frei; sondern er beweist seine Freiheit durch seine Handlungen.

(b Der Liebe Derjenigen, welche gegen den König und gegen seine Gemahlinn, die schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen ausstießen?

dessen sind diese Verleumdungen bis nach den auswärtigen Höfen gekommen. Sie sind daselbst von denjenigen Frankreichern wiederholt worden, welche sich freiwillig aus ihrem Vaterlande verbannt haben, statt daß sie hätten den Ruhm desselben theilen sollen; und welche, wenn sie auch nicht als Feinde anzusehen seyn sollten, doch wenigstens als Staatsbürger ihre Posten verlassen haben. a) Der König trägt Ihnen auf, mein Herr, die Plane und die Intrigen dieser Männer zu vernichten. Dieselben Verleumdungen, welche die allerungegründetsten Ideen über die Französische Revolution verbreiteten, haben auch, zu gleicher Zeit, bei mehreren benachbarten Völkern, die Absichten Französischer Reisender b) verdächtig gemacht. Geben Sie, mein Herr, von der Französischen Konstitution, diejenige Idee, welche der König selbst von derselben hat; und lassen Sie gar keinen Zweifel übrig, daß es die Absicht Seiner Majestät sey, dieselbe aus allen Kräften aufrecht zu erhalten. Indem diese Konstitution die Freiheit und die Gleichheit der Staatsbürger sicher stellt, gründet dieselbe die Wohlfarth der Nation auf die allerunerschütterlichste Grundfeste. Sie bevestigt das königliche Ansehen durch die Gesetze; sie kommt,

a) Viele unter ihnen sind geflohen, weil sie weder ihres Lebens, noch ihres Eigenthums sicher waren.

b) Die Emissarien der Propaganda. Les émissaires du club des Jacobins, ces *boute-feux*, qui, après avoir bouleversé leur malheureuse patrie, veulent porter le fléau de la licence et de l'anarchie chez toutes les nations policées. Malheur aux princes, qui laisseront introduire dans leurs états ces monstres, qui prêchent le mépris de la réligion, la révolte et les assassinats! L'exemple de Louis XVI est pour eux une grande leçon. Que n'a-t-il pas fait pour le bonheur de son peuple? Qu'elle a été sa récompense! Ebendaselbst.

durch eine glorreiche Revolution, einer andern Revolution zuvor, welche die Mißbräuche der vormaligen Regierung unfehlbar würden herbei geführt, und dadurch vielleicht die Auflösung des Reiches veranlaßt haben; endlich macht sie auch den König glücklich. Die Sorge dieselbe zu rechtfertigen, zu vertheidigen, und Ihr Verhalten nach derselben einzurichten, muß Ihre erste und vorzüglichste Pflicht seyn. Schon zu verschiedenen malen habe ich Ihnen die Gesinnungen Seiner Majestät über diesen Gegenstand kund gethan. Aber, da der König erfahren hat, was für eine Meinung man, in fremden Ländern, über Dasjenige was in Frankreich vorgeht, zu verbreiten suche; so hat Er mir befohlen, Ihnen aufzutragen, den Inhalt des gegenwärtigen Briefes, dem Hofe, an welchem Sie Sich aufhalten, kund zu thun. Und damit derselbe allgemein bekannt werde, so hat der König befohlen, ihn drucken zu lassen.« a)

»Paris am 23 Aprill 1791.«

»Montmorin.«

Während dieser Brief in der Nationalversammlung vorgelesen wurde, ward der Vorleser desselben, bei einer jeden Periode, durch ein lautes Freudengeschrei, und durch ein heftiges Händeklatschen unterbrochen. Die linke Seite rufte, zu wiederholten malen, ein lebhaftes und jauchzendes: »Hoch lebe der König!«

---

a) Quelle confiance les puissances étrangères peuvent-elles avoir dans un ministre, qui a la bassesse de trahir et de calomnier son Roi, de le rendre le complice de tous les crimes dont son coeur gémit, de le déclarer le protecteur de tous les scélérats, que des monstres avides de révolutions et de désordres, envoyent dans toutes les contrées de l'Europe, pour souffler le feu de la sédition? *Suites de la Journée du 18 Avril.* p. 87.

Digitized by Google

aus. a) Allein die rechte Seite blieb ſtille und unbeweglich, und hörte die Vorleſung dieſes ſonderbaren Briefes in ſtummer Betäubung, und mit gerechtem Erſtaunen an.

Nachdem die Vorleſung des Briefes geendigt war, trat Hr. Alexander de Lameth auf den Rednerſtuhl und ſprach: »In dem gegenwärtigen, wichtigen Zeitpunkte, in welchem ein, durch den Patriotismus verurſachter, Auflauf bei gewiſſen Männern die Hoffnung erwecken konnte, Eure Arbeiten zu hintertreiben, und die vormalige Lage der Dinge zum Theil wieder zurück zu rufen: in einem ſolchen Zeitpunkte iſt dieſer Brief des Königs nicht nur ein Beweis ſeiner Anhänglichkeit an die Revolution, ſondern zu gleicher Zeit ein mächtiges Mittel, um die neue Ordnung der Dinge zu beveſtigen, und die beſchloſſene Konſtitution feſt zu gründen. Ich halte daher dafür, daß die Verſammlung dieſen Schritt des Königs als einen äußerſt wichtigen Schritt anſehen ſolle; und ich hoffe, es werde Jedermann zugeben, daß man Seiner Majeſtät, auf eine ganz beſondere Weiſe, dafür danken müſſe.

---

a) Ce n'étoient pas seulement des applaudissemens qui se faisoient entendre à chaque phrase de cette lettre. Un transport universel avoit saisi toute l'assemblée, salle, tribunes, amphithéâtre. Le bruit des pieds et des mains, les cris, les éclats de rire, les larmes; tous les signes de l'enthousiasme, de la joie, de l'amour, de la reconnoissance, éclatoient à la fois. *Journal de Paris.*

Desmoulins ſagt: (No. 75. p. 440) Il faut savoir gré à Montmorin, d'avoir ainsi publiquement, et à la barbe de ce cordon de satellites pour arrêter nos feuilles et la contagion du mal françois, d'avoir inondés les pays étrangers d'une copie fidèle de nôtre révolution.

»Ja! Ja! Ja!« rief man von allen Theilen des Saales.

Hr. Biauzat. Ich unterstütze den Vorschlag des Hrn. de Lameth, und ich verlange, daß sich die ganze Versammlung hin zum Könige begeben solle.

(Lautes Murren und unwilliges Geschrei)

Hr. Robespierre. Ich schlage vor, dem Könige auf eine andere Weise zu huldigen, welche edler, und der Nationalversammlung sowohl, als den Zeitumständen angemessener seyn wird. Ich finde in dem Briefe des Königs selbst den Karakter, welchen die Huldigung annehmen muß, die wir ihm zu bringen bereit sind. Der König erkennt die Oberherrschaft der Nation; der König erkennt die Würde der Nation: folglich müßte er unstreitig sehr ungerne sehen, daß diejenige Versammlung, welche die Nation vorstellt, in corpore zu ihm käme, und hiedurch zu erkennen gäbe, daß sie ihre Würde vergessen habe ....

(Lautes Geschrei des Unwillens)

Dennoch bin ich nicht weit davon entfernt, den Vorschlag des Herrn Lameth anzunehmen; aber mit einiger Einschränkung. Hr. Lameth schlägt vor: dem Könige wegen der patriotischen Gesinnungen zu danken, die derselbe, in seinem Briefe, gezeigt habe. Ich halte dieß nicht für hinlänglich. Nicht erst jetzt müssen wir an den Patriotismus des Königs glauben: schon seit dem Anfange der Revolution mußte die Nationalversammlung an denselben glauben. Und da der König kein anderes Glück verlangt, als das Glück des Volkes: so muß man ihm nicht danken, sondern ihm, wegen seiner patriotischen Gesinnungen, wegen der, Seiner Selbst und des Französischen Volkes so würdigen Gesinnungen, Glück wünschen.

(Abermaliges Geschrei des lauten Unwillens)

Digitized by Google

Hr. Alexander Lameth nahm seinen Vorschlag zurück. Er sagte: es wäre keinesweges seine Absicht gewesen, vorzuschlagen, daß man dem Könige danken sollte; sondern bloß, daß die Nationalversammlung ihre Gesinnungen dem Könige kund thun sollte.

Diesen Vorschlag nahm die Nationalversammlung an, und es ward beschlossen, eine Gesandtschaft zu dem Könige zu senden.

Indessen war die Ruhe zu Paris noch nicht ganz hergestellt. Die Jakobiner erhoben ein lautes Geschrei gegen La Fayette, wegen des neuen Eides, welchen er die Bürgermiliz hatte leisten lassen, und wegen seiner Verabschiedung der Kompagnie des Zentrums, oder der vormaligen Französischen Gardisten. Man war es zu Paris schon so sehr gewohnt, die größten Verbrechen ungeahndet und ungestraft begehen zu sehen, daß die Verabschiedung dieser Kompagnie für eine unnöthig strenge Handlung gehalten wurde. Der Pöbel lief zusammen, er schrie, und drohte Hrn. La Fayette aufzuhängen. Auch der freche Barfüßerklub blieb nicht ruhig. Es ließ derselbe eine gedruckte Schrift anschlagen, in welcher der, von Hrn. La Fayette geforderte Eid, für unkonstitutionsmäßig, für ungesetzmäßig, für null und nichtig erklärt wurde. La Fayette ließ sich durch alle diese Kabalen nicht irre machen. Er blieb standhaft und unbeweglich bei seinem einmal gefaßten Entschlusse, und der größte Theil der Pariser Bürgermiliz behielt für ihn die größte Anhänglichkeit und Zuneigung.

Die Orleansche Parthei, welche, vereinigt mit den Jakobinern, Alles anwandte, um den Hrn. La Fayette seines Ansehens zu berauben, ließ ihn, durch

eines ihrer Mitglieder, einen gewissen Santerre, dessen oben schon erwähnt worden ist, a) anklagen. Die Geschichte dieses Injurienprozesses verdient erzählt zu werden.

Santerre, ein Bierbrauer in der Vorstadt St. Antoine, klagte den Hrn. La Fayette an, daß er ihn verleumde, indem er behaupte: Santerre habe, an dem Tage da der Pöbel nach Vincennes gezogen war, um das Schloß zu zertrümmern, auf den Hrn. Desmottes, einen Adjutanten des Hrn. La Fayette, geschossen, oder zu schießen befohlen. Er setzte hinzu: Hr. Desmottes verdiente nicht ein Adjutant des Hrn. La Fayette zu seyn, denn er wäre in Amerika, wegen einer Mordthat, zum Tode verurtheilt worden. La Fayette vertheidigte sich, wie zu erwarten war, sehr gut, und bewies, daß die Mordthat des Hrn. Desmottes unfreiwillig gewesen wäre, indem derselbe seinen Gegner im Zweikampfe getödtet hätte. Das Gericht, vor welchem der Prozeß geführt wurde, ließ denselben unentschieden, weil es nicht gegen Hrn. La Fayette sprechen wollte, welcher Recht hatte; und weil es nicht gegen Santerre zu sprechen wagte, welcher von dem Pöbel und von den Jakobinern unterstützt wurde.

Die berüchtigte Demoiselle Theroigne de Mericourt, deren Thaten oben sind erzählt worden, b) wurde, auf Befehl der Oesterreichischen Regierung, zu Lüttich gefangen genommen und nach Inspruck im Tyrol gebracht. Einige Zeit nachher ward sie wieder losgelassen.

---

a) Man sehe Band 2. S. 40.
b) Man sehe Band 2. S. 404.

Digitized by Google

Mehrere Beispiele bewiesen die Unthätigkeit des Pariser Bürgerrathes; eine Unthätigkeit, welche eine Folge der Furcht dieses Bürgerrathes vor den Jakobinern war.

Einige Schwindelköpfe kündigten an: die Inschrift an der Bildsäule Heinrichs des Vierten auf dem Pontneuf wäre ein Denkmal des Despotismus; und daher wären sie gesonnen, dieselbe wegzunehmen und zu zerstören. Der Bürgerrath, welchem aufgetragen war, die Ruhe in der Hauptstadt zu erhalten, hätte dieses verhindern müssen. Aber, statt dessen, gehorchte der Bürgerrath dem Pöbel, und ließ die Inschrift wegnehmen.

In der Theatinerkirche zu Paris wurde, von Priestern welche den Eid nicht geleistet hatten, Gottesdienst gehalten. Die Gemeine hatte alle, durch das Gesetz befohlene, Formalitäten erfüllt, und dieser Gottesdienst war daher ganz gesetzmäßig. Allein kaum hatte die Messe angefangen, als das Gesindel sich um die Kirche versammelte, in dieselbe sich hinein drängte, und die Anwesenden mit Schimpfwörtern und Drohungen überhäufte. Diese verließen sich auf den Schutz des Gesetzes und blieben ruhig. Bald nachher eilte der Pöbel vorwärts, warf die knienden Männer und Weiber über den Haufen, riß den Kirchenornat entzwei, stieß den Hochaltar um, und verjagte die Priester aus der Kirche. Hr. La Fayette erschien, an der Spitze der Bürgermiliz. Er ließ den Altar wieder aufstellen; und am Abende wurde, in seiner und in Hrn. Bailly's Gegenwart, Vesper gefeiert. Aber kaum war dieses vorbei, als schon derselbe Lärm von Neuem anfieng. Die Kirche wurde gestürmt, und die, zufolge eines Befehls über den Eingang gesetzte, Inschrift ward herunter gerissen und verbrannt. Der

Pöbel tanzte rund um das Feuer, und trat diejenigen Gesetze mit Füßen, welche von ihm selbst herkamen. Die Bürgermiliz zu Pferde kam herbey, und sah unthätig zu.

An dem folgenden Sonntage wurden diese Auftritte, in derselben Kirche, wiederholt. Schon vor sieben Uhr hatte der Pöbel sich um die Kirche versammelt, und gedroht die Priester aufzuhängen. Einer derselben, der Abbe Lefevre, ward von dem wüthenden Haufen ergriffen, und nach dem Laternenpfahle geschleppt. Die Bürgermiliz rettete ihn und führte ihn weg. Auf dem Wege wurde sie von dem Pöbel mit Drohungen und Schimpfwörtern verfolgt: allein sie rettete glücklich den Abbe.

Nur die Priester seiner eigenen Religion verfolgte der Pariser Pöbel. Die Protestanten hielten, in einer zu diesem Zwecke gemietheten Kirche, ruhig und ungestört ihren Gottesdienst.

Unter den neuerwählten Bischöfen befand sich auch der berüchtigte Abbe Fauchet. Die Gläubigen der Abtheilung Calvados ernannten ihn zu ihrem konstitutionsmäßigen Bischofe. Dieser Fauchet hatte, seit einiger Zeit, seine demokratischen Grundsätze noch viel weiter ausgedehnt, als vormals, und er hatte noch weit größern Unsinn vorgebracht, als derjenige war, wovon einige Beispiele oben sind angeführt worden a). Vermöge dieser beiden Eigenschaften verdiente er allerdings die Ehre, ein konstitutionsmäßiger Bischof zu seyn. Er predigte nunmehr: die Einführung des Ackergesetzes, vermöge welches alle liegenden Gründe in Frankreich unter alle Bürger des

---

a) Man sehe Band 2. S. 259.

Staates, zu gleichen Theilen vertheilt werden sollten. Und in einer Rede, welche er im Palais Royal, in dem sogenannten Cercle Social hielt, kam unter andern Ausdrücken von ähnlichem Gehalte, auch der folgende vor: »Das Universum steht aufrecht »auf der Erde und grüßt die Natur a). Uebrigens spielte dieser konstitutionelle Bischof die Rolle eines Freigeistes, und nannte, in seinen Predigten, die heilige Jungfrau Maria: das Weib Josephs.

Das Breve des Papstes gegen die neuerwählten Bischöfe kam endlich nach Paris, nachdem es lange Zeit vergeblich erwartet worden war. Es erschien unter folgendem Titel: Breve des Papstes Pius des Sechsten an den Herrn Kardinal de la Rochefoucault, an den Herren Erzbischof von Aix, und an die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe der Französischen Kirche, wegen der, von der Nationalversammlung beschlossenen, bürgerlichen Einrichtung der Geistlichkeit. Die Lateinische Urschrift bestand aus 88 Oktavseiten b). Das Breve war eine langweilige theologische Abhandlung. Der Papst sagte, unter andern Dingen: »Er wisse wohl, daß seine Weigerung »die bürgerliche Einrichtung der Geistlichen zu billigen, »für ein Verlangen nach einer Gegenrevolution sey ge»halten worden. Allein er hoffte, die Zeit würde die »Verleumdung zum Schweigen bringen, und die ganze »Welt überzeugen, daß er die bürgerliche Einrichtung »der Geistlichen nur darum nicht gebilligt hätte, weil

a) L'Univers debout sur la terre salue la nature.

b) On vient de notifier à la France le bref d'excommunication du Pape Pie VI. Ce bref est un peu long: mais nous l'avons fait bref en ne le lisant point. *Desmoulins.*

»dieselbe der Kirchendisziplin ganz entgegen wäre. Uebrigens enthält das Breve lauter Vermahnungen, und keine Bannstrahlen.

Auf dieses erste päpstliche Breve folgte, am 13. Aprill, ein zweites. Dieses enthielt nur sechs bis acht Oktavseiten, und war an die Französische Geistlichkeit überhaupt gerichtet. Es wurden in demselben alle neue Priesterwahlen für ungültig erklärt, und alle Geistlichen, welche den Eid geleistet hatten, wurden ihrer Stellen entsetzt. »Der vormalige Bischof von Autun (Taleyrand Perigord),« heißt es, »hat gottes»lästerliche Hände auf Ludwig Alexander D'ex»pilly (den ersten konstitutionsmäßigen Bischof) ge»legt.« Darauf wird der Bischof von Lydda (nunmehr Erzbischof von Paris) für des Meineides schuldig und allen Rechtschaffenen verächtlich erklärt. Dann erhalten die Bischöfe von Orleans, von Viviers, und der Kardinal de Brienne, nebst einigen Anderen, die päpstliche Strafpredigt. Hierauf erzählt der Heilige Vater die Geschichte seines Briefwechsels mit dem Könige. Er hält dafür: »der König würde die »bürgerliche Einrichtung der Geistlichen nicht genehmigt »haben, wenn ihn nicht die Nationalversammlung da»zu angetrieben, und einigermaßen genöthigt hätte. »Dieses erhelle aus den Briefen, welche der König, »am 28. Julius, am 6. September, und am 6. De»zember, an den Papst geschrieben habe.« Am Ende erklärt der Papst: »daß alle Bischöfe, welche nicht, »in Zeit von vierzig Tagen, von dem Datum des »Breve an zu rechnen, ihren Eid zurücknehmen wür»den, sollten der geistlichen Weihe unwürdig, und der »Unregelmäßigkeit schuldig seyn, wenn sie noch länger »die Geschäfte eines Bischofs verrichten; daß die neuen »Wahlen für ungesetzmäßig und gotteslästerlich anzu-

Digitized by Google

»sehen wären; daß, nach Verlauf des, den einge»drungenen Bischöfen gesetzten, Zeitpunktes dieselben nicht länger mit den kanonischen Strafen ver»schont werden sollten; und daß sie, nach Verlauf der »bestimmten Zeit, in den Bann gethan, und der ka»tholischen Kirche als Schismatiker, und als von der »allgemeinen Gemeinschaft getrennt, würden bekannt »gemacht werden.« Auch wurden alle Frankreicher ermahnt, nur Diejenigen für ihre Hirten anzusehen, welche den Eid nicht würden geschworen haben.

Einige Monate früher hätte vielleicht dieses päpstliche Breve eine große Verwirrung in dem Reiche verursacht. Nunmehr aber kam dasselbe zu spät. Es verursachte weiter nichts als Verachtung und Gelächter. Am ersten Mai, drei Tage nachdem das Breve erschienen war, las man, zu Paris, über den Thoren des Bischöflichen Pallastes, mit großen Buchstaben, folgende Verse:

Suivez vos saints travaux, et sachez qu'un grand-homme
Ne doit point redouter les vaines foudres de Rome.

An demselben Tage versammelte sich, mit Hrn. de St. Huruge an ihrer Spitze, eine große Anzahl von Jakobinern, und von andern Zuschauern, in dem Palais Royal. Es wurde, mitten in dem Garten, ein Scheiterhaufen errichtet; und ein Strohmann, in Lebensgröße, angethan mit der Päpstlichen Kleidung; mit der dreifachen Krone auf dem Haupte; in einer Hand sein Breve, in der andern einen Dolch haltend; auf der Brust, mit großen Buchstaben, die Worte: bürgerlicher Krieg, auf dem Rücken das Wort: Fanatismus; ward herbeigebracht. Diese Figur, welche Pius den Sechsten vorstellen sollte, ließ man öffentlich Gott und der Nation Abbitte thun. Dann nahm man derselben die dreifache Krone, das

Brustkreuz, den Fischerring des heiligen Petrus, nebst dem Päpstlichen Ornate ab; gab ihr darauf einige Schläge; verbrannte sie nachher feierlich; und streuete die Asche in die Luft.

An dem folgenden Tage wurde eine sonderbare Karrikatur verkauft. Der Papst saß, in seinem Päpstlichen Stuhle, auf einem Balkon seines Pallastes. Vor ihm stand ein großer Weihkessel mit Seifenwasser angefüllt. Pius blies, durch ein Schilfrohr, Seifenblasen gegen Frankreich. Diesen Blasen gab er den Segen mit. Unter dem Balkon, auf der Straße, standen die Königlichen Tanten, nebst einigen Kardinälen auf der Zehenspitze. Die Kardinäle mit ihren Kardinalshüten, und die Prinzessinnen mit ihren Fächern, bewegten die Luft, und sandten die Seifenblasen weiter. In der Ferne erblickte man Frankreich, auf welches Land diese Blasen, in Gestalt eines goldenen Regens herabfielen. Der Kupferstich war unterschrieben: Les bulles du Pape. Der Scherz liegt eigentlich in dem Französischen Worte bulles, welches sowohl Seifenblasen als Päpstliche Bullen bedeutet.

Der Papst begnügte sich nicht mit unnützen, papiernen Breven, sondern er zeigte seinen Unwillen noch auf eine andere Art, wie aus dem folgenden Schreiben des Hrn. de Montmorin an den Päpstlichen Nuntius zu Paris erhellt.

»Ich habe die Antwort Seiner Heiligkeit, auf den Brief, in welchem der König die Zurückberufung des Kardinal de Bernis ankündigte, Seiner Majestät mitgetheilt. Mit Erstaunen hat der König aus dieser Antwort gesehen, daß der Papst anzukündigen scheint: er werde keinen Französischen Gesandten aufnehmen, welcher den, durch die, von dem Könige genehmigten, Beschlüsse der Nationalversammlung, allen öffentlichen

Beamten vorgeschriebenen, Eid ohne Rückhalt würde geschworen haben. Der König mag gerne glauben, daß dieses nicht die eigentliche Meinung Seiner Heiligkeit gewesen sey. Dieses würde eben so viel heißen, als zwischen dem Heiligen Stuhle und der Französischen Monarchie alle Gemeinschaft aufheben wollen: und der König wird Sich, so lange als möglich, weigern zu glauben, daß Seine Heiligkeit eine solche Absicht hätte haben können. Da der Eid ohne Rückhalt von allen öffentlichen Beamten gefordert wird; so wird derselbe allen Französischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen zu einer unnachläßigen Pflicht. Der König könnte Seiner Heiligkeit keinen Gesandten senden, wenn Dieselbe die Eidesleistung als einen Beweggrund zu der Nichtannahme ansehen wollte. Aber dann würde auch die Würde der Nation und Seiner Majestät dem Könige nicht länger erlauben, einen Nuntius zu Paris beizubehalten. Der Heilige Vater wird, in seiner Weisheit, die Folgen, welche aus einer solchen Lage der Dinge, bei den gegenwärtigen Zeitumständen, entstehen könnten, abwiegen: und Er würde dann bedenken müssen, daß Er dazu die erste Veranlassung gegeben hätte. Auch kann ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß es sonderbar genug wäre, wenn der Papst, welcher glaubt, daß er einen Charge D'affaires, der den vorgeschriebenen Eid geleistet hat, behalten könne, dennoch glauben sollte, einen Gesandten ausschlagen zu müssen, welcher eben diesen Eid geleistet hätte. Der König hat daher dafür gehalten: der Sinn der Antwort des Papstes wäre nicht so, wie sich derselbe bei dem ersten Blicke darstellte: und Er wird bei dieser Vorstellungsart beharren, wenn nicht Eure Exzellenz bevollmächtigt ist, Ihm über diesen Gegenstand Erläuterungen zu geben, welche fähig wä-

ren Ihn auf andere Gedanken zu bringen. Seine Majestät hat indessen, aus Achtung für Seine Heiligkeit, und aus einer besondern Rücksicht auf Eure Exzellenz, die Reise des Hrn. Segur noch aufgeschoben, um erst Ihre Antwort abzuwarten, und alsdann diejenige Parthei zu ergreifen, welche die Sorge für Seine Würde Ihm vorschreiben wird.«

»Montmorin.«

Am siebenten Mai hielt der Hr. Taleyrand Perigord, Bischof von Autun, in der Nationalversammlung einen Vortrag über die, den verschiedenen Religionen in einem jeden Staate zukommenden, Rechte. »Sprechen wir nicht länger (so sagte er) von »Toleranz. Dieser herrschsüchtige Ausdruck ist schon »für sich eine Beleidigung. Die Nation hat, indem »dieselbe Eine Art von Gottesdienst bezahlt, die übri»gen Arten weder verbannen können, noch verbannen »wollen. Der König sogar könnte, ohne gegen die »Konstitution zu handeln, seine Religion verändern. »Es muß allen Sekten, allen Religionen, ohne Un»terschied, erlaubt seyn, unsere aufgehobenen Kirchen »einzunehmen, wenn sie nur die Art ihres Gottesdien»stes, durch eine Inschrift über dem Eingange, bekannt »machen. Wir haben nicht mehr jene falsche Tole»ranz, welche einerseits eine Religion duldete, nnd »anderseits die öffentliche Ausübung derselben verbot. »Der Mensch war damals frei zu denken: aber er war »nicht frei, seine Gedanken auszudrücken. Wir haben »die wahre Religion in ihrer ganzen Stärke festgesetzt, »indem wir gezeigt haben, daß andere Religionen ne»ben derselben bestehen können, ohne ihr zu schaden. »Bezahlt die Nation einen Gottesdienst, so geschieht »dieses bloß darum, weil dieser Gottesdienst bis jetzt

»noch

»noch die größte Anzahl von Anhängern hat. Man »glaube nicht, daß wir den Fanatismus bekämpfen, »um eine strafbare Gleichgültigkeit an die Stelle des»selben zu setzen. Nein! die wahre Religion wird sich »über alle ihre Nebenbuhlerinnen erheben. Wir neh»men gar keinen Glauben aus. Wenn der Glaube der »Juden, wenn der Glaube der Protestanten geschützt »wird: so muß auch der Glaube der katholischen »Nonkonformisten geschützt werden. Das Gesetz »erklärt sich nicht gegen diesen Glauben. Die Ver»weigerung der Eidesleistung macht einen Priester nicht »widerspänstig, sondern bloß allein unfähig, das »von der Nation bezahlte Amt zu bekleiden: weiter »nichts. Man muß die Freiheit der Meinungen an »Niemand, auch an seinen Gegnern nicht, verletzen. »Man darf nicht über die Meinung tyranniſiren. Es »muß Denjenigen, die es für gut finden möchten, er»laubt seyn, zu sagen: wir wären Schismatiker, wenn »ihnen damit gedient ist. Daher muß der Gottesdienst, »welchen sie, für sich besonders, halten wollen, so »frei seyn, als ein jeder anderer Gottesdienst; es mag »derselbe übrigens von unserem Gottesdienste verschie»den seyn oder nicht. Ohne dieß wäre die Religions»freiheit weiter nichts als ein leerer Nahme; als ein »bloßer Schall.«

Hr. Dupont. Ich verlange, daß dieser Vortrag unter die klassischen Schriften unserer Nation gerechnet werde. Ich würde verlangen, daß derselbe in Marmor eingegraben werde, wenn es nicht hinlänglich wäre, denselben in die Herzen unserer Kinder und Kindeskinder zu graben.

Abbe Sieyes sprach nach denselben Grundsätzen.

Abbe Couturier. So ist sie dann gekommen, die Zeit des Greuels! So wird dann das Heiligthum

in eine Einöde verwandelt! So werden dann unsere Kirchen in Moscheen, und in Pagoden verwandelt! Das Haus des Herren ist das Haus Baals geworden! Fliehet, fliehet ihr Töchter Zions, auf die Berge von Judäa! . . . .

Ein lautes und allgemeines Gelächter unterbrach diese Kapuzinerpredigt, und die Versammlung faßte folgenden vortreflichen Beschluß:

1. »Die Versammlung erklärt: daß die Verweige»rung des, durch den Beschluß des 28. März vorge»schriebenen, Eides keinen Priester verhindern könne, »in einer Pfarrkirche Messe zu lesen.«

2. »Diejenigen Gebäude, welche von Privatgesell»schaften zu einem religiösen Gottesdienste geweiht »sind, und eine Inschrift tragen, die denselben gege»ben werden soll, werden verschlossen, sobald darin »irgend eine Rede gehalten wird, welche geradezu ge»gen die Konstitution des Königreiches, und vorzüg»lich gegen die bürgerliche Einrichtung der Geistlichen »auffordert. Der Urheber einer solchen Rede wird, »auf Verlangen des öffentlichen Anklägers, vor den »Kriminalgerichten, als ein Stöhrer der öffentlichen »Ruhe, gerichtet werden.«

Vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung waren, in dem ganzen Reiche, alle inneren Zölle aufgehoben, und an die Gränzen des Reiches verlegt worden. In der Nacht vom dreißigsten Aprill zum ersten Mai kündigte um Mitternacht, zu Paris ein Kanonenschuß die Aufhebung der Mauthhäuser an. Eine Menge beladener Wagen erwartete dieses Zeichen, und fuhren nachher, von einer zahlreichen Musikantenbande begleitet, im Triumphe in die Stadt. Die Fuhrleute sowohl, als die Wagen und die Pferde,

Digitized by Google

waren mit Nationalbändern geschmückt. Durch die Aufhebung der Mauthhäuser verlor der Staat beträchtliche Einkünfte, ohne daß die Bürger des Staates dadurch gewonnen hätten. Dieses mußten sogar die wüthendsten Demokraten selbst eingestehen a).

In Rücksicht auf die Verhältnisse, in denen sich Frankreich, um diese Zeit, mit dem Auslande befand, verdienen folgende Thatsachen besonders angeführt zu werden.

Am zweiten März faßte der, zu Philadelphia versammelte, Amerikanische Kongreß, folgenden Beschluß: »Der Presidente der vereinigten Staaten »wird ersucht, der Nationalversammlung in Frankreich »zu erkennen zu geben, wie sehr der Kongreß, durch »das, von den aufgeklärten und freien Stellvertretern »eines großen Volkes, vermöge eines, am eilften Ju»nius 1790 gefaßten, Beschlusses gefeierte Andenken »des Benjamin Franklin, gerührt worden sey.« Demzufolge schrieb der Amerikanischen Gesandte zu Paris, an den Presidenten der Nationalversammlung, folgenden Brief:

---

a) La municipalité a fait de son mieux, pour faire tourner la fête au profit de sa popularité. Bailly s'est montré à toutes les barrières; et la musique de la garde nationale a fait ce jour-là le tour des murs, suivie d'une foule de peuple immense, qui tostoit fréquemment. Depuis la chûte des barrières on ne voit pas que les denrées ayent coûté meilleur marché, non plus que les souliers depuis la suppression des droits sur les cuirs; et le décret n'a procuré à la portion indigente, et la plus nombreuse du peuple Français, que de la musique. *Desmoulins* p. 487.

»Mein Herr. Der Presidենt der vereinigten Amerikanischen Staaten hat mir aufgetragen, der Nationalversammlung zu sagen, wie sehr der Kongreß, durch die Ehre, welche die freien und aufgeklärten Stellvertreter einer großen Nation dem Andenken des Benjamin Franklin, vermöge eines, am eilften Junius 1790 gefaßten, Beschlusses erzeigt haben, gerührt worden sey. Es war natürlich, daß der Verlust eines solchen Staatsbürgers seinen Mitbürgern, unter denen er lebte; denen er so viele und so vorzügliche Dienste geleistet hatte; und die so gut einsahen, daß seine Geburt, sein Leben und seine Arbeiten, gänzlich den Fortschritten und dem Ruhme ihres Vaterlandes gewidmet gewesen waren, nahe gehen mußte. Aber der Französischen Nationalversammlung kam es zu, das erste Beispiel einer, von den Stellvertretern eines großen Volkes dem einfachen Staatsbürger eines andern Volkes geleisteten, Huldigung zu geben; auf diese Weise die willkührlich angenommenen Gränzen zu vernichten; und, durch die Bande einer großen Brüderschaft, alle Menschen, ihr Geburtsort und ihre Erziehung sey welche sie wolle, zu vereinigen. Mögen diese Gränzen zwischen uns, zu allen Zeiten, und unter allen Umständen, verschwinden! Und möge diejenige Einheit der Gesinnungen, welche unser Bedauren jetzo in einander mischt, fortfahren, die Bande der Freundschaft und eines gemeinschaftlichen Interesse, durch welche unsere beiden Völker verbunden sind, fester zu knüpfen! Dieses ist unser unaufhörlicher Wunsch. Und Niemand wünscht es inniger und aufrichtiger, als Derjenige, welcher, indem er die ehrenvolle Pflicht erfüllt, den Ausdruck einer öffentlichen Gesinnung mitzutheilen, sich glücklich schätzt, zu gleicher Zeit die Huldigungen der tiefsten Ehrfurcht und Hochachtung

darlegen zu können, mit denen er die Ehre hat zu seyn. u. s. w.«

»Heinrich Jefferson.«

Dieser Brief wurde von der Nationalversammlung nicht beantwortet.

Der Staat Pensylvanien unterscheidet sich von den übrigen Amerikanischen Staaten durch eine mehr demokratische Regierungsform. Dieser Staat beschloß daher, noch besonders an die Nationalversammlung zu schreiben. Er übersandte demzufolge derselben folgenden Brief:

»Meine Herren. Die Stellvertreter des Pensylvanischen Volkes haben einstimmig den Wunsch geäußert, der Französischen Nationalversammlung die gleichgestimmten Gesinnungen mitzutheilen, vermöge welcher sie an den großmüthigen Arbeiten derselben zu Gunsten der Freiheit Antheil nehmen. Sie wünschen der Versammlung aufrichtig Glück zu dem guten Erfolge ihrer Bemühungen, auf deren Fortschritte sie, mit der zärtlichsten Besorgniß und mit dem lebhaftesten Vergnügen, aufmersam gewesen sind. Eine Nation welche eine so erhabene Politik gezeigt; welche, von einem edeln Enthusiasmus angefeurt, so großmüthig ihre Macht angewendet, ihre Schätze verschwendet, und ihr Blut mit dem unsrigen, zur Vertheidigung der Amerikanischen Freiheit, vermischt hat, kann unstreitig mit Recht erwarten, daß wir auch gegenseitig dieselben Gesinnungen für sie hegen, und ihr, mit allem dem Eifer, welcher aus Anhänglichkeit und aus Dankbarkeit entspringt, guten Fortgang wünschen werden. Innigst durchdrungen von diesen Gesinnungen, hatten wir, schon seit langer Zeit, bedaurt, daß ein tapferes und großmüthiges Volk, welches freiwillig unsere Rechte vertheidigt hatte, nicht selbst seiner eige-

nen Rechte genießen sollte; und daß dasselbe, nachdem es uns, vermöge seines Beistandes, in den Tempel der Freiheit gebracht hatte, selbst, in seiner Heimath, nichts als Knechtschaft finden sollte. Glücklicherweise ist nunmehr alles verändert; und Eure jetzige Lage erweckt in uns alle diejenigen Empfindungen, welche die reinste Theilnehmung in dem menschlichen Herzen nur hervorbringen kann. Wir sehen jetzo, mit außerordentlicher Zuneigung und Freude, den glorreichen Sieg, welchen Euch die Vernunft über die Vorurtheile, Freiheit und Gesetz über Knechtschaft und über den Despotismus verdanken. Auf eine edelmüthige Weise habt Ihr die Ketten zerbrochen, welche Euch an Eure alte Regierung fesselten; und vor den Augen des erstaunten Europa habt Ihr eine Revolution unternommen, die auf den reinen und ursprünglichen Grundsatz sich stützt, der da sagt: »der Ursprung aller Gewalt liege in dem Volke; das Volk sey die Quelle, »aus welcher dieselbe entspringe; und alle Oberherrschaft müsse von dem Volke ausgehen.« Dieser geheiligte Grundsatz, auf welchem unsere Amerikanischen Konstitutionen ruhen, und auf welchem zu ruhen sie sich zur Ehre rechnen, konnte nicht länger in dem Lichtpunkte des Patriotismus und der Philosophie, von welchem Frankreich schon seit so langer Zeit erhellt wurde, unbekannt oder nicht geachtet bleiben. Wir freuen uns, daß Eure Regierungsform, obgleich auf eine verschiedene Weise eingerichtet, eine so große Gleichförmigkeit der Grundsätze mit der unsrigen darbietet, daß hiedurch nothwendigerweise die Freundschaft, welche uns nunmehr durch engere Bande bindet, weil sie brüderlich sind, noch fester geknüpft werden muß. Zum Beweise dieser Denkungsart können wir Euch versichern, daß unsere Mitbürger einstimmig

darin übereinkommen, daß sie für Eure gerechte Sache und für Euer Land eine außerordentliche Vorliebe haben. Mit Vergnügen sehen wir, im Voraus, den Ruhm und die Wohlfarth, welche Euer warten, wenn die Schätze, die Euch umgeben, wenn die Reichthümer, welche die Natur mit einer so freigebigen Hand um Euch her ausgestreut hat, alle die Thätigkeit erhalten werden, welche eine freie Regierung denselben nothwendig geben muß. Wir wünschen und hoffen, daß Eure glorreiche Laufbahn durch keinen unangenehmen oder unglücklichen Vorfall möge unterbrochen werden, bis daß Ihr so vielen Millionen unserer Brüder das Glück einer gleichen bürgerlichen und religiösen Freiheit gänzlich werdet mitgetheilt haben; bis daß Ihr jenen gehässigen und anmaaßenden Unterschied zwischen dem Menschen und dem Menschen gänzlich werdet aufgehoben haben; bis daß ihr endlich in den Geist des Volkes den Keim einer schwärmerischen und großmüthigen Leidenschaft für das Vaterland werdet gelegt haben, statt jener sklavischen und romanhaften Gesinnungen, vermöge welcher die ganze Liebe der Nation einzig und allein auf die Person des Monarchen hingerichtet wird. Aber, indem wir, verehrend und bewundernd, die von Euch aufgestellten Grundsätze betrachten; indem wir alle mit einander wünschen, daß dieselben auf immer den Anfällen der Zeit, der Tyrannei und der Treulosigkeit, Trotz bieten mögen: können wir uns nicht enthalten, uns darüber zu freuen, daß Ihr in den Fortschritten Eurer Revolution nur wenige von jenen konvulsivischen Erschütterungen erfahren habt, welche, während der Amerikanischen Revolution, so stark und so oft wiederholt vorhanden waren. Könnte der lebhafte Antheil, welchen wir an dem guten Erfolge Euerer Ar-

heiten nehmen, noch durch einen andern Beweggrund höher steigen; so müßte derselbe, durch den angenehmen und menschenfreundlichen Gedanken, daß, vermöge des Einflusses Eures Beispieles, die übrigen Völker Europens lernen werden, die Rechte des Menschen zu schätzen und herzustellen, auf den höchsten Gipfel gehoben werden. Immer mehr und mehr wird sich jene politische Einrichtung verbreiten, in welcher die Erfahrung den Augen der Welt Grundsätze entwickeln wird, welche der Wohlfarth des menschlichen Geschlechtes günstig, und der Würde unserer Natur angemessen sind.«

Die Antwort der Nationalversammlung, von Hrn. Bureau de Pusy aufgesetzt, wurde am sechsten Junius vorgelesen. Es war dieselbe in dem gewöhnlichen Style geschrieben, und daher verdient sie nicht aufbehalten zu werden.

Am acht und zwanzigsten März übersandte der Graf de Fernan Nunnez, der Königliche Spanische Gesandte zu Paris, dem Minister, Hrn. de Montmorin, einen Auszug aus den Depeschen, welche er von seinem Hofe erhalten hatte, nebst folgendem Briefe:

»Mein Herr. Ich habe die Ehre Ihnen beiliegend eine Abschrift derjenigen Depesche zu übersenden, welche ich so eben von meinem Hofe erhalten habe, und welche die Maaßregeln betreffen, die Seine Katholische Majestät zu nehmen für nöthig erachtet hat, um die Ruhe der, an Frankreich stoßenden, Spanischen Provinzen zu sichern. Der König, mein Oberherr, hält dafür, daß die, von Ihm genommenen Maaßregeln, die sichersten seyen, um zu verhindern, daß nicht übelgesinnte Leute und Landstreicher,

aus eigennützigen Absichten, die Freundschaft und die Einigkeit stören mögen, welche, glücklicherweise, schon seit so langer Zeit, zwischen beiden Völkern, zu der gegenseitigen Wohlfahrt derselben, statt findet, und an welcher Seiner Majestät sehr viel gelegen ist. Der König zweifelt nicht, daß Seine Allerchristlichste Majestät und Dero Minister, von demselben Wunsche belebt, auch Ihrerseits diejenigen Maaßregeln nehmen werden, welche die gegenwärtigen Zeitumstände Denselben erlauben mögen, um zu der Erfüllung eines Zweckes beizutragen, welcher für beide Völker gleich wichtig ist.«

»Depesche des Spanischen Hofes an den Herren Grafen von Fernand Nunnez.«

»Madrid am 19. März 1791.«

Während der Unpartheilichkeit, mit welcher sich bisher der König, in Rücksicht auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs, betragen hat, (ungeachtet der falschen Gerüchte und der Unwahrheiten, durch welche übelgesinnte Leute die Einwohner Frankreichs gegen uns hat aufwiegeln wollen) hat Seine Majestät die allerunzweideutigsten Beweise Seiner Liebe zum Frieden, und Seines Wunsches gegeben, die Bande der Freundschaft zu erhalten, welche Ihn mit dem Oberherren und mit den Unterthanen Frankreichs verbinden. Um auch nicht den kleinsten Grund zur Klage oder zum Verdachte zu geben, hat Seine Majestät nach der jetzt geendigten Abtakelung der Kriegsschiffe, sogar noch angestanden, die Anzahl Seiner Truppen zu vermehren, obgleich der Zustand Seiner Armee dieses erfordert. Auch hat der König dieselben nicht an solche Plätze gestellt, welche bei den Bewohnern der Gränze Besorgnisse erwecken könnten. Aber, unge-

achtet dieses klugen Verhaltens, fängt man an zu bemerken, daß die Unruhen, welche in einigen an Spanien stoßenden Provinzen herrschen, sich bis zu den Spanischen Einwohnern verbreiten wollen, vorzüglich durch die Ueberkunft einer sehr großen Anzahl von Verbrechern, und am meisten an den Gränzen von Katalonien und von Arragonien. Diese Verbrecher könnten, vereinigt mit den unsrigen, mehrere Landschaften aufrührisch machen, ungeachtet der erprobten Treue, und der Neigung derselben, sich für ihren König und für die öffentliche Ruhe aufzuopfern. Demzufolge, da Seine Majestät nicht unterlassen kann, Seinen Unterhanen den ihnen schuldigen Schutz zu gewähren, sieht der König Sich verbunden, gegen seine Neigung, einen Kordon an den Gränzen zu ziehen, und durch dieses Vorsichtsmittel zu verhindern, daß andere Frankreicher überkommen, als solche die man kennt, und von denen man völlig sicher ist. Damit nun der Französische Hof und die Französische Regierung, weit entfernt gegen die friedfertigen Gesinnungen des Königs den mindesten Verdacht zu schöpfen, die nöthigen, und den Zeitumständen angemessenen, Maaßregeln nehmen möge; damit Dieselbe auch den Einwohnern die Beweggründe bekannt mache, welche Seine Majestät genöthigt haben, die Frankreicher zu verhindern sich heimlich in Spanien einzuschleichen, und daselbst Unruhen zu verursachen; befiehlt Seine Majestät, daß Eure Exzellenz Seine Gesinnungen dem Allerchristlichsten Könige und Dessen Minister mittheilen solle, so wie auch den Wunsch Seiner Majestät, daß diese Gesinnungen mit den Gesinnungen des Königs übereinstimmig seyn mögen. Eure Exzellenz wird eine offizielle Schrift wegen dieses Gegenstandes übergeben; den Befehlen gemäß handeln,

Digitized by Google

welche Sie erhalten haben; und uns von dem Erfolge dieses Schrittes Nachricht geben.«

Den, von Hrn. de Montmorin zum Gesandten nach Lüttich ernannten, Hrn. de Bonne Carrere verbat sich der Bischof, und wünschte, daß derselbe seine Reise nicht antreten möchte. Vier Jahre früher hätte gewiß kein Bischof von Lüttich es gewagt, einen Gesandten des Königs von Frankreich nicht anzunehmen! So ändert sich die Lage der Dinge, oft in kurzer Zeit!

Der Seeminister Hr. de Fleurieu legte seine Stelle nieder, welche er seit einigen Monaten bekleidet hatte. Viele Ehrgeizige drängten sich zu, zu dieser Stelle. Schmetterlingen gleich näherten sie sich diesem glänzenden Lichte, unbesorgt ob sie auch ihre Flügel an demselben verbrennen möchten. Der Jakobiner Hr. de Kersaint gab sich große Mühe, die Stelle zu erhalten: aber vergeblich. Hr. de Bougainville schlug dieselbe aus. Endlich ernannte der König den Herren Thevenard zum Seeminister. Und dieser schrieb, am 18. Mai, der Nationalversammlung einen Brief, in welchem er des Königs mit keinem Worte erwähnte, sondern bloß versicherte, daß die Zufriedenheit der Gesetzgeber die süßeste Belohnung seiner Arbeiten seyn würde.

Zu der Stelle eines Ministers der öffentlichen Auflagen ernannte der König den Herren Tarbe, den ersten Sekretair des Finanzkontors. Jedermann lobte an ihm Fleiß, Rechtschaffenheit, Verstand, und andere gute Eigenschaften.

Digitized by Google

Am eilften Junius hielt Hr. Freteau, im Nahmen des diplomatisches Ausschusses, einen Vortrag, über die Lage in welcher sich damals Frankreich befand.

»Zu Worms, zu Mannheim, zu Ettenheim, und an andern Orten (so sprach er) werden Truppen zusammengebracht, welche feindselige Gesinnungen anzeigen. Spanien hat einen ansehnlichen Kordon um seine Gränzen gezogen. Der König von Sardinien hat mehrere Regimenter über die Alpen kommen lassen. Große Mächte haben zahlreiche und wohl disziplinirte Armeen auf den Beinen: und diese können, wenn, wie es wahrscheinlich ist, im Norden Friede wird, gegen uns marschiren. Viele von unsern Verbündeten scheinen kaltsinnig zu seyn: und überall braucht man eine beleidigende Vorsicht gegen die Frankreicher. — Dieß ist unsere Lage gegen das Ausland. Unsere innere Lage ist noch trauriger. Tausend Briefe und Zuschriften beweisen, daß die Gährung der Gemüther allgemein ist; daß an vielen Orten Aufruhr droht; daß abgesandte Emissarien die Soldaten zur Empörung aufwiegeln. Schriften, die so frech und so schwärmerisch geschrieben sind, daß die Urheber derselben selbst erröthen sollten, werden im Elsasse und in Lothringen ausgetheilt. In dieser Hauptstadt bemerkt man eine Menge Landstreicher. Unsichtbare Hände besolden und beschützen, über ganz Frankreich, Räuber, deren einzige Hoffnung das Plündern ist; Emissarien reisen im ganzen Reiche herum, und wiegeln das Volk auf; diejenigen intriganten und frechen Menschen, welche, im vorigen Jahre, Brabant und Lüttich in Aufruhr gebracht haben, befinden sich jetzo zu Paris. Man weiß, daß viele von ihnen, aus Unvorsichtigkeit, sich haben merken lassen, wie großen An-

theil sie an allen den Ausschweifungen hätten, durch welche unsere Arbeiten so oft sind gestört worden. Sie suchen bei dem Volke die Begriffe von Anarchie und von Freiheit, von Tyrannei und von Unterwürfigkeit unter die Gesetze, zu vermengen. Euch allen ist bekannt, daß mehrere Männer besoldet worden sind, damit sie ganze Regimenter aufwiegeln; damit sie die Soldaten antreiben die Regimentskasse zu plündern und ihre Offizire weg zu jagen. Eben das geschah auch unter den Seesoldaten. Alle diese Thatsachen sind gewiß, und beruhen auf den unwiderleglichsten Beweisen.«

Die Versammlung faßte hierauf folgenden Beschluß:

1. »Der König soll gebeten werden, ohne Verzug, »alle Regimenter, welche bestimmt sind an den Gränzen des Königreiches zu dienen, auf den Kriegsfuß »zu setzen, und die Zeughäuser mit der nöthigen »Kriegsmunition zu versorgen, damit dieselbe unter »die Bürgermiliz, nach Verhältniß ihres Bedürfnisses, »ausgetheilt werden könne.«

2. »Es soll, ohne Verzug, in jeder Abtheilung »eine freiwillige Einschreibung der Bürgermiliz, von »Einem unter zwanzig, gemacht werden.«

3. »Diese Freiwilligen werden von dem Staate bezahlt, sobald sie in dem Dienste des Vaterlandes gebraucht werden.«

4. »Die Nationalversammlung beschließt, daß ihr »Presidենt sich zu dem Könige begeben solle, um ihn »zu bitten, daß Er, sobald als möglich, dem Ludwig Joseph von Bourbon Conde möge anzeigen lassen, daß sein Aufenthalt nahe an den Gränzen, und zwar in Gesellschaft solcher Personen, de-

»ren Absichten bekanntermaaßen verdächtig sind, sträf»liche Plane verrathe.«

5. »Daß Ludwig Joseph von Bourbon »Conde gehalten seyn solle, in einem Zeitraume von »vierzehn Tagen, von der Zeit an zu rechnen, da ihm »diese Erklärung wird bekannt gemacht werden, in »das Reich zurück zu kehren, oder sich von den Grän»zen zu entfernen. In dem letztern Falle soll er er»klären: daß er niemals etwas, weder gegen die, »von der Nationalversammlung beschlossene, Konsti»tution noch gegen die Ruhe des Staates unterneh»men wolle.«

6. »Und wenn Ludwig Joseph von Bourbon »Conde, in Zeit von vierzehn Tagen, nachdem ihm »dieser Beschluß wird bekannt gemacht worden seyn, »nicht in das Königreich zurück kehren, und sich auch »nicht von den Gränzen entfernen sollte: so erklärt ihn »die Nationalversammlung für einen Rebellen, und »für seines Rechtes an die Krone verlustig; auch macht »sie ihn verantwortlich, für alle feindseligen Bewe»gungen die vorgenommen werden möchten. Seine »Güter sollen alsdann eingezogen werden; aller Brief»wechsel, und jede Verbindung mit ihm, mit seinen »Anhängern und Mitschuldigen, soll verboten seyn; »und er soll als ein Verräther des Vaterlandes ange»klagt und bestraft werden. Im Falle er sich bewaff»net auf dem Französischen Grund und Boden würde »antreffen lassen, soll jeder Staatsbürger gehalten »seyn, ihn zu greifen und sich seiner Person zu bemäch»tigen, so wie auch der Personen aller seiner Mitschul»digen und Anhänger.«

7. »Die Nationalversammlung befiehlt allen Ab»theilungsaufsehern, Bürgergerichten, und andern »verwaltenden Versammlungen, auf eine vorzügliche

»Weise über das, dem Ludwig Joseph von »Bourbon Conde zugehörige, Eigenthum zu »wachen.«

Mirabeau hatte, lange Zeit vor seinem Tode, schon behauptet: daß die ganze Armee müßte verabschiedet, und auf eine neue Weise eingerichtet werden. Sein Vorschlag wurde damals nicht angenommen. Allein eine traurige Erfahrung bewies täglich mehr, wie nothwendig es wäre, denselben auszuführen. Sehr viele Regimenter befanden sich in dem Zustande eines völligen Aufruhrs; und bei allen Regimentern hatten die Offizire das Zutrauen der Soldaten verloren. Die meisten Offizire hatten, theils aus Gewohnheit, theis weil es ihrem Karakter gemäß war, ihren vormaligen Stolz beibehalten, und die Soldaten nach der Revolution nicht besser behandelt als vor derselben. Hingegen trotzten die Soldaten ihren Offiziren. Von den Jakobinern aufgewiegelt, wurden sie frech und unverschämt, und weigerten sich, ihrer Pflicht gemäß zu handeln und zu gehorchen. Die Französische Armee, welche zu dem Zwecke errichtet worden war, daß sie dem Reiche zum Schutze dienen sollte, wurde demselben zum Schrecken.

Das Regiment Beauvoisis lag zu Weissenburg im Elsaß in Garnison. Die Soldaten dieses Regiments besuchten fleißig den Jakobinerklub dieser Stadt. Da nun die Nationalversammlung, vermöge eines, am 29 September 1790 gefaßten Beschlusses, den Soldaten alle Gemeinschaft mit den Klubs verboten hatte: so bestanden die Offizire darauf, daß die Soldaten diesen Klub ferner nicht besuchen sollten. Die Soldaten gehorchten diesem Befehle nicht. Hierauf wurden acht Soldaten, da sie eben aus dem Ja-

Digitized by Google

kobinerklub kamen, angehalten und nach dem Gefängnisse geführt. Die Mitglieder des Klubs liefen hinter ihnen her, und riefen: »An die Laterne die Offizire! »An die Laterne die Aristokraten! Ermordet sie alle; »alle miteinander! ça ira; ça ira.« Nun entstand ein allgemeiner Aufruhr der Soldaten gegen ihre Offizire. Die Soldaten bemächtigten sich der Fahnen des Regiments und der Regimentskasse. Dann verlangten die Soldaten, daß der Generalmarsch geschlagen werden sollte. Die Offizire befahlen den Trommelschlägern aufzuhören: und da diese sich weigerten, so durchlöcherten die Offizire, mit ihren Degen, die Trommeln. Vergeblich bemühten sich die Offizire die Soldaten zu der Ordnung und zu dem Gehorsam zurück zu führen. Sie wurden von den Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten empfangen. Sechs Offizire fielen verwundet. Die übrigen zogen ihre Degen, um sich zu vertheidigen: und es entstand zwischen den Offizieren und ihren Soldaten ein Gefecht, in welchem, auf beiden Seiten, einige verwundet wurden.

Der General Kellermann, welcher in dem untern Elsasse das Kommando hatte, und den Jakobinern ganz ergeben war, eilte nach Weissenburg. Er hörte die Soldaten an; billigte und entschuldigte das Betragen derselben; gewährte alle ihre Bitten; und sandte an den Kriegsminister, Hrn. Duportail, einen sehr unrichtigen und einseitigen Bericht, in welchem er sogar (wie ihm nachher der Obriste des Regiments Beauvoisis, Hr. Alexander de Damas, ausführlich bewiesen hat) ihm bekannte Thatsachen vorsätzlich entstellte, und verlangte, daß künftig den Soldaten die Erlaubniß gegeben würde, den Jakobinerklub ungestört besuchen zu dürfen.

Am

Am achtzehnten Aprill sandte Hr. Duportail diesen Bericht des General Kellermann der Nationalversammlung. Der Minister unterstützte die Bitte des Generals, wegen der, den Soldaten zu ungestörter Besuchung des Klubs zu gebenden, Erlaubniß: auch ersuchte der Minister die Versammlung, daß dieselbe den Soldaten, durch einen förmlichen Beschluß, diese Erlaubniß gewähren mögte.

Am neun und zwanzigsten Aprill hielt Hr. Alexander de Beauharnois über diesen Gegenstand in der Nationalversammlung einen Vortrag. Er beschloß denselben damit, daß er verlangte: man möchte allen Soldaten des Reiches erlauben, den lehrreichen Sizzungen des Jakobinerklubs beizuwohnen.

Hr. Dandre. Nimmt die Versammlung diesen Vorschlag an, so kommt alle Macht und Gewalt des Königreiches gänzlich in die Hände dieser Klubs.

Hr. Malouet. Ey! das ist schon seit langer Zeit geschehen!

Hr. Prieur. Hr. Dandre hat die Jakobiner, die Freunde der Konstitution, verleumdet. Diese Gesellschaft hat keinen andern Zweck, als die Bürger des Staates aufzuklären; die öffentliche Meinung zu leiten, oder zu verstärken; den Unruhestiftern Einhalt zu thun; zu wachen; anzuklagen ..... Glauben Sie mir, meine Herren, die Jakobiner sind die erklärten Feinde aller Tyrannen, und die Soldaten können, durch Besuchung derselben, nichts als lauter Gutes lernen.

Hr. de Liancourt. Wozu dieser Zeitverlust? Die Freunde der Konstitution sind diejenigen, welche eine Konstitution wollen: ihre Feinde sind diejenigen, welche etwas von derselben hinwegnehmen, oder etwas zu derselben hinzu thun wollen.

(Hr. de Liancourt fuhr fort, und suchte zu beweisen, daß die Gemeinschaft der Soldaten mit den Klubs alle Disziplin in der Armee gänzlich zerstören müßte: allein die Jakobinischen Mitglieder der Versammlung machten einen so lauten Lärm, daß er genöthigt wurde zu schweigen.)

Hr. de Noailles. Wollt ihr den Streitigkeiten zwischen Offizieren und Soldaten ein Ende machen: so erlaubt ihnen den Zutritt zu allen nur möglichen Gesellschaften. Seyd versichert, daß sie schon werden zu wählen wissen. Sie werden nur in solche Gesellschaften gehen, in denen man Freiheit, Gleichheit, Vaterlandsliebe und Achtung für die Gesetze, predigen wird.

Hr. Alexander de Beauharnois. Ein Soldat hat das Recht, einem Gaukler zuzusehen, der, auf einem öffentlichen Platze, seine Künste vor dem Volke macht: wie könnte man ihm dann das Recht verweigern, in jenen Gesellschaften, in welchen der Geist des Publikums gebildet wird, die Beschlüsse der Nationalversammlung ablesen zu hören? Außerdem ist ja der General Kellermann, sowohl als der Minister Duportail, der Meinung, daß die Soldaten den Sitzungen der Klubs ohne alle Gefahr beiwohnen könnten.

Die Versammlung beschloß: daß die Soldaten, außer der Zeit ihres Militairdienstes, Erlaubniß haben sollten, gleich andern Bürgern des Staates, den Sitzungen der patriotischen Gesellschaften beizuwohnen.

Am eilften Junius wurde beschlossen: daß alle Offizire der Armee folgende schriftliche Erklärung von sich stellen, oder, im Verweigerungsfalle, abgedankt werden sollten:

»Ich verspreche, bei meiner Ehre, der Nation, »dem Gesetze und dem Könige getreu zu verbleiben;

»an keiner Verschwörung und an keinem Komplotte, »weder mittelbar noch unmittelbar, Theil zu nehmen, »sondern vielmehr mich allen solchen Planen, die mir »bekannt werden möchten, zu widersetzen, sobald die»selben, entweder gegen die Nation und den König, »oder gegen die, von der Nationalversammlung be»schlossene, und von dem Könige angenommene, Kon»stitution gerichtet sind. Ich verspreche ferner, alle »diejenigen Mittel anzuwenden, welche die National»versammlung und der König mir anvertraut haben, »um eben dieses von Denjenigen beobachten zu lassen, »die mir unterworfen sind. Ich willige ein, wenn ich »dieses Versprechen nicht erfülle, für einen ehrverlusti»gen Menschen angesehen zu werden, der da unwürdig »ist die Waffen zu tragen, und unter die Zahl der »Französischen Staatsbürger gerechnet zu werden.«

In den Französischen Provinzen dauerten die Unruhen anhaltend fort.

Am vierzehnten März war ein Auflauf zu Douay, in dem Französischen Flandern. Es wurde daselbst Korn geladen, welches nach Dünkirchen geführt werden sollte. Der Pöbel versammelte sich, und lud das schon geladene Schiff mit Gewalt wiederum aus. Der Eigenthümer gieng nach dem Rathhause, um von dem Bürgerrathe Schutz und Sicherheit zu verlangen. Er traf Niemand daselbst an. Darauf wandte er sich an die Aufseher der Abtheilung. Diese befahlen dem Bürgerrathe, sich zu versammeln, und die Truppen zu Hülfe zu rufen. Indessen verkaufte der Pöbel öffentlich das Getreide, dessen sich derselbe bemächtigt hatte: und erst einige Stunden nachher versammelte sich der Bürgerrath. Der Pöbel, als er sah, daß ihm

Niemand Einhalt that, wurde noch frecher und ausgelassener. Ein Getreidehändler, Nahmens Nicolau, ward auf eine grausame Weise gemißhandelt, bis ihn endlich Hr. Derbaix, ein Offizir der Bürgermiliz, mit großer Mühe, aus den Händen seiner Mörder rettete, und ihn nach dem Gefängnisse, als nach einem sichern Verwahrungsorte, hinführte. Aufgebracht über diese menschliche Handlung bemächtigte sich der Pöbel des Hrn. Derbaix, stieß ihn, schlug ihn, mißhandelte ihn auf mancherlei Weise, schleppte ihn durch die Straßen, und hängte ihn auf, an einen Laternenpfahl. Der Bürgerrath that dem Aufruhr nicht den mindesten Einhalt. An dem folgenden Tage wurde der unglückliche, und an dem vorigen Tage schon so schrecklich gemißhandelte, Getreidehändler Nicolau, welcher während der Nacht trepanirt worden war, aus seinem Gefängniß geholt, durch die Straßen geschleppt, und an dem Fleischschranken eines Fleischers aufgehängt.

Auch zu Tulles, zu Castelnau im Quercy, und an andern Orten, verübte der Pöbel Mordthaten.

Am vierten Junius beraubte die Nationalversammlung den König endlich auch noch des schönsten und vorzüglichsten Rechtes der königlichen Würde, des Rechtes verurtheilte Missethäter zu begnadigen.

Bei der zunehmenden Theurung der Lebensmittel und der Abnahme des Erwerbes in allen Klassen, waren dennoch die Einwohner der Stadt Paris, dem Anscheine nach zu urtheilen, zufrieden und vergnügt. Zu Rom wollte vormals das Volk Brod und

Digitized by Google

Schauspiele haben: a) die Pariser hingegen begnügten sich mit den Schauspielen, auch ohne Brod. Seit der Revolution hatte die Anzahl der Schauspielhäuser um mehr als die Hälfte zugenommen: und dennoch waren alle angefüllt. Ja sie wurden zuweilen so sehr besetzt, daß viele Personen wegzugehen sich genöthigt sahen, ohne Platz in den Schauspielhäusern finden zu können.

Als, zu Anfange des Junius, die Volkswahlen zu Paris ihren Anfang nehmen sollten: da zeigte sich die Ungerechtigkeit des, von der Nationalversammlung gefaßten, Beschlusses vermöge welches nur Diejenigen der Rechte der Staatsbürger genießen sollten, thätige Bürger genannt werden sollten, welche eine Mark Silber jährlicher Kontribution bezahlen würden. Es erhellte deutlich, daß die Nationalversammlung bei weitem den größten Theil der Nation der Freiheit beraubt, und dieselbe nur einem sehr kleinen Theile des Volkes geschenkt hatte. In dem Jahre 1789, zu den Zeiten des sogenannten Despotismus, befanden sich zu Paris 300,000 wahlfähige und wählende Bürger, welche die damaligen Wahlherren wählten: nach den neuen, von der Nationalversammlung gegebenen Gesetzen, fand sich, daß, unter diesen 300,000 nur 77,371, folglich ungefähr der vierte Theil, das Recht hatte seine Stimme zu geben. Von solcher Art war die so hoch gepriesene Freiheit!

Als sich die Einwohner der Hauptstadt auf eine solche Weise in ihren Hoffnungen getäuscht und in ihren Rechten von der Versammlung gekränkt sahen; so

a) Duas tantum res anxius optat,
Panem et Circenses.

JUVENAL.

übergaben dieselben der Nationalversammlung eine Bittschrift, in welcher folgende Stelle vorkam:

»Väter des Vaterlandes. Diejenigen, welche Gesetzen gehorchen, die sie nicht selbst gemacht, »oder genehmigt haben, sind Sklaven. Ihr habt »selbst erklärt: das Gesetz sey weiter nichts als der »Ausdruck des allgemeinen Willens: und dennoch be»steht der größte Theil der Nation aus Staatsbürgern, »welche Ihr, auf eine sonderbare Weise, unthätige Bürger genannt habt. Wenn Ihr nicht den, »durch den Beschluß wegen der Mark Silber festgesetzten, und unter einem Volke von Brüdern allzugroßen, Unterschied wegschaft; wenn Ihr nicht auf immer die verschiedenen Grade der Wahlfähigkeit aufhebt, welche geradezu gegen Eure Bekanntmachung »der Rechte streiten; so ist das Vaterland in Gefahr. »Am 14 Julius 1789 enthielt die Stadt Paris 300,000 »bewaffnete Männer: jetzt enthält das, von dem Bürgerrathe bekannt gemachte Verzeichniß, kaum 80,000 »Staatsbürger. Vergleichet und urtheilet selbst.«

Die Nationalversammlung hielt es nicht für gut, diesen Beschluß abzuändern, ungeachtet derselbe mit der Bekanntmachung der sogenannten Menschenrechte im Widerspruche war.

Hätte die Nationalversammlung, gleich von dem ersten Anfange der Unruhen an, gezeigt, daß ihr der Partheigeist zuwider sey; hätte dieselbe kräftige Mittel angewandt, um der überhand nehmenden Ausgelassenheit Einhalt zu thun; hätte sie die Aufwiegler des Volkes strenge bestraft, so wie auch alle Verletzung der Freiheit, oder der Sicherheit der Personen und des Eigenthums: dann wäre das Volk, aus Furcht vor

Digitized by Google

der Strafe, ruhig geblieben; dann hätten Ehrgeiz und Ruchlosigkeit nicht in demselben ein allezeit fertiges und bereitwilliges Werkzeug zu den größten Freveltaten finden, noch, hinter dasselbe sich versteckend, und durch dasselbe handelnd, den Gesetzen Trotz bieten können. Als aber das Volk sah, daß alle Verbrechen, in dem Nahmen der Konstitution begangen, ungestraft blieben; daß, mit frecher Unverschämtheit, schreckliche Schmähschriften gegen geheiligte Personen ungeahndet geschrieben, gedruckt, gelesen und ausgetheilt wurden; daß Verleumdungen, Schmähungen und Drohungen, gegen den König, gegen die Königinn, gegen die königliche Familie, und gegen alles was nur in der Welt verehrungswürdig ist, ausgestoßen, berühmt, angesehen und reich machten: da hielt das Volk dafür, daß kein anderes Gesetz gelte, als das Gesetz des Stärkern und des Mächtigern; und daß die Rechtmäßigkeit irgend einer Handlung von der Anzahl der Menschen abhienge, welche dieselbe begiengen.

Dazu kam noch die Schwäche, die Nachgiebigkeit und die Furchtsamkeit, der Bürgergerichte, und aller anderer verwaltenden Versammlungen. Sie fürchteten sich vor den Jakobinern, vor der Frechheit der Journalschreiber und der Volksredner. Sie wagten es nicht, diesen Volksverführern sich zu widersetzen. Sie hielten die Zügel der, ihnen anvertrauten, vollziehenden Gewalt, entweder nur schlaff in ihren Händen, oder sie ließen auch wohl dieselben ganz sinken: unbekümmert ob hiedurch das Volk verwildere; ob eine, auf den höchsten Grad der Kultur gestiegene Nation, wiederum rückwärts in die Barbarei und in die Wildheit zurück falle; ob eine sanfte und gutmüthige

Nation, durch den öfteren Anblick schrecklicher Hinrichtungen und ungestrafter Ermordungen, gegen alle Gefühle der Menschlichkeit gestählt und gleichgültig gemacht, endlich sich in eine Horde blutdürstiger Wilden verwandle, welche ihre Ausgelassenheit zuletzt so weit treiben möchten, daß sie, um der Ruhe und um des Vortheiles des ganzen Menschengeschlechts willen, bekämpft, bezwungen, und unter das kaum abgeworfene Joch abermals gebeugt werden müßten.

Digitized by Google

Vierzehntes Buch.

Geschichte der Flucht des Königs und der königlichen Familie.

Berathschlagungen über die Wahl der Mitglieder zu den künftigen Nationalversammlungen. Beschluß Voltaires Leichnam betreffend. Berechnung über die ausgegebenen Assignate. Brief des Königs an den Prinzen von Conde. Bouilles Anstalten zu der Flucht des Königs. Die Königinn verschafft sich einen Paß. Fernere Anstalten zu der vorzunehmenden Flucht. Brief der Königinn. Abreise der königlichen Familie. Der Postmeister Drouet zu St. Menehould schöpft Verdacht. Die königliche Familie wird zu Varennes angehalten. Unterredung des Königs mit dem Lichtzieher Sausse. Die Dragoner werden zu Clermont angehalten. Die Husaren wollen den König befreien. Hr. de Bouille eilt zu der Befreiung des Königs herbei, erhält aber Befehl sich zurück zu ziehen. Der König wird genöthigt nach Paris zurück zu kehren. Berathschlagungen der Nationalversammlung. Furcht und Schrecken zu Paris. Republikaner. Anscheinende Vereinigung bisheriger Feinde. Erklärung des Königs an die Frankreicher. Beschlüsse der Versammlung. Betragen der Staabsoffizire. Juwelen der Krone. Zustand von Paris. Der Baarfüßerklub. Robespierres Rede in dem Jakobinerklub. Dantons Rede. La Fayettes Rede. Proklamation der Nationalversammlung an die Frankreicher. Anstalten die Rückkehr des Königs nach Paris betreffend. Rückreise des Königs. Ankunft in den Thuillerien. Anekdoten. Allgemeiner Unwillen wegen der Flucht des Königs über ganz Frankreich. Brief des Herzogs von Orleans an einen Zeitungsschreiber. Der Graf von Provenze kommt zu Brüssel an. Anrede des Grafen von Provenze an den aus-

gewanderten Französischen Adel. Die Thaten des Grafen von Artois außer seinem Vaterlande. Beschreibung der Prinzen-Armee. Wie es dem Hrn. Duveyrier auf seiner Gesandtschaft zu dem Prinzen Conde ergieng. Brief des Markis de Bouille an die Nationalversammlung. Brief der ausgewanderten Französischen Offizire an ihre Waffenbrüder in Frankreich. Brief der Brüder des Königs. Erklärung des Königs.

Der wichtigste Gegenstand, mit welchem sich die Nationalversammlung um diese Zeit beschäftigte, war die künftige Einrichtung des gesetzgebenden Körpers. Zuerst entstand die Frage:

Können die Mitglieder einer Nationalversammlung, in der zunächst auf dieselbe folgenden Versammlung, abermals eine Stelle erhalten?

In dem Nahmen des Konstitutions-Ausschusses bejahte Hr. Thouret diese Frage. »Wollten wir »(sprach er) die Wahl unserer Kommittenten einschränken, so würden wir eine schreckliche Verantwortlichkeit über uns nehmen. Die größte Gefahr der Wahlen besteht darin, daß man sich irre, und einen »schlechten Mann wähle, weil man ihn für gut hält. »Auf welche Weise könnte man aber das Volk vor dem »Irrthume bewahren, wenn man demselbe beföhle, »Männer zu wählen, die ihm noch unbekannt sind? »Und warum sollten Diejenigen, welche vor zwei Jahren wahlfähig waren, es nun nicht mehr seyn, da »sie das Zutrauen ihrer Kommittenten sich erworben »haben? Der Gesetzgeber, welcher sich um das Vaterland verdient gemacht hat, erwartet, zur Belohnung, von demselben wieder gewählt zu werden.«

Digitized by Google

Hr. Robespierre verlangte, in einer Rede welche sehr beklatscht wurde, daß die Mitglieder der ersten Nationalversammlung zu der nächstfolgenden nicht sollten gewählt werden können.

Dieser Vorschlag des Hrn. Robespierre wurde, von der Versammlung, mit einer großen Mehrheit der Stimmen, angenommen.

Nachdem die Versammlung diesen Beschluß gefaßt hatte, entstand die Frage: ob derselbe auch für die künftigen Versammlungen gelten sollte, oder nicht?

Hr. Duport. Das Wohl des Staates erfordert, daß die Mitglieder der einen Versammlung in der nächstfolgenden wiederum sollen gewählt werden können. Wir haben zu befürchten, daß die, auf uns folgende Versammlung, in ihren Beschlüssen Alles übertreiben werde, und daß sich dieselbe durch einen unsinnigen Hang zur Popularität werde hinreißen lassen. Darum müssen wir suchen, dieser unglaublichen Unbeständigkeit der Meinungen ein Ziel zu setzen. Wenn eine Regierungsform gut seyn soll, so muß dieselbe dauerhaft seyn. Die Frankreicher sind ein heftiges, ein aufbrausendes Volk. Wenn daher alle zwei Jahre eine neue Versammlung gewählt wird, so kommt das Reich in Gefahr, alle zwei Jahre eine gänzliche Revolution in den Gesetzen und in den Meinungen zu erfahren.

Die Versammlung beschloß: daß die Mitglieder einer Nationalversammlung in der nächstfolgenden wiederum sollten gewählt werden können; daß sie aber nachher, nicht früher als nach einem Zwischenraume von zwei Jahren, abermals wahlfähig wären.

Digitized by Google

Am 30 May beschloß die Versammlung: daß Maria Franziskus Arouet von Voltaire würdig wäre, die, den großen Männern bestimmte, Ehre zu erhalten, und daß, demzufolge, seine Asche, aus der Kirche zu Romilly, nach Paris, in die Kirche der heiligen Genoveva, gebracht werden sollte.

Ueber die Assignate legte Hr. Camus, am 19 Junius, der Versammlung folgende Berechnung vor:

»Es betragen:

»Die zuerst in Zirkulation gebrachten Assignate	
» » » »	400,000,000
»Nachher » » »	800,000,000
»Zinsen der ersten Assignate	1,656,468
Summe	1,201,656,468

»Hievon sind ausgegeben:

»Der Diskontokasse, bis zum letzten May 1791	
» » » »	348,433,800
»Dem öffentlichen Schatze	409,438,403
»Bezahlte Schulden	295,332,304
»Vorgeschossene Zinsen	2,900,216
»Andere Zinsen	4,610,479
»Ausgaben für den laufenden Monat Junius	89,466,478
»Summe	1,150,181,608 Livres.

»Demzufolge bleibt noch übrig 51,474,788 Livres.«

Nach einer, so viel möglich genauen, Rechnung betrugen die Güter der Nation (die verkauften sowohl als die unverkauften zusammen gerechnet) an Werth: 2,400,000,000 Livres.

Digitized by Google

Hierauf beschloß die Versammlung: daß abermals für 600 Millionen Assignate in Zirkulation gesetzt werden sollten.

Den Beschluß, welchen die Versammlung, am eilften Junius, gegen den Prinzen von Conde gefaßt hatte a), genehmigte der König am funfzehnten Junius, und übersandte denselben, am 17 Junius, dem Prinzen von Conde, nach Worms, durch den Advokaten Hrn. Duveyrier, nebst folgendem Briefe:

»Mein Vetter. Eine ungeheure Revolution ist in unserem Vaterlande geschehen. Diese Revolution besteht in weiter nichts, als in der Abschaffung einer Menge von Mißbräuchen, welche sich, vermöge der Unwissenheit des Volkes, der Macht der Geistlichkeit, des Despotismus der Minister, und der Verirrung Aller, seit Jahrhunderten angehäuft hatten. Nunmehr hat sich Alles verändert. Jene Mißbräuche sind nicht mehr vorhanden; und über den Trümmern derselben hat sich eine Konstitution erhoben, welche auf Gleichheit und Freiheit sich stützt, und welche, zu gleicher Zeit, die Nation, die Monarchie und Mein Ansehen, neu erschafft. Die unumschränkte Nation hat keine anderen, als an Rechten gleiche, Staatsbürger; keine anderen Despoten als das Gesetz; keine anderen Bevollmächtigten als die öffentlichen Beamten: und Ich bin unter diesen Beamten der oberste. Hierin besteht die Revolution. Diese neue Ordnung der Dinge hat, natürlicherweise, Denjenigen mißfallen müssen, welche, in einem ersten Anfalle von Verirrung, ihre persönlichen Vortheile, die mit der vorigen Regierung zusammenhingen, ungern aufgeben wollten.

---

a) Man sehe den 4 Band.

Mehrere, welche, gleich nach der Eröffnung der Reichsstände, Gesinnungen äußerten, die mit der gegenwärtigen Verfassung im offenbaren Widerspruche stehen, haben geglaubt, in dem Augenblicke des Ausbruches das Königreich verlassen zu müssen. Der Auflauf und die Unordnung, welche mit dem Anfange einer Revolution unzertrennlich verbunden sind, konnten damals das Betragen derselben entschuldigen. Unstreitig wäre es edler und großmüthiger gewesen, statt sich auf eine solche Weise aus seinem Vaterlande zu verbannen, Ruhm und Gefahren mit demselben zu theilen, und wenigstens an dem Posten eines Staatsbürgers zu bleiben. Aber was für Beweggründe man auch gehabt haben mag, wie gegründet die Furcht auch scheinen mogte: so kann dieselbe doch jetzo nicht mehr vorhanden seyn. Es gibt gar keinen Vorwand mehr. Frankreich ist eingerichtet, die Ordnung zeigt sich wieder, die Gesetze werden vollzogen, und alle Bürger des Staates befinden sich unter dem Schutze derselben. Alle Frankreicher, ohne Unterschied, müssen also in das Königreich zurück kehren. Laßt sie über die Französische Konstitution eben so denken, wie Ich über dieselbe denke! Laßt sie aufhören, beleidigende und strafbare Zweifel über Meine Gesinnungen zu hegen! Ich habe die Konstitution angenommen, und Ich will dieselbe, mit allen Meinen Kräften, aufrecht zu erhalten suchen. Ey! warum sollte Ich sie nicht angenommen haben? Sie kommt den unvermeidlichen Uebeln zuvor, welche die Mißbräuche der vorigen Regierung früher oder später würden herbeigeführt haben. Sie macht das Volk glücklich, und sie macht Mich glücklich. Laßt sie daher zurück kommen, in ihre Wohnungen, jene freiwillig Verbannten; und Sie, **mein Vetter, müssen denselben das erste Beispiel**

geben. Vorzüglich Sie, welchen man, (ganz gewiß verläumderischer Weise) als einen Feind des Staates darstellt, als einen Rebellen, der bereit sey, Feuer und Schwerd in sein Vaterland zu bringen. Sie vorzüglich müssen, wegen Ihrer Verirrungen, durch einen auffallenden Beweis Ihrer Unterwürfigkeit unter den allgemeinen Willen und unter das Gesetz, Vergebung zu erhalten suchen. Darum kommen Sie in den Schooß eines Vaterlandes zurück, welches die Arme gegen Sie ausstreckt. Kommen Sie, und genießen Sie in demselben alles das Glück, welches dasselbe Ihnen anbietet. Kommen Sie zurück: statt der Feinde werden Sie Brüder finden. Ich befehle es Ihnen, in dem Nahmen der Nation, und in meinem eigenen Nahmen. Ich beschwöre Sie darum, bei dem Bande welches uns vereinigt, bei dem Blute welches in unsern Adern fließt. Das Gesetz hat gesprochen. Gehorchen Sie, oder fürchten Sie die traurigen Folgen einer unvorsichtigen Täuschung. Ich bitte Gott, daß er Sie, Mein Vetter, in seinen heiligen Schutz nehmen möge.«

»LUDWIG.«

Diesen Brief schrieb der König, am 17. Junius, an den Prinzen von Conde: wenigstens gab Er zu, daß derselbe in Seinem Nahmen geschrieben wurde, und unterzeichnete denselben. Vier Tage später, am 21. Junius, verließ der König, nebst Seiner Familie, heimlich Paris.

Schon seit langer Zeit hatte der Markis de Bouille den König, durch dringende Vorstellungen, zu bewegen gesucht, daß er Paris verlassen, und sich nach einer, an der Gränze des Reiches gelegenen Festung, begeben möchte. Dieser General versprach dem Monarchen, daß er in demjenigen Theile des Reiches,

über welchen er das Kommando hätte, eine hinlängliche Anzahl von Truppen, zu der Beschützung des Königs, zusammen ziehen würde. Der König weigerte sich standhaft, dieser Einladung zu folgen. Nach der zweiten Gefangennehmung des Königs, am achtzehnten Aprill, wiederholte Bouille abermals, auf das Dringendste, seine Vorstellungen, und endlich gelang es ihm, den König zu der Flucht zu bewegen.

Nunmehr machte Bouille, zufolge des erhaltenen Befehles, zu der bewaffneten Bedeckung des Königs die nöthigen Anstalten. Um die Gemüther vorzubereiten, und um durch den Marsch seiner Truppen keinen Verdacht zu erwecken, streute er das Gerücht aus: daß er gesonnen wäre, ein Lager zusammen zu ziehen, weil die kriegrischen Anstalten der benachbarten Mächte diese Vorsicht nöthig zu machen schienen. Das Lager, gab er vor, solle zu Montmedy aufgeschlagen werden. Unter diesem Vorwande wurde, an der Gränze, ein Kordon von Truppen gezogen; die Reiterei sowohl, als das Fußvolk, besetzte verschiedene Plätze; mehrere Ingenieurs begaben sich nach Montmedy, und zogen, in der Nähe dieser Stadt, die nöthigen Linien, zu dem aufzuschlagenden Lager. Hr. von Vallecourt, der Kriegskommissarius von Thionville, kam nach Montmedy, um daselbst Quartiere zu bestellen, wie auch Lebensmittel und Futter für die Pferde zu verschaffen, und andere nöthige Vorkehrungen zu treffen.

Am 14. Junius gab Hr. Bouille einem Regimente Dragoner folgenden Befehl:

»IN DEM NAMEN DES KOENIGS.«

»Franziskus Claudius Amour DE BOUILLE, Generallieutenant der Armeen des Königs, Ritter der königlichen Ritterorden, Kommendant und

»General

»General der Armee am Rhein, an der Meurthe, an »der Mosel, an der Maas, und in den benachbarten »Ländern, bis an die Gränzen der Pfalz und Luxen»burg. Dem Kapitain des ersten Regiments der Dra»goner wird befohlen, am 19, mit vierzig Mann von »seinem Regimente, Clermont zu verlassen, und »sich nach St. Menehould zu begeben, woselbst er, »am 20. oder 21, einen Geldtransport erwarten soll, »welcher ihm von einem Detaschement des sechsten »Husarenregiments wird übergeben werden, und wel»cher, von Chalons her, über die Brücke zu Som»merville kommen wird. Die Dragoner sollen, so»wohl als die Pferde, in die Gasthöfe einquartirt wer»den. Die Kosten des Futters für die Pferde werden »dem Befehlshaber des Detaschements zurück bezahlt, »und jeder Dragoner wird funfzehn Sous über seinen »gewöhnlichen Sold erhalten.«

»Am 14. Junius 1791.« Bouille.«

Am 18. Junius kam Hr. de Bouille mit seinen Staabsoffizieren nach Montmedy, um die Stelle zu untersuchen, auf welcher das Lager abgestochen war. Er befahl, daß achtzehn tausend Portionen Brod sollten gebacken, und daß das, für die Pferde nöthige Futter, nebst allem was zu einem Lager nothwendig wäre, sollte in Bereitschaft gehalten werden. Einige Regimenter, vorzüglich Deutsche und Schweizer, marschirten, um dieses Lager zu beziehen. Am 20. Junius kam Hr. Bouille nach Stenay und musterte daselbst das Regiment Royal Allemand. Er erhielt einen Brief, welcher ihm ankündigte, daß der König, in der Nacht vom 20. auf den 21, Paris verlassen würde. Sogleich gab er den Offizieren die nöthigen Befehle, daß sie sich mit ihren Truppen auf der Landstraße vertheilen sollten. Auf jeder Poststa-

tion, von Chalons bis nach Montmedy, ſtanden hundert Mann Reiterei. Die Offizir hatten den Befehl, ſobald der König vorbei gereiſet ſeyn würde, dem königlichen Wagen zu folgen und denſelben zu begleiten. Bei Montmedy ſollten alle dieſe vertheilte Detaſchementer ſich verſammeln. Am 25. Junius ſollte der General Heymann, mit den Regimentern Saxe und Berchiny, zu Montmedy eintreffen, und bald nachher auch das Schweizerregiment Caſtella. Von ſolcher Art waren die Anſtalten, welche Hr. de Bouille machte, um die Flucht des Königs zu begünſtigen.

Während dieſer Zeit wurden auch zu Paris, wegen dieſer Flucht, heimlich die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Am fünften Junius verlangte der bevollmächtigte Ruſſiſche Geſandte zu Paris, Hr. de Simolin, einen Paß für eine Ruſſiſche Dame, Madame de Korff, welche zu Paris die Geſchäftsträgerinn einiger Deutſchen Fürſten war, die Beſitzungen im Elſaſſe hatten. Hr. de Simolin erhielt den Paß, von dem Könige und von dem Miniſter, Hrn. de Montmorin, unterſchrieben. Einige Tage nachher ſchrieb Madame de Korff an den Hrn. de Simolin einen Brief, in welchem ſie meldete: daß ſie alle Anſtalten zur Abreiſe machte; daß ſie alle ihre unnützen Papiere verbrannt hätte; und daß, in der Zerſtreuung, auch der erhaltene Paß mit in das Feuer geworfen worden wäre: ſie bäte daher inſtändigſt den Hrn. de Simolin, daß ihr derſelbe eine Abſchrift des, am fünften Junius durch ſeine Bemühungen erhaltenen, Paſſes verſchaffen möge. Auf die Bitte des Ruſſiſchen Geſandten gab Hr. de Montmorin einen zweiten, mit dem erſten gleichlautenden, Paß folgenden Inhalts:

»IM NAHMEN DES KÖNIGS.«

»Allen Offizieren, Bürgerräthen, und andern Per»sonen, welchen die Sorge für die öffentliche Sicher»heit übertragen ist, unsern Gruß zuvor. Wir be»fehlen Euch, die Baroneſſe von Korff, welche, »mit zwei Kindern, einem Kammerdiener, drei Be»dienten und einer Kammerfrau, nach Frankfurt »reiſet, paſſiren zu laſſen. Dieſer Paß ist nicht län»ger als auf Einen Monat gültig.

»Paris am 5. Junius 1791.«

»LUDWIG.«

»Montmorin.«

Den ersten Paß, welcher nicht verbrannt war, behielt Madam von Korff für sich und reiste ab; den zweiten Paß erhielt die Königinn.

Am eilften Junius kam die Königinn, in Begleitung des Königs, zu der Madame de Rochereuil, ihrer Hofdame, welche in den Thuillerien wohnte, und deren Wohnung auf einer Seite mit den Zimmern der Königinn, auf der andern aber, vermittelst einer Treppe, mit der Wohnung des Hrn. de Villequier Gemeinschaft hatte. Die Königinn untersuchte auf das Genaueste alle Ausgänge, und als sie sich wegbegab, da sagte sie zu der Madame de Rochereuil: sie hätte die Absicht, ihrer ersten Kammerdame diese Wohnung anzuweisen. Hierauf ließ sich der König die Wohnnng des Hrn. de Villequier weisen. Aus dem Vorzimmer dieser Wohnung ging eine Thüre in den Hof des Schlosses, welcher der Prinzenhof hieß. Der König verlangte den Schlüssel zu dieser Thüre. Madame de Rochereuil antwortete: die Thüre würde, seit der Abreise des Hrn. de Villequier, niemals verschlossen, und sie ließe bloß die kleine Thüre auf ihrer Treppe zuschließen.

Am dreizehnten Junius ließ sich der König zu der Thüre auf der Treppe einen Schlüssel verfertigen.

Am siebzehnten befahl der König dem Herrn Dumoustier, einem vormaligen Garde du Korps: er sollte sich eine gelbe Kourierweste machen lassen, und er sollte den Herren Maldent und Valory (zweien Gardes du Korps) sagen, daß auch sie sich gelbe Kourierwesten machen lassen möchten. Dieser Befehl wurde befolgt. Am zwanzigsten ritt Hr. Valory nach Bondy, um Postpferde zu bestellen, und daselbst den König zu erwarten. Hr. Dumoustier wurde nach dem Thore St. Martin gesandt, woselbst sich ein viersitziger, mit vier Pferden bespannter, Wagen befand. Hr. Maldent ging in dem Schloßhofe hin und her. Um zehen Uhr des Nachts ward er herauf geführt, und blieb, bis um Mitternacht, in einem kleinen Kabinette eingeschlossen. Nach eilf Uhr des Nachts fuhr ein, mit zwei Pferden bespannter, Wagen in den Prinzenhof des Schlosses hinein. Eine, dem Schwedischen Grafen von Fersen zugehörige, Schaise hielt bey dem Pont Royal.

Nachdem alle diese Anstalten getroffen waren, begab sich die königliche Familie zu Bette, und der König gab, für den folgenden Tag, die gewöhnlichen Befehle.

Nunmehr schrieb die Königinn an die Madame d'Ossun, ihre Gesellschaftsdame, welche sich zu Versailles befand, folgenden Brief:

»Montag Abends, am 20. Junius 1791.«

»Alle Pflichten vereinigt haben mich verhindert »Ihnen von unserer Abreise Nachricht zu geben »Dennoch habe ich es gewagt, Sie zu überreden, daß »Sie eine kleine Reise machen möchten. Das geschah »aber nur, um Sie, auf eine sichere Weise, von hier

»weg zu bringen. Ich habe nur wenig Zeit und viel »zu thun. Ich schließe daher, mit der Versicherung »meiner immerwährenden und unveränderlichen Freund»schaft. Gott gebe, daß wir recht bald wiederum zu»sammen kommen mögen! Ich umarme Sie, u. s. w.«

Um halb zwölf Uhr des Nachts, nachdem dieser Brief geschrieben war, stieg die Königinn die Treppe herunter, in das Zimmer der Prinzessinn ihrer Tochter. Daselbst gab sie der Madame de Brunier, der Kammerfrau der Prinzessinn, den Befehl, dieselbe anzukleiden, und sie in das Zimmer des Dauphins zu führen.

Die Kammerfrau des Dauphins, Madame de Tourzel, welche von dem Könige das Geheimniß der bevorstehenden Flucht erfahren hatte, kam, nach eilf Uhr, in das Schlafzimmer des Dauphins, und befahl der Wärterinn desselben, der Madame de Neuville, den Dauphin zu wecken, und denselben aus dem Bette zu nehmen. Nachdem der Dauphin angezogen war, begaben sich der Dauphin, die Kronprinzessinn seine Schwester, Madame de Tourzel, Madame de Neuville, und Madame de Brunier, nach einem kleinen Zimmer, in welchem sich der König, die Königinn, die Prinzessinn Elisabeth, und noch zwei unbekannte Männer befanden.

Einer der Unbekannten erhielt den Auftrag, die beiden Kammerfrauen de Neuville und de Brunier nach dem Wagen zu führen, welcher bei dem Pont Royal hielt. Der Unbekannte brachte sie dahin, setzte sie in den Wagen, und befahl dem Kutscher nach Claye zu fahren. Der Wagen fuhr ab.

Der andere Unbekannte brachte die Madame de Tourzel, nebst dem Dauphin und der Kronprinzessinn, durch die Treppe der Madame de Rochereuil,

nach dem Prinzenhofe. Hier setzten sie sich in den daselbst haltenden Wagen. Der Wagen fuhr aus dem Schloßhofe und hielt, in einiger Entfernung, außer demselben, an dem Ende des Karusselplatzes. Die Königinn und die Prinzessinn Elisabeth kamen allein und zu Fuße an den Wagen. Der Kutscher half ihnen hinein. Bald nachher kam der König, begleitet von dem Herrn Maldent. Der König setzte sich in den Wagen, Hr. de Maldent stand hinten auf, und der Wagen fuhr nach dem Thore St. Martin.

An diesem Thore stieg die königliche Familie aus, und setzte sich in den angespannten Wagen, mit welchem Hr. Dumoustier auf sie wartete. Der Kutscher welcher den ersten Wagen geführt hatte, stieg auf den Bock des zweiten Wagens, und führte denselben bis nach Bondy. Hier wurden die Postpferde vorgespannt, welche Hr. de Valory bestellt hatte. Der Wagen mit den Kammerfrauen schloß sich zu Claye hinter den Wagen des Königs an, und auf diese Weise ging nunmehr die Reise fort. Der König war vergnügt und hielt sich für völlig sicher. Auf mehreren Poststationen stieg er aus, und unterhielt sich mit den Personen die er antraf, während die Pferde gewechselt wurden.

In derselben Nacht reiste auch der Graf von Provenze, nebst seiner Gemahlinn, in einer Postschaise, von Paris ab, nach den Niederlanden.

Die königliche Familie kam glücklich bisnach Ste. Menehould. Es war halb acht Uhr des Abends (am 21. Junius) als die beiden königlichen Wagen daselbst ankamen. Der Postmeister, Hr. Drouet, glaubte die Königinn zu erkennen, welche er vormals gesehen hatte. Bei genauerer Untersuchung fand er, daß ein fetter Mann, welcher in dem Wagen saß, ein

große Aehnlichkeit in seinen Gesichtszügen mit dem, den Assignaten aufgedruckten, Bilde des Königs hätte. Er schöpfte Verdacht; und dieser Verdacht wurde stärker, als, bald nach der Ankunft des Wagens, ein Detaschement Dragoner und ein Detaschement Husaren demselben nachfolgte. Außerdem hatte ein Adjutant, Hr. de Choiseuil, die Pferde schon des Vormittags bestellt. Auch dieses schien verdächtig. Indessen ließ der Postmeister die Pferde anspannen und die Wagen abfahren. Sogleich wollten sich auch die Dragoner wiederum zu Pferde setzen, um die Wagen weiter zu begleiten. Der Postmeister, welcher es bemerkte, glaubte nunmehr, daß Niemand anders als die königliche Familie in den Wagen seyn könnte. Er lief nach der Wachtstube der Bürgermiliz und ließ Lärm trommeln. Die Bürgermiliz versammelte sich; die Dragoner wurden an dem Aufsitzen verhindert; und die Sturmglocke ward geläutet.

Der Postmeister Drouet setzte sich zu Pferde, und eilte, in Gesellschaft seines Freundes Guillaume, den königlichen Flüchtlingen nach. Unweit Clermont trafen sie den Postillon an, welcher den Wagen des Königs geführt hatte und von daher zurück kam. Dieser sagte: die beiden Wagen hätten von Clermont den Weg nach Varennes genommen.

Nunmehr ritten Drouet und Guillaume, durch Fußsteige, welche ihnen bekannt waren, nach Varennes, um daselbst dem Könige zuvorzukommen. Als sie zu Varennes ankamen, standen die königlichen Wagen schon vor dem Posthause. Es war eilf Uhr des Nachts und sehr finster. Jedermann lag zu Bette, und in dem Orte herrschte die tiefste Stille: nur die Postillone waren laut, und hatten unter sich einen Streit wegen der Trinkgelder.

Der Postmeister Drouet ritt, bei den Wagen vorbei, nach einem Gasthofe, der goldene Arm genannt, weil er in diesem Hause Licht sah. Er stieg vom Pferde und tratt in die Wirthsstube, in welcher viele Personen versammelt waren. Aus dieser Gesellschaft rief er den Wirth, Hrn. Le Blanc, heraus, und sprach zu ihm: »Kamerad, bist du ein guter Pa»triot?« — »Allerdings; zweifle ja nicht daran.« — »Nun, wenn das ist, so lauf so schnell du kannst, »wecke alle Diejenigen auf, von denen du weißt daß »sie rechtschaffen denken; mache bekannt, daß sich der »König hier befinde, und daß man ihn anhalten müsse.« Le Blanc gieng in der Stadt umher, um diesen Auftrag zu vollziehen. Indessen begaben sich Drouet und Guillaume nach der Brücke, über welche der König fahren mußte, wenn er seine Reise fortsetzen wollte. Zufälligerweise befand sich nahe bei der Brücke ein mit Hausgeräthe bepackter Wagen. Diesen zogen sie queer über die Brücke und warfen ihn um; so daß es unmöglich war durchzukommen. Dann gingen sie zu dem Herrn Maire und zu dem Kommendanten der Bürgermiliz und weckten dieselben auf. Auch der Prokurator der Gemeinde, Hr. Sausse, wurde aufgeweckt.

Während dieser Zeit setzten sich die königlichen Wagen in Bewegung um weiter zu reisen. Der Wirth Le Blanc, nebst seinem Freunde Joseph Pouein, trat den Pferden in den Weg und rief: »Halt!« Die Postillone peitschten ihre Pferde. Allein die beiden Bürger zeigten ihre geladenen Pistolen, und drohten, in den Wagen hinein zu schießen, wenn derselbe nicht sogleich angehalten würde. Die Königinn rief aus dem Wagen: »Wir sind Patrioten. Lasset uns unsere »Reise fortsetzen, denn wir sind eilig!« — »Patrioten

»oder Teufel, Ihr sollt nicht weiter!« — »Nun »dann, so halte an, Postillon!« schrie der König.

Sobald die Wagen stille hielten, kam Le Blanc an den Schlag und verlangte die Pässe zu sehen. Die Königinn rief den beiden Kammerfrauen, welche in dem zweiten Wagen nachfolgten. Diese stiegen aus. Die Königinn übergab ihnen den Paß; befahl, denselben zu weisen; setzte aber hinzu: es wäre überflüßig so etwas von ihr zu verlangen. Die Hofdamen gingen mit dem Passe nach dem Wirthshause des Hrn. Le Blanc, woselbst sich eine Menge Volks versammelt hatte. Der Paß wurde laut vorgelesen; und alle Zuhörer fanden denselben den Formalitäten gemäß. Alle waren auch der Meinung, daß man die Wagen nicht länger aufhalten dürfte. Allein Drouet und Guillaume machten die Bemerkung: daß der Paß bloß allein von dem Könige, und nicht von dem Presidenten der Nationalversammlung, unterschrieben, und demzufolge nicht gültig wäre. Darauf wandte sich Drouet an die beiden Hofdamen, und sprach: »Mei»ne Damen! wenn Sie Ausländerinnen sind, wie »konnten Sie dann so viel Einfluß haben, sich von »Ste. Menehould durch ein Detaschement von »funfzig Mann Dragoner, welches daselbst lag, be»gleiten zu lassen? warum hatten sie zu Clermont »Einfluß genug, das dort liegende Detaschement mit»zunehmen? und warum haben Sie jetzo ein Detasche»ment Husaren bei sich?« Die Hofdamen blieben auf diese Fragen die Antworten schuldig. Da ward beschlossen, daß man sie nicht eher als des Morgens früh abreisen lassen wollte.

Le Blanc kam an den Wagen zurück und ersuchte den König auszusteigen. Die Königinn bat, daß man sie nicht länger aufhalten möchte, weil sie sehr

eilig wären. Le Blanc drohte, daß er Gewalt gebrauchen würde. Da rief der König den Postillonen zu: »Nun dann, so spannet aus!« Der König stieg aus, und wurde, nebst seiner Familie, in den Gasthof des Hrn. Le Blanc geführt, woselbst ihnen Le Blanc ankündigte, daß sie die Nacht in seinem Hause würden zubringen müssen.

Es versammelte sich der Bürgerrath; die Bürgermiliz trat in das Gewehr; die Bauren der benachbarten Dörfer wurden aufgeboten; und alle Posten wurden besetzt. Die Husaren ergaben sich ohne Widerstand. Der Wundarzt Mangin trat in den Gasthof, erkannte den König und die königliche Familie, und machte die Gegenwart derselben seinen Mitbürgern bekannt.

Nunmehr, da man gewiß überzeugt war, daß die Gefangenen die königliche Familie wären; trat der Prokurator-Syndikus der Gemeinde, der Lichtzieher Sausse, in das Zimmer. Er sagte zu dem Könige, welcher sich noch unerkannt glaubte, und welcher ein Glas Wein trank: »Mein Herr! Sie werden wohl ei»nige Zeit hier zubringen müssen. Nehmen Sie eine »bequemere Wohnung an, und erlauben Sie, daß ich »Sie in mein Haus führe.« — »Ey!« antwortete der König, »warum will man mich nicht reisen lassen? »Ihr macht ja großen Lärm um eines Fremden willen; »und doch habe ich einen Paß, wie Ihr sehet.« — »Wir sind hier in beständiger Furcht vor dem Feinde; »Sie hören die Sturmglocke; Sie könnten nicht sicher »reisen; bleiben Sie hier bis am Morgen.« Der König dankte dem Herrn Sausse für seine Sorgfalt. Dieser bot der Königinn und der Prinzessinn Elisabeth seine Arme an, und führte beide nach seinem Hause. Der König nahm an jede Hand eines seiner Kinder,

Digitized by Google

und folgte nach. Hr. Sauffe führte die Prinzessinnen durch seine Bude, in welcher Talglichter zum Verkaufe lagen, eine Treppe hinauf, in sein Zimmer. Er stellte sich noch immerfort, als ob er den König nicht kennte, und ging von Zeit zu Zeit hinaus, unter dem Vorwande, das Volk zu besänftigen. Der König bat ihn: er möchte doch ja sagen, es wäre ein fremder Reisender in seinem Hause, um dessen willen man gar nicht so viel Aufhebens machen sollte. Hr. Sauffe versprach es. Und so oft er herausging, sprach der König zu ihm: »Kommen Sie ja bald wieder. Ich unterhalte mich gerne mit Ihnen. Sie »gefallen mir.« Endlich fragte der König: »Haben »Sie nicht hier eine Brücke?« — »Ja. Man kann »aber jetzo, wegen einiger umgeworfenen Wagen, »nicht darüber kommen.« — »Wohlan! so will ich »durch das Wasser fahren.« — Das geht noch weniger. Es ist zu tief, und die Pferde können nicht »durch.« — »O! so befehlen Sie doch, daß man »auf der Brücke Platz mache.« — »Das will ich »thun.«

Auf diese Weise unterhielt sich Hr. Sauffe mit dem Monarchen, um der Bürgermiliz aus den benachbarten Dörfern Zeit zu lassen, sich zu versammeln. Es wurde überall Lärm geschlagen; die Sturmglocken wurden geläutet; die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs ward allgemein verbreitet; die Bauern liefen herbei; zwei Kanonen wurden vor dem Hause aufgepflanzt; und Hr. Sauffe schickte, durch Eilbothen, an alle benachbarten Städte und Dörfer, den folgenden Brief:

»Geschwind. Kommt mit Waffen und Kanonen. »Sendet die Bürgermiliz. Geschwind. Der König

»ist hier, nebst der königlichen Familie. Geschwind. »Geschwind.

Da nunmehr Hr. Sausse, vermöge dieser Anstalten, sich für ganz sicher hielt; so wollte er sich gegen den König nicht länger verstellen, sondern ihm zeigen, daß er ihn kennte. Es befand sich in dem Zimmer ein Portrait des Königs. Sausse ging einige male mit dem Könige in dem Zimmer auf und ab. Dann stand er plötzlich stille, sah dem Könige starr ins Gesicht, und sagte: »Sire! hier ist Ihr Bild.« Der König, äußerst betroffen, gab ihm zur Antwort: »Ja, ich bin Euer König. Die Hauptstadt, in wel»cher ich mit Dolchen und mit Bajonetten umgeben »war, habe ich verlassen, und ich bin nach dieser Pro»vinz gekommen, um hier, mitten unter meinen ge»treuen Unterthanen, Freiheit und Ruhe zu suchen, »deren Ihr alle genießet. Ich kann nicht länger zu »Paris bleiben. Sie würden mich daselbst umbringen; »mich, und meine Frau, und meine Kinder.« — »Dennoch Sire (gab Sausse zur Antwort) müssen Sie »nach Paris zurückkehren.« — »Wie! mein Freund (sprach der König, indem er ihn umarmte) »Wie! »Dein König ist in Deiner Gewalt; Dein König bit»tet Dich flehend, ihn zu retten: und Du wolltest ihn »verrathen? Du wolltest ihn seinen grausamsten Fein»den überliefern? O! rette mich! rette mich! ich be»gebe mich unter Deinen Schutz. Rette meine Frau »und meine Kinder. Reise mit uns. Begleite uns. »Zeige uns den Weg. Ich verspreche Dir unermeß»liche Reichthümer, Dir und den Deinigen; ich will »Deine Stadt zu der ersten Stadt im Reiche machen.« Die Königinn ergriff den Dauphin, hielt denselben in die Höhe, und beschwor den Sausse, daß er sie, nebst ihrem Kinde, retten möchte. Sausse antwortete:

»Nein, Sire, was Sie von mir verlangen, das kann »ich unmöglich thun. Ich habe zwei kostbare Dinge »zu erhalten; mein Leben und mein Ehre. Mein Le»ben steht zu Ihren Diensten, aber gegen meine Ehre »werde ich nicht handeln. Ich habe geschworen, der »Nation, dem Gesetze und Ihnen, getreu zu verblei»ben. Ich würde an Ihnen, ich würde an der Kon»stitution verrätherisch handeln, wenn ich Ihren Bit»ten nachgeben wollte.«

Indessen hatte der Postmeister zu Clermont, bald nachdem der König durch diese Stadt gereiset war, den Hrn. de Villec, den Presidenten der Aufseher über die Unterabtheilung, besucht, und demselben angezeigt: »es wäre ein Kourier angekommen, welcher »eilf Pferde bestellt, und, zu gleicher Zeit, ihm, dem »Postmeister, drei Louisd'ors in die Hand gedrückt »hätte. Bald nachher wären die Wagen angekommen, »und, aus dem Einen derselben hätte Jemand heim»lich mit dem Dragonerhauptmann, Hrn. de Da»mas, gesprochen. Die Reise dieser Personen käme »ihm verdächtig vor.« — »Auch ich bin Ihrer Mei»nung (versezte der President). Die leichten Truppen, »welche in unserer Gegend seit einigen Tagen herum»streifen, sind zu der Ausführung irgend eines Plans »bestimmt; wahrscheinlich zu Begünstigung der Flucht »irgend einer vornehmen Person, wahrscheinlich der »Königinn und ihres Sohnes. Ich will die Aufseher »versammeln.« Während dieser Zeit befahl Hr. de Damas seinen Dragonern, daß sie sich zu Pferde setzen, und sich vor dem Rathhause versammeln sollten. Der Maire von Clermont, Hr. Martinet, begab sich, mit dem Prokurator Syndikus zu dem Herrn de Damas. Man stellte ihm die Unruhe der

Digitized by Google

Bürger, über die unerklärlichen Bewegungen der Truppen, über seine bevorstehende Abreise, und über die Durchfahrt der beiden Wagen vor. Hr. de Damas gab zur Antwort: »was ich thue, das thue ich »auf Befehl.« Darauf verließ er sein Zimmer, setzte sich vor seinem Hause zu Pferde, ließ zum Abmarsche blasen, und rief: »Mir nach, Dragoner!« Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und schlossen sich an ihn an. Dieses geschah um halb eilf Uhr des Nachts. Es war sehr finster. Der Maire ließ sogleich Lärm trommeln. Die Bürgermiliz, die Bürgerräthe, und die Aufseher der Unterabtheilung versammelten sich auf dem Platze, auf welchem Hr. de Damas an der Spitze seiner Dragoner sich befand. Der Maire redete ihn an: »Mein Herr, Ihre schnelle Abreise beun»ruhigt die Bürger. Man behauptet, Sie wollten »die Flucht der Königinn begünstigen. Wenn das »wahr ist, so widersetzen wir uns ihrer Reise: wenn »es nicht wahr ist, so warten Sie bis morgen früh; »es wird dann noch Zeit genug seyn.« Hr. de Damas behauptete: er müßte, als Offizir, den Befehlen seines Kommendanten, des Hrn. de Bouille gehorchen, und dieser hätte ihm befohlen, sogleich nach Varennes zu kommen. Nun gab er den Dragonern den Befehl zum Abmarsche. Der Maire schlug auf ihn sein Gewehr an, und rief ihm zu; »Thust du »einen Schritt, so schieße ich dich todt!« Zugleich forderte der Maire die Dragoner auf, ihren Patriotismus zu zeigen, und den Befehlen ihres Offizirs keinen Gehorsam zu leisten. Dabei riefen die Bürgerräthe aus: »Hoch lebe die Nation!« Die Dragoner wiederholten den Ausruf, und mit dem lauten Geschrei: »Hoch lebe die Nation!« stiegen sie von ihren Pferden. Hr. de Damas stellte sich, als wollte er nach seinem

Hause reiten, allein, durch einen Umweg, nahm er, nebst noch zwei anderen Offiziren, die Flucht, und ritt nach Varennes.

Während dieser Zeit kam ein Detaschement Husaren, von dem Regimente Lauzun, unter Anführung des Hrn. de Goglas, zu Varennes an. Die Husaren stellten sich vor dem Hause des Hrn. Sausse in Schlachtordnung, und verlangten, mit gezucktem Säbel, die Auslieferung des Königs. Hr. Sausse rief ihnen zu: er hoffte sie wären gute Patrioten, welche nichts dazu beitragen würden, die Flucht des Königs zu begünstigen; übrigens sollten sie den König aus seinem Hause nicht anders als todt wegbringen. Hr. de Goglas verlangte zu dem Könige gelassen zu werden, um mit demselben zu sprechen. Man führte ihn in das Zimmer. Der König fragte: »Wie bald geht es fort?« — »Sie haben zu befehlen, Sire.« — »Ich will nicht mehr als funfzig oder hundert Bürgersoldaten, um mich zu begleiten, sonst soll Niemand mit kommen.«

Hr. de Goglas verließ den König, und machte mit seinen Husaren verschiedene Bewegungen, welche verdächtig schienen. Die Bürgermiliz richtete daher ihre Kanonen gegen die Husaren. Sobald Hr. de Goglas sah, daß er übermannt war, suchte er zu entfliehen, um noch mehr Truppen zu holen. Der Major der Bürgermiliz trat ihm in den Weg, und sprach: »Bleiben Sie hier: der König verlangt keine Husaren zu »seiner Begleitung.« Statt der Antwort hieb Hr. de Goglas nach dem Major, mit seinem Säbel. Dieser wich dem Streiche aus, schoß seine Pistole ab, und verwundete den Hrn. de Goglas. Die Husaren blieben dabei ganz ruhig, sahen dem Gefechte zu, und

Digitized by Google

verlangten einen Offizir der Bürgermiliz, um sie zu kommandiren.

Hr. de Bouille erhielt, zu Stenay, um drei Uhr des Morgens, die Nachricht, daß der König zu Varennes gefangen wäre. Sogleich befahl er dem Dragonerregimente Royal Allemand aufzusitzen, stellte sich an die Spitze dessen, und marschirte nach Varennes. Auf dem Wege machte er Halt, und hielt eine Anrede an seine Soldaten. Er kündigte denselben an: der König wäre gefangen zu Varennes; er wollte nach Montmedy reisen; er hätte sie zu seiner Leibwache bestimmt; nun verlangte er, daß sie ihn befreyen sollten: ob sie es thun wollten? Einstimmig riefen die Dragoner: »Ja! Ja! Ja! wir sind bereit dazu!« Hr. de Bouille theilte zwei hundert Louisd'or unter sie aus, und setzte seinen Marsch fort. Bald nachher stieß auch sein Sohn, mit einem starken Detaschement Husaren, zu ihm. Schon war diese kleine Armee nahe bei Varennes; schon verbreitete sich Schrecken und Furcht unter der Bürgermiliz. Der König wurde ersucht, dem Hrn. de Bouille zu verbieten in Varennes einzurücken. Der gutmüthige König unterschrieb diesen Befehl, und sandte denselben dem Hrn. de Bouille zu. Dieser erhielt den Befehl, kehrte, an der Spitze seines Regimentes, zurück, und floh, nebst den Generalen Klinglin, Heymann, D'Offlyse, nebst seinem Sohne, und nebst einigen andern Staabsoffiziren, über die Gränze, nach den Niederlanden.

Es kam inzwischen eine so ungeheure Menge Bürgersoldaten nach Varennes, daß sie, vereinigt, eine ansehnliche Armee ausmachten. Der König wurde ersucht, sich nach Paris zurück führen zu lassen. Er weigerte sich standhaft, und blieb fest auf seinem Vorsatze

faße, nach Montmedy an der Gränze reisen zu wollen. Er versicherte: es wäre keineswegs seine Absicht, Frankreich zu verlassen; und er verlangte, daß die Bürgermiliz ihn begleiten sollte. Ein Bürgersoldat von Clermont, Nahmens Chemin, trat in das Zimmer, und sprach mit dem Könige in harten und unanständigen Ausdrücken. Der König rief ihm zu: »Weg von hier, unverschämter Mensch!« Hierauf wandte sich der Monarch zu den Umstehenden, und sprach: »Rathet mir, Freunde: was soll ich thun?« Hr. de Damas, welcher sich von Clermont geflüchtet hatte, befand sich im Zimmer, und gab, auf diese Frage, zur Antwort: »Sire! fliehen Sie. Retten Sie Sich.« — »Vermöge eines Beschlusses der National»versammlung (fuhr der König fort) ist mir erlaubt, »in dem ganzen Königreiche herum zu reisen. Nun »will ich nach Montmedy gehen. Wer kann mich dar»an verhindern?« Es wurde ihm der Beschluß der Versammlung vorgelesen, wodurch ihm verboten war, sich weiter als zwanzig Stunden von Paris zu entfernen. Er hörte aufmerksam zu, verlangte das Papier, las es durch, warf es nachher mit Unwillen weg, und brach dann in die Worte aus: »Nein, das ist nicht »möglich: das habe ich nicht genehmigt!«

Nun war es sieben Uhr des Morgens. Es kam ein Adjutant des Hrn. La Fayette, Hr. de Roboeuf, von Paris. Er überbrachte einen Befehl der Nationalversammlung: den König, nebst seiner Familie gefangen zu nehmen, wo man sie auch antreffen mögte. Er stellte dem Könige vor: daß seine Abreise ganz Paris in Trauer versetzt hätte; daß es gefährlich für ihn seyn würde, sich in einer, der Gränze so nahen Stadt, länger aufzuhalten; daß er sich, und alle Staatsbürger, welche sich jetzt bei ihm befänden, der größten

Gefahr aussetzte. Der König gab nach, und verlangte, nach Fontainebleau geführt zu werden. Dieses wurde abgeschlagen, und zugleich beschlossen, die königliche Familie, ohne Verzug, nach Paris zurück zu bringen. Da sprach der König: »Das ist nun das »zweite mal daß mich Hr. La Fayette gefangen nehmen »läßt, um seine Republik zu Stande zu bringen.«

Die Nachricht von der Flucht des Königs wurde zu Paris erst am folgenden Tage, am 21 Junius, um neun Uhr des Morgens, bekannt. Die Mitglieder der Nationalversammlung versammelten sich zu der gewöhnlichen Zeit. Der Presdent sprach: »Ich habe, mei»ne Herren, Ihnen eine unangenehme Nachricht mit»zutheilen. Hr. Bailly ist so eben zu mir gekom»men, und hat mir gesagt, der König sey, nebst sei»ner Familie, die vorige Nacht, von den Feinden des »öffentlichen Wohls, entführt worden.«

Die tiefste Seille herrschte in der Versammlung. Dann stand Hr. Regnaud de St. Jean D'Angely auf, und schlug vor: »die Versammlung mögte be»fehlen: daß der Minister des Innern sogleich nach »allen Abtheilungen Eilbothen senden, und allen öf»fentlichen Beamten, Bürgersoldaten und regelmäßi»gen Truppen, den Befehl ertheilen sollte, Jeder»mann, wer es auch seyn mögte, der im Begriffe »stünde das Reich zu verlassen, in Verhaft zu nehmen. »Ferner: alle Ausfuhr von Gütern, Waffen, Kriegs»geräthe, Gold- oder Silberzeug, Pferden und Wa»gen zu verhindern. In dem Falle daß diese Eilbo»then den König, oder ein anderes Mitglied der kö»niglichen Familie antreffen würden, so sollten die öf»fentlichen Beamten, die Bürgersoldaten und die re»gelmäßigen Truppen, gehalten seyn, alle nöthigen »Maaßregeln zu nehmen, um die gedachte Entführung

»aufzuhalten; die genannten Personen verhindern ihre »Reise fortzusetzen; und nachher dem gesetzgebenden »Körper davon Nachricht zu geben.«

Hr. Taurus verlangte: daß der Versammlungssaal gehörig bewacht würde, und daß man die Minister vor die Schranken zitiren sollte, so wie auch den Maire der Stadt Paris, und den Generalkommendanten. Hr. Karl Lameth wollte, man sollte den Herrn Rochambeau nach der Flandrischen Gränze senden: und Hr. Le Chapelier verlangte eine Proklamation.

Hr. Reubel suchte den Hrn. La Fayette verdächtig zu machen: allein Hr. Barnave (bisher gar nicht La Fayettes Freund) stellte vor, wie nöthig es wäre, in Hrn. La Fayette Vertrauen zu setzen, damit man einen Mittelpunkt der Vereinigung, einen Arm zum Handeln, und einen Kopf zum Denken hätte. Er begnügte sich nicht mit diesen feinen Schmeicheleien, sondern lobte, noch überdieß, Hrn. La Fayette außerordentlich.

Da man erfuhr, daß Hr. de Cazales von dem Pöbel gefangen genommen worden sey, so sandte die Versammlung sechs Kommissarien, um dieses ihr Mitglied zu befreien. Sie erreichten ihren Zweck.

Auf den Vorschlag des Hrn. Freteau wurde beschlossen: die Beschlüsse mit dem Siegel des Staates zu untersiegeln. Ferner beschloß die Versammlung, auf den Vorschlag des Hrn. Dandre: daß alle bereits gefaßten, oder noch zu fassende Beschlüsse, ungeachtet dieselben gegenwärtig, wegen der Abwesenheit des Königs, von demselben nicht genehmigt werden könnten, dennoch, über das ganze Königreich, gesetzliche Kraft haben sollten.

Hr. Muguet verlangte, daß der Graf D'Affry vorgefordert würde, um Rechenschaft abzulegen, was er, in Rücksicht auf die Schweizergarde, für Maßregeln genommen hätte.

Hr. La Fayette trat in den Saal, und mit ihm Hr. Bailly. La Fayette setzte sich neben Hrn. Camus. Dieser rief: »Weg mit der Uniform! Wir »brauchen keine Uniform in der Nationalversamm»lung!« Der Presidente erwiderte: »Hr. La Fayette käme auf Befehl der Versammlung, so schnell als möglich hieher, und er hätte folglich keine Zeit gehabt, vorher seine Kleidung zu ändern.«

La Fayette sprach: »Der Nationalversammlung ist bekannt, was für ein Verbrechen die Feinde des Staates, während der vorigen Nacht, gegen den König und seine Familie, begangen haben, in der eiteln Hoffnung, daß die Französische Freiheit dadurch in Gefahr kommen werde. Hr. de Gouvion, welcher über die Thuillerien die Wache hatte, wird Ihnen die genaueren Umstände erzählen. Ich stehe für ihn wie für mich selbst. Das Betragen der Bürgermiliz in dem gegenwärtigen, gefährlichen Zeitpunkte, beweist mir, mehr als alles andere, daß das Französische Volk der Freiheit würdig ist, und daß man nicht vermögend seyn wird, ihm dieselbe zu rauben.«

Hr. Gouvion, der Generalmajor der Bürgermiliz, erzählte: daß mehrere Personen, schon seit einiger Zeit, ihm von der Flucht des Königs Nachricht gegeben, und sogar die Thüre angezeigt hätten, durch welche der König entfliehen würde; daß er daher, in der verflossenen Nacht, alle Thore des Schlosses doppelt besetzt, und in demselben selbst die Nacht zugebracht hätte. Nur allein das Thor des Prinzenhofes wäre unbesetzt geblieben, weil man nicht vermuthet

hätte, daß der König durch dieses Thor entfliehen würde. Selbst Hr. La Fayette, welcher noch um eilf Uhr des Nachts in den Thuillerien gewesen wäre, hätte nicht für nöthig gehalten, dieses Thor besetzen zu lassen.

Ein Vorschlag des Hrn. de Custine, wurde, nachdem derselbe von den Herren Demeunier und Le Chapelier unterstützt und verbessert worden war, an den Konstitutionsausschuß verwiesen. Hr. de Custine verlangte nehmlich: die Versammlung sollte erklären, daß kein Befehl der ausübenden Gewalt in Ausübung gebracht werden könnte, wenn derselbe nicht von einem der, gegenwärtig im Amte stehenden, Minister unterzeichnet wäre.

Die Minister waren, nach erhaltener Erlaubniß, in der Versammlung, und wohnten der Sitzung bei. Jedoch saßen sie auf einer eigenen, für sie bestimmten Bank, und nicht unter den Mitgliedern der Versammlung.

Der Obriste der Schweizergarde, Hr. D'Affry, erschien vor der Versammlung, nebst den übrigen Offizieren seines Regimentes. Dieser Greis sprach: »Ich komme hieher, um der Versammlung alle Dienste anzubieten, welche es noch in meiner Macht steht derselben zu leisten. Sie hat gänzlich über mich zu befehlen. Ich sehe mich gar nicht als einen Offizir von Hülfstruppen an. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, meine Herren, dann bin ich ein Frankreicher; und ich bin bereit, für dasselbe auch den letzten Tropfen meines Blutes zu vergießen, welches zwar alt, aber noch feurig ist. Alle Schweizeroffizire, welche sich hier bei mir befinden, haben eben so patriotische Gesinnungen, als ich.«

Hierauf beschloß die Versammlung, daß sie ihre Sitzung ununterbrochen, Tag und Nacht, fortsetzen wolle, und ging dann, mit anscheinender Ruhe, zu der Ordnung des Tages über, welche die Kriminalgesetze betraf.

Während dieser Zeit hatte sich die Nachricht von der Flucht der königlichen Familie über ganz Paris verbreitet. Ein allgemeines Schrecken bemächtigte sich der Gemüther. In allen Straßen wurde Lärm getrommelt, die Sturmglocken wurden geläutet, und die Lärmkanonen auf dem Pontneuf wurden abgefeuert. Niemand ging anders als bewaffnet aus seinem Hause, und Jedermann erwartete irgend einen Angriff. Man verbreitete die ungereimtesten Gerüchte, und diese fanden allgemeinen Glauben. Man gab vor: die Flucht des Königs wäre der Anfang der Ausführung eines geheimen Plans, dessen Zweck darin bestünde, das Königreich den auswärtigen Feinden zu überliefern. Es ward behauptet: so bald der König das Reich würde verlassen haben, würde ein drohendes, von dem Grafen von Artois, dem Prinzen von Conde und dem Herrn Calonne gemeinschaftlich aufgesetztes, Manifest erscheinen; dieses Manifest wäre schon gedruckt, und bedürfte nur noch der Unterschrift des Königs. Zu gleicher Zeit würde eine zahlreiche Armee Französischer Flüchtlinge, begleitet von fremden Hülfstruppen, in Frankreich eindringen, Metz wegnehmen, und über das ganze Reich Schrecken verbreiten: während der allgemeinen Bestürzung würde dann, noch überdieß, durch ein abermaliges Breve des Papstes, die Nationalversammlung in den Kirchenbann gethan werden, sowohl als alle Diejenigen, die sich den Befehlen derselben noch länger unterwerfen sollten. Die

Pariser zweifelten gar nicht daran, daß man gegen sie nach diesem Plane verfahren würde.

Indessen ließ der Bürgerrath von Paris in dem Schlosse der Thuillerien alle Zimmer versiegeln; alle, in dem Schlosse wohnenden, Personen in Verhaft nehmen; und an den Thoren der Stadt den Befehl geben, daß, ohne einen Paß von dem Bürgerrathe, Niemand heraus gelassen werden sollte. Die Bürgermiliz streifte, in zahlreichen Haufen, durch die Straßen der Stadt, und verhütete alle Unordnung. Der Pöbel, welcher sich in das Louvre hinein drängte, wurde von derselben heraus getrieben. Der Herzog D'Aumont, welcher, als Offizir der Bürgermiliz, die Nacht über bei dem Könige die Wache gehabt hatte, wurde aus den Händen des Pöbels, der ihn an den Laternenpfahl aufzuhängen drohte, befreit. Man hatte ihm schon seine Kleider, und sogar sein Hemde von dem Leibe gerissen. Eine traurige, muthlose Stille, herrschte unter dem zahlreichen Haufen Volks, welche sich auf dem Greveplatze, im Palais Royal, und in dem Garten der Thuillerien versammelten. Bald hieß es: der König wäre zu Lille angehalten worden; bald zu Meaux; bald an einem andern Orte. Diese Neuigkeiten verbreiteten sich schnell, wurden begierig aufgerafft, und mit dem größten Unwillen falsch befunden.

Die Jakobiner machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, um die Ideen: daß ein König ein unnützer, überflüssiger und kostbarer Mann wäre; und daß Frankreich, ohne König, als Republik, weit besser und wohlfeiler regiert werden würde, allgemein zu verbreiten und in Umlauf zu bringen. Der Pöbel wurde aufgewiegelt. Er zog in den Straßen von Paris umher, und löschte die vormaligen Lieblingswörter

der Frankreicher: König, Königinn und königlich, auf allen Schildern der Gasthöfe, der Wirthshäuser, der Buden, und auf den königlichen Gebäuden aus. Auch die Kronen wurden überall ausgestrichen und übermahlt. Ein Haufe des, mit Spießen bewaffneten, Gesindels lief in den Straßen umher, trug eine mit Koth angefüllte Krone, und rief dabei aus: »Wir brauchen keinen König mehr!«

Andere schlugen vor: statt des Königs einen anderen zu wählen. Die meisten verlangten einen Engländischen Prinzen. Im Palais Royal wurde vorgeschlagen: den Sohn des Königs von England, den Prinzen August (welcher sich, wegen seiner schwächlichen Gesundheit, auf Reisen, und damals eben zu Bordeaux befand) von daher zu holen; ihn zum Könige der Frankreicher zu wählen; ihn mit der Tochter des Herzogs von Orleans zu vermählen; und sich dadurch die Engländische Nation auf immer verbindlich zu machen.

Uebrigens herrschte zu Paris die größte Ordnung und Ruhe. Es wurde keine Gewaltthätigkeit begangen. Wer nicht unvorsichtig genug war, öffentlich gegen die Revolution, oder gegen die Nationalversammlung zu sprechen, dem wurde kein Leid zugefügt. Die Schauspielhäuser waren zugeschlossen, und die Buden wurden nicht geöffnet. Bailly und La Fayette befanden sich in großer Gefahr von dem Pöbel ermordet zu werden.

Der Jakobinerklub ward nunmehr der allgemeine Versammlungsplatz aller Patrioten und Demagogen. Personen, welche bisher den Jakobinern die größte Verachtung bezeugt hatten, drängten sich nunmehr zu ihnen. Condorcet, der Abbe Sieyes, und Andere, erschienen in dem Versammlungssaale: auch der

Digitized by Google

Herzog von Orleans, welcher kein Mitglied des Klubs war, und La Fayette. Dieser Letztere nannte das Betragen des Königs schändlich, infam. a) Die ältesten Feinde söhnten sich aus. La Fayette umarmte, im Jakobinerklub, sogar die beiden Lameths.

Hr. de la Porte, der Aufseher der Zivilliste des Königs, erschien vor der Nationalversammlung, und erzählte: es hätte ihm ein Bedienter des Kammerdieners des Königs, im Nahmen des Monarchen, ein kleines Päckchen überreicht, welches eine ausführliche, von dem Könige eigenhändig geschriebene Schrift enthielte. Er überreichte die Schrift dem Presidenten der Versammlung, dem Herrn de Beauharnois; und es wurde dieselbe der Versammlung vorgelesen. Sie lautete folgendermaaßen:

Erklärung des Königs an alle Frankreicher, bei seiner Abreise von Paris.

»So lange der König hoffen durfte, durch die, von der Nationalversammlung angewandten Mittel, und durch seinen Aufenthalt neben derselben in der Hauptstadt des Reiches, Ordnung und Wohlfarth in dem Königreiche wiederum hergestellt zu sehen: so lange wurde ihm jede Aufopferung leicht, welche seine Person betraf. Wäre jene Hoffnung erfüllt worden; so würde er nicht einmal die Bemerkung gemacht haben, daß, vermöge des gänzlichen Verlustes der Freiheit, alle seine, seit dem Oktobermonat 1789 gethanen, Schritte ungültig sind. Allein nunmehr, da seine ein-

a) C'est une chose bien *infâme*, que cette conduite du Roi. La Fayette répéta ce mot plusieurs fois, et il me serroit toujours la main fort affectueusement.

Desmoulins.

zige Belohnung, für so große Aufopferungen, darin besteht, daß er sehen muß, wie die königliche Würde vernichtet wird; daß er sehen muß, wie jede Art von Gewalt verkannt wird; wie das Eigenthum angegriffen wird; wie die Sicherheit der Personen überall bedrohet wird; wie die Verbrechen ungestraft bleiben; wie eine gänzliche Anarchie sich über die Gesetze erhebt, ohne daß der Schein von Macht, welchen er vermöge der neuen Konstitution erhalten hat, hinlänglich ist, um nur ein einziges von den Uebeln welche das Reich drücken abschaffen zu können: da hält der König dafür, es sey seine Pflicht, daß er (nachdem er vorher feierlich gegen alles dasjenige protestirt hat, was, während seiner Gefangenschaft, von ihm ist unterschrieben worden) den Frankreichern sowohl, als der ganzen Welt, eine Darstellung seines Verhaltens, und des Verhaltens derjenigen Regierung vorlege, welche in dem Königreiche entstanden ist.«

»Um alle Ursache des Mißtrauens aus dem Wege zu räumen, hatte der König, im Monate Julius 1789, die Vorsicht, diejenigen Truppen zurück zu senden, welche er dann erst um seine Person versammelte, nachdem die ersten Funken des Aufruhrs sich schon, zu Paris sowohl, als unter seiner Leibwache, gezeigt hatten. Der König, dem sein Gewissen keine Vorwürfe machte, kam, ohne Furcht, allein, unter die bewaffneten Einwohner der Hauptstadt. Im Oktober desselben Jahres erhielt der König (welcher schon seit langer Zeit von dem Auflaufe unterrichtet war, den die Verschwornen auf den fünften Oktober zu veranstalten suchten) noch zeitig genug Nachricht von ihrer Ankunft, um sich entfernen zu können, wenn er dieses gewollt hätte. Allein er befürchtete, man möchte sich dieses Schrittes als eines Vorwandes bedienen, um

einen bürgerlichen Krieg anzufangen: daher wollte er lieber seine eigene Person dahin geben, und, was seinem Herzen am schmerzlichsten war, das Leben derjenigen in Gefahr setzen, die ihm am theuersten sind. Jedermann weiß was in der Nacht des sechsten Oktobers vorgefallen ist, und daß, nunmehr seit zwei Jahren, die Verbrecher ungestraft geblieben sind. Gott allein hat die Ausübung der größten Verbrechen verhindert. Er allein hat die Französische Nation vor einem unauslöschlichen Schandflecken bewahrt.«

»Der König gab dem laut erklärten Verlangen der Pariser Armee nach, und nahm seinen Aufenthalt in dem Schlosse der Thuillerien. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein König dieses Schloß bewohnt, wenn man die Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten ausnimmt. Keine Anstalten waren gemacht um den König zu empfangen, und die Einrichtung der Zimmer war weit entfernt dem Könige jene Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche Seine Majestät in den übrigen königlichen Schlössern zu finden gewohnt waren, und deren jeder wohlhabende Privatmann genießt. Allein, ungeachtet der Unbequemlichkeiten von mancherlei Art, mit denen die Veränderung des Wohnortes des Königs verbunden war, blieb Seine Majestät dem Plane getreu, welchen er sich gemacht hatte, Alles aufzuopfern um die öffentliche Ruhe zu erhalten. Er glaubte daher, schon an dem Tage nach seiner Ankunft zu Paris, die Provinzen wegen seines Aufenthaltes in der Hauptstadt beruhigen, und die Nationalversammlung ersuchen zu müssen, daß sich dieselbe Seiner Majestät nähern, und ihre Sitzungen in der Hauptstadt fortsetzen wolle. Aber es war Seiner Majestät eine noch größere Aufopferung vorbehalten: der König sah sich genöthigt seine Gardes du Korps, von deren Er-

gebenheit er einen so auffallenden Beweis erhalten hatte, von seiner Person zu entfernen. An dem traurigen Vormittage des sechsten Oktobers waren zwei derselben, wegen ihrer Anhänglichkeit an den König und an seine Familie, umgekommen; und verschiedene andere waren schwer verwundet worden, weil sie die Vorschrift des Königs strenge befolgten, welcher ihnen verboten hatte, auf einen irre geführten Haufen zu schießen.«

»Die Verschwornen haben mancherlei Kunstgriffe angewandt, um so getreue Soldaten, und welche damals die gute Aufführung, die sie von jeher gezeigt hatten, aufs höchste trieben, unter den schwärzesten Farben abzumahlen. Allein diese Bemühungen waren nicht sowohl gegen die Gardes du Korps, als vielmehr gegen den König selbst gerichtet. Man wollte ihn ganz bloß stellen, indem man ihn des Dienstes seiner Leibwache beraubte, die man nicht so zu verführen vermögend war, wie man das Regiment der Französischen Garde verführt hatte, welches noch kurz vorher, wegen seiner Treue und Ergebenheit, der ganzen Armee zum Muster gedient hatte. Den Soldaten dieses Regiments, welche nunmehr von der Stadt Paris besoldet wurden, ward, in Verbindung mit der Bürgermiliz, die Bewachung des Königs anvertraut. Diese Truppen befinden sich gänzlich unter den Befehlen des Bürgerrathes, von welchen der Generalkommendant abhängt. Der König, auf eine solche Weise bewacht, sah sich hiedurch in seinen eigenen Staaten gefangen. Denn wie kann man anders den Zustand eines Königs nennen, welcher seiner Leibwache nur in solchen Dingen befehlen darf, die zum Zeremoniel gehören; welcher nicht die Macht hat, irgend eine Offizirsstelle zu vergeben; und welcher sich genöthigt sieht, mehrere

Personen um sich zu leiden, deren üble Gesinnungen gegen ihn sowohl, als gegen seine Familie ihm bekannt sind?«

»Nicht um der Pariser Bürgermiliz oder den Kompagnien des Zentrums Vorwürfe zu machen, erinnert der König an alle diese Dinge; sondern um auf das allergenaueste die Wahrheit zu sagen. Und indem er davon spricht, läßt er mit Vergnügen dem Eifer Gerechtigkeit wiederfahren, welchen, im Ganzen genommen, diese Truppen für die Erhaltung der guten Ordnung gezeigt haben, so wie auch der Anhänglichkeit an seine Person, welche sie jederzeit zeigten, so oft die Gemüther ihnen selbst überlassen, und durch das Geschrei und die Verläumdungen der Verschwornen nicht irre geführt wurden. Allein je größere Aufopferungen der König dem Wohl seines Volkes gebracht hat; um desto mehr haben die Verschwornen sich der Gemüther zu bemächtigen, und um desto mehr haben sie die königliche Würde unter dem gehässigsten und unrichtigsten Gesichtspunkte darzustellen gesucht.«

»Die Zusammenberufung der Stände des Reiches; die doppelte Stellvertretung des dritten Standes; die Mühe, die der König sich gegeben hat, um alle Hindernisse, durch welche die Versammlung der Reichsstände aufgehalten werden konnte, aus dem Wege zu räumen; alle die Einschränkungen, welche der König in denjenigen Ausgaben gemacht hatte, die ihn persönlich angingen; alles was er seinem Volke in der Sitzung des 23. Junius aufopferte; die Vereinigung der drei Stände, welche auf ausdrückliches Verlangen des Königs geschah: alle diese Maaßregeln, welche Seine Majestät damals für unumgänglich nothwendig hielt, um die Reichsstände in Thätigkeit zu bringen; alle seine Vorsorge; alle seine Bemühungen;

alle seine Großmuth; seine gänzliche Hingebung für sein Volk ward verkannt, und Alles wurde aus einem falschen Gesichtspunkte angesehen.«

»Man wird sich erinnern, wie damals, als die Reichsstände sich den Nahmen Nationalversammlung beigelegt hatten, und als sie anfingen, mit der Konstitution des Reiches sich zu beschäftigen, wie damals die Verschwornen die Geschicklichkeit hatten, Zuschriften aus mehreren Provinzen kommen zu lassen, und wie sie mancherlei Unruhen zu Paris erregten, um die Mitglieder der Versammlung zu bewegen, daß dieselben mit Verachtung von den, ihnen mitgegebenen, Vorschriften abgehen möchten, in welchen verlangt wurde, daß die Gesetze in Gemeinschaft mit dem Könige gegeben werden sollten. Trotz dieses Verlangens hat die Nationalversammlung den König ganz außer die Konstitution gesetzt, indem sie ihm das Recht verweigert, seine Genehmigung denjenigen Artikeln, welche sie für zur Konstitution gehörig ansieht, zu gewähren, oder abzuschlagen; indem sie sich das Recht vorbehält, in diese Klasse alle Artikel zu bringen, welche sie will; und indem sie über alles, was bloß allein zu der Gesetzgebung gehört, das Vorrecht des Königs auf ein Recht aufzuschieben einschränkt, das bis zu der dritten gesetzgebenden Versammlung dauren soll: ein Recht welches bloß scheinbar ist, wie so viele Beispiele es nur zu sehr beweisen. Was bleibt nunmehr dem Könige übrig, als ein eitles Schattenbild der königlichen Würde? Man hat ihm fünf und zwanzig Millionen für die Ausgaben seiner Zivilliste gegeben: aber der Glanz seines Hauses, welchen er unterhalten muß, um der Ehre und um der Würde der Französischen Krone willen, nebst den mancherlei Ausgaben, welche man dieser Zivilliste aufge-

bürdet hat (einige sogar nachher, nachdem die Summe schon festgesetzt war) verzehren diese Einkünfte gänzlich.«

»Man hat ihm die Nutznießung einiger Krongüter gelassen, aber dieselbe mit unangenehmen Einschränkungen verbunden, welche den Genuß erschweren. Diese Krongüter sind nur ein kleiner Theil derjenigen Güter, welche alle Könige, seit uralten Zeiten, besessen haben; nur ein Theil des Eigenthums der Vorfahren Seiner Majestät, welches von denselben mit der Krone ist verbunden worden. Man darf kühn behaupten, daß alle diese Gegenstände, vereinigt, die, zu der Erhaltung des Königs und seiner Familie bestimmte, Summe bei weitem übertreffen würden, und daß er dem zufolge dem Volke gar nichts kostet.«

»Noch eine hieher gehörige Bemerkung macht der König höchst ungerne; nehmlich: daß man, mit besonderer Sorgfalt, in der Einrichtung der Finanzen, sowohl als in allen andern Einrichtungen, die dem Könige geleisteten Dienste von demjenigen was dem Staate gehört abgesondert hat: gleichsam, als wenn nicht beide unzertrennlich mit einander verbunden wären; und als wenn nicht die, der Person des Königs geleisteten, Dienste auch zugleich dem Staate geleistet würden.«

»Nun untersuche man ferner die verschiedenen Theile der Regierung. — Die Gerechtigkeitspflege. Der König hat gar keinen Antheil an der Gesetzgebung. Er hat bloß allein das Recht, bis zu der dritten gesetzgebenden Versammlung, Gegenstände, welche nicht als zu der Konstitution gehörig angesehen werden, aufzuhalten; und das Recht, die Nationalversammlung zu ersuchen, daß sich dieselbe mit diesem

odem jenem Gegenstande beschäftigen möge: aber nicht das Recht, einen förmlichen Vorschlag zu thun.«

»Die Gerechtigkeit wird in dem Nahmen des Königs verwaltet; die Richter werden von ihm bestätigt. Dieses ist jedoch ein bloßer Schein, und der König ernennt bloß allein die königlichen Kommissarien; eine neugeschaffene Stelle, welche nur zum Theil die vormaligen General-Prokuratoren vorstellt, und bloß dazu bestimmt ist, über die Erhaltung der gerechtlichen Formen zu wachen. Den öffentlichen Theil dieses Amtes hat ein anderer Diener der Gerechtigkeit erhalten. Diese Stellen der Kommissarien sind lebenslänglich, und können nicht abgeändert werden, während die Stellen der Richter nur sechs Jahre dauren. Einer der letzten Beschlüsse der Versammlung beraubt den König eines der schönsten Vorrechte, welches überall mit der königlichen Würde verbunden ist, des Rechtes zu begnadigen und die Strafe abzuändern. Wie vollkommen die Gesetze auch seyn mögen, so ist es dennoch unmöglich, daß dieselben alle möglichen Fälle im Voraus sehen sollten; folglich werden, in unvorhergesehenen Fällen, die Geschwornen das Recht haben zu begnadigen, indem sie, nach Gutdünken, das Gesetz erklären werden, obgleich der Anschein gegen dasselbe seyn wird. Wie sehr muß nicht eine solche Verordnung die königliche Majestät in den Augen des Volkes herabsetzen; des Volkes, welches, schon seit langer Zeit, gewohnt war, wegen seiner Bedürfnisse und wegen seiner Besorgnisse sich an den König zu wenden, und in demselben den gemeinschaftlichen Vater zu sehen, der ihre Traurigkeit verscheuchen konnte!«

»Die innere Verwaltung. Sie befindet sich gänzlich in den Händen der Abtheilungen, der Di-

strikte und der Bürgergerichte: Triebfedern, welche der Bewegung der Maschine schaden, und zuweilen auch entzwei springen können. Alle diese Körper werden von dem Volke gewählt, und hängen, zufolge der Beschlüsse, von der Regierung nur in so ferne ab, als sie diese Beschlüsse in Vollziehung zu bringen haben; als sie, zufolge der Beschlüsse, besondere Befehle zu geben haben. Einerseits haben sie von der Regierung gar keine Gnadenbezeugungen zu erwarten; anderseits ist die Art und Weise ihre Fehler zu verhindern, oder zu bestrafen, so wie dieselbe vermöge der Beschlüsse festgesetzt ist, so sehr verwickelt, daß der Fall höchst außerordentlich seyn müßte, in welchem man von derselben Gebrauch machen könnte. Hiedurch wird die Oberaufsicht der Minister über sie beinahe gänzlich vernichtet. Außerdem haben diese Körper sich wenig Ansehen und Gewalt zu verschaffen gewußt.«

»Die Jakobiner, von denen nachher gesprochen werden soll, sind weit mächtiger als sie, ungeachtet dieselben gar keine Verantwortlichkeit auf sich haben. Dadurch wird die Thätigkeit der Regierung gänzlich vernichtet. Seit ihrer Entstehung hat man mehrere Beispiele gesehen, daß sie, mit dem besten Willen die Ordnung zu erhalten, es nicht haben wagen dürfen, sich derjenigen Mittel zu bedienen, welche ihnen das Gesetz darbot, aus Furcht vor dem, durch Aufwiegler angetriebenen, Volke. Die wählenden Körper, ungeachtet dieselben für sich gar keine Thätigkeit haben sollten, und auf die Wahlen gänzlich eingeschränkt sind, haben dennoch eine sehr wesentliche Gewalt, vermöge ihrer Menge; vermöge ihrer zweijährigen Dauer; und vermöge der Furcht, welche allen Menschen anhängt, vorzüglich aber solchen die kein sicheres Auskommen

haben, Denjenigen, die da nutzen oder schaden können, zu mißfallen.«

»Zufolge der Beschlüsse steht es bei dem Könige, mit der militairischen Gewalt nach Gefallen zu schalten. Er ist zum obersten Befehlshaber der Armee sowohl, als des Seewesens, erklärt worden. Allein die ganze Einrichtung dieser beiden Armeen haben die Ausschüsse der Versammlung, ohne Theilnahme des Königs, gemacht. Alles, bis auf die geringfügigste, die militairische Unterwürfigkeit betreffende Verordnung, kommt von ihnen her. Und wenn den König, bei gewissen Gelegenheiten, zu dem dritten oder zu dem vierten Theile der Stellen ernennen darf: so wird dieses Vorrecht, durch die Hindernisse, und durch die unzählbaren Schwierigkeiten, welche sich ein Jeder den Wahlen des Königs entgegen zu setzen erlaubt, beinahe ein bloßes Scheinrecht. Hat man nicht den König genöthigt gesehen, alles dasjenige zu widerrufen, was die Staabsoffizire der Armee gethan hatten, weil ihre Wahlen den Klubs mißfällig waren? Seine Majestät hat nicht rechtschaffene und tapfere Militairpersonen den Gewaltthätigkeiten aussetzen wollen, welche man gegen sie würde ausgeübt haben, wie so manches traurige Beispiel beweist. Die Klubs und die verwaltenden Körper mischten sich in die innere Einrichtung der Armee, welche ihnen doch, den letztern sogar gänzlich, fremd bleiben sollten, indem sie bloß das Recht haben, die öffentliche Gewalt zu Hülfe zu rufen, so oft sie dafür halten, daß es nöthig sey sich derselben zu bedienen. Sie haben sich dieses Rechtes bedient, zuweilen sogar um den Anordnungen der Regierung Widerstand zu leisten. Sie vertheilten die Soldaten nach Gefallen; so daß man, mehr als einmal, die-

ſelben an den Orten nicht gefunden hat, wo ſie hätten ſeyn ſollen.«

»Bloß den Klubs hat man den Geiſt des Aufruhrs zuzuſchreiben, welcher ſich, unter vielen Regimentern, gegen die Offizire und gegen die militairiſche Unterwürfigkeit, gezeigt hat, und welcher, wenn man ſich ihm nicht recht kräftig widerſetzt, die Armee zu Grunde richten wird. Was iſt eine Armee, ohne Anführer und ohne ſtrenge Ordnung? Statt die Kraft und der Schutz des Staates zu ſeyn, wird ſie alsdann demſelben zum Schrecken und zur Plage. Wie werden die Franzöſiſchen Soldaten, ſobald die Augen ihnen geöffnet ſeyn werden, über ihr Betragen erröthen! Sie werden Diejenigen, welche die gute Stimmung, die in der Franzöſiſchen Land- und See-Armee herrſchte, vernichtet haben, verabſcheuen. Von ſolcher Art iſt die Wirkung jener Verordnung, vermöge welcher die Matroſen, die Landſoldaten und die Seeſoldaten, zu Beſuchung der Klubs angehalten worden ſind.«

»Der König hat jederzeit geglaubt, das Geſetz müſſe für Alle gleich ſeyn. Offizire, wenn ſie Unrecht haben, verdienen beſtraft zu werden: allein ſie müſſen, eben ſo gut als ihre Untergebenen, nach den vorhandenen Geſetzen und Verordnungen gerichtet werden. Alle Thüren müſſen geöffnet werden, damit das Verdienſt ſich zeigen und ſich ankündigen könne. Eine jede mögliche Verbeſſerung des Zuſtandes der Soldaten iſt gerecht und nothwendig: aber es giebt keine Armee ohne Offizire und ohne Unterwürfigkeit; und niemals wird dieſelbe beſtehen können, ſo lange die Soldaten in dem Beſitze des Rechtes bleiben, das Betragen ihrer Vorgeſetzten zu beurtheilen.«

»Auswärtige Geſchäffte. Die Ernennung der Geſandten an fremden Höfen ſowohl, als die

Führung der Unterhandlungen, ist dem Könige vorbehalten worden. Allein, der König ist in seiner Wahl zu diesen Stellen eben so wenig frei, als in seiner Wahl zu den Stellen der Armee. Man hat, bei der neuen Ernennung, Beispiele davon gesehen. Die Untersuchung und Bestätigung der Bündnisse, welche die Nationalversammlung sich vorbehalten hat, so wie auch die Ernennung eines diplomatischen Ausschusses, vernichtet gänzlich die letztere Einrichtung. Das Recht Krieg zu führen wäre ein bloßes Scheinrecht; denn ein König, welcher kein Despot ist und kein Despot werden will, müßte den Verstand verlohren haben, wenn er geradezu ein anderes Königreich anfallen wollte, gegen den Willen seiner eigenen Nation, und während dieselbe keine Subsidien bewilligen würde, um den Krieg fortzusetzen. Allein das Recht den Frieden zu schließen ist ein Recht von einer ganz andern Art. Der König, welcher mit der Nation innig verbunden ist, welcher außer dem Interesse der Nation kein anderes Interesse haben kann, kennt die Rechte, die Bedürfnisse und die Hülfsmittel derselben, und geht, in diesem Falle, solche Bedingungen ein, die ihm am schicklichsten scheinen, um die Ruhe und die Wohlfarth derselben zu befestigen. Wenn aber die Verträge von der Nationalversammlung untersucht werden sollen, dann wird keine Macht Verbindungen eingehen wollen, welche von andern gebrochen werden können, als von denjenigen, mit denen sie in Unterhandlung getreten ist: und alsdann wird alle Gewalt in der Versammlung vereinigt sich befinden. Ueberdieß, wie offenherzig man auch unterhandeln mag, ist es dennoch unmöglich, daß die Unterhandlung geheim bleibe, wenn dieselbe einer Versammlung mitgetheilt

werden soll, deren Verhandlungen natürlicherweise öffentlich seyn müssen.«

»Finanzen. Schon lange vor der Zusammenberufung der Reichsstände hatte der König erklärt, daß Er den Versammlungen der Nation das Recht zugestünde, die Subsidien zu bewilligen, und daß Er seinem Volke, ohne dessen Einwilligung, künftig keine Steuer auflegen wollte. Die Vorschriften der Abgesandten an die Reichsstände kamen darin überein, daß die Wiederherstellung der Finanzen in die erste Reihe derjenigen Gegenstände gesetzt werden müßte, mit denen diese Versammlung sich beschäftigen sollte. In einigen Vorschriften waren Einschränkungen vorgeschrieben, wegen Artikel die noch vorher verordnet werden sollten. Der König hat die Schwierigkeiten gehoben, welche durch diese Einschränkungen hätten veranlaßt werden können, indem Er denselben zuvor kam, und, in der Sitzung des 23. Junius, bewilligte, was verlangt worden war. Am 4. Februar 1790 hat der König selbst die Versammlung ersucht, daß sie sich thätig mit einem so wichtigen Gegenstande beschäftigen möchte. Sie hat sich mit demselben erst spät, und auf eine Weise beschäftigt, welche unvollständig scheint. Noch ist keine genaue Uebersicht der Einnahmen und der Ausgaben vorhanden, eben so wenig als eine Uebersicht der Hülfsmittel, durch welche das Defizit gedeckt werden kann. Man hat sich mit hypothetischen Rechnungen begnügt. Die Versammlung hat geeilt die Auflagen abzuschaffen, deren Gewicht zwar das Volk stark drückte, aber welche dessen ungeachtet eine sichere Einnahme verschafften. Sie hat dieselben durch eine, beinahe einzige, Auflage ersetzt, deren genaue Einforderung vielleicht sehr schwer von statten gehen dürfte. Die gewöhnlichen Steuren sind gegenwärtig

sehr weit zurück, und die außerordentliche Hülfsquelle der zwölf hundert ersten Millionen von Assignaten ist beinahe aufgezehrt. Die Ausgaben für das Kriegsdepartement und für das Seewesen haben zugenommen, statt abzunehmen, ohne noch diejenigen Ausgaben zu rechnen, welche, durch nothwendige Kriegsrüstungen, während des Laufes des vergangenen Jahres verursacht worden sind. Die Einrichtung der Finanzen ist weit verwickelter geworden, seitdem die Verwaltung der Distrikte die Einnahmen zu besorgen hat. Der König (welcher doch zuerst, ohne Furcht, die Rechnungen seiner Finanzverwaltung bekannt gemacht hat, und welcher sich bereitwillig gezeigt hat von seiner Regierung öffentliche Rechnung abzulegen) ist von diesem Theile der Staatsverwaltung, wo möglich noch mehr als von den übrigen Theilen, ausgeschlossen worden. Vorurtheile, Neid und Vorwürfe gegen die Regierung, sind über diesen Gegenstand, mehr als über keinen andern, verbreitet worden. Einrichtung der Kapitalien; Erhebung der Auflagen, Vertheilung derselben unter die verschiedenen Abtheilungen, Belohnungen für geleistete Dienste: alles ist der Aufsicht des Königs entzogen worden. Ihm bleibt weiter nichts übrig, als einige knechtische Ernennungen: nicht einmal die Austheilung einiger Gnadengehalte zur Unterstützung der Bedürftigen. Der König kennt die Schwierigkeiten dieser Verwaltung; und wäre es möglich, daß die Maschine der Regierung ohne Seine unmittelbare Oberaufsicht über die Verwaltung der Finanzen fortgehen könnte: so würde Seine Majestät weiter nichts bedauren, als daß Ihm nicht länger erlaubt wäre, selbst eine unveränderliche Ordnung einzuführen, welche zu Verminderung der Auflagen dienen könnte (einem Gegenstande, von welchem bekannt ist, daß

der König jederzeit denselben lebhaft gewünscht hat, und welchen Er, ohne den Amerikanischen Krieg, auch würde in Ausführung gebracht haben) und daß Er nicht länger im Stande wäre, den Nothleidenden hülfreiche Hand zu leisten.«

»Endlich ist, vermöge der Beschlüsse, der König zu dem obersten Befehlshaber der Verwaltung des Königreiches erklärt worden. Andere, nachfolgende Beschlüsse, haben die Einrichtung des Ministerjums auf eine solche Weise bestimmt, daß der König, welchen dieses unmittelbar angeht, dennoch, ohne abermalige Entscheidungen der Versammlung, nichts darin abändern kann. Das System der Oberhäupter der herrschenden Parthey ist so gut befolgt worden, und man hat ein so großes Mißtrauen auf alle Diejenigen geworfen, welche an der Regierung Antheil haben, daß es jetzo beinahe unmöglich ist die Stellen der Verwaltung zu besetzen. Eine jede Regierungsform kann weder bestehen noch fortrücken, solange nicht ein gegenseitiges Zutrauen zwischen den Verwaltenden, und Denjenigen, die da verwaltet werden, statt findet. Die letzten Verordnungen der Nationalversammlung über die Strafen der Minister, oder der andern Gehülfen der vollziehenden Gewalt, welche die Gränzen ihrer Stellen würden überschritten haben, müssen mancherlei Besorgnisse erwecken. Diese Strafgesetze erstrecken sich sogar bis auf die Untergebenen. Hiedurch wird die Unterwürfigkeit ganz aufgehoben: denn die Untergebenen dürfen niemals die Befehle ihrer Oberen beurtheilen, weil die Letztern für Alles was sie befehlen verantwortlich sind. Diese Verordnungen haben, wegen der allzuweit getriebenen Vorsicht, und wegen der mancherlei Arten von Verbrechen die in denselben angegeben sind, keinen andern Zweck, als Miß-

trauen zu erregen, statt des Zutrauens, welches so nothwendig wäre.«

»Diese Regierungsform, welche schon an sich so mangelhaft ist, wird es noch weit mehr aus folgenden Gründen:

1. Weil die Versammlung, vermöge ihrer Ausschüsse, alle Augenblicke die Gränzen überschreitet, welche sie sich selbst vorgeschrieben hat. Sie beschäftigt sich mit Dingen, welche ganz allein die innere Verwaltung des Reiches, und die Gerechtigkeitspflege betreffen; folglich vereinigt dieselbe in sich alle Gewalt. Ja sie übt, vermöge ihres Untersuchungsausschusses, einen wahren Despotismus aus; einen Despotismus, welcher grausamer und unerträglicher ist, als irgend einer von denen, deren die Geschichte jemals gedacht hat.«

2. »Beinahe in allen Städten, und sogar in mehreren Flecken und Dörfern des Königreiches, sind Verbindungen entstanden, welche man, unter dem Nahmen der Konstitutionsfreunde (Jakobiner) kennt. Trotz der Beschlüsse, dulden diese keine andere Gesellschaft, welche mit ihnen nicht verbunden ist. Hiedurch entsteht eine ungeheure Verbindung, gefährlicher als irgend eine von denen die vorher vorhanden waren. Ohne dazu bevollmächtigt zu seyn, ja sogar den Beschlüssen zum Trotze, berathschlagen sie sich über alle Theile der Regierungsform; führen einen Briefwechsel unter sich, über alle Gegenstände derselben; nehmen Anklagen an, und klagen selbst an; machen Beschlüsse bekannt; und haben nunmehr ein so großes Uebergewicht erhalten, daß alle verwaltenden und richtenden Körper, die Nationalversammlung selbst nicht ausgenommen, beinahe durchaus ihren Befehlen gehorchen müssen.«

»Der König hält dafür, es sey nicht möglich, ein so weitläuftiges und so wichtiges Königreich, als Frankreich ist, durch die, von der Nationalversammlung festgesetzten, Mittel so wie dieselben jetzo vorhanden sind, zu beherrschen. Der König hat allen Beschlüssen, ohne Unterschied, eine Genehmigung bewilligt; weil Er wohl wußte, daß Er dieselbe nicht würde abschlagen können, und weil Er wünschte aller Auseinandersetzung auszuweichen, von welcher die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß sie zum wenigsten unnütz wäre. Er befürchtete, noch überdieß, man möchte glauben, Er wollte die Arbeiten der Nationalversammlung aufhalten oder unnütz machen: Arbeiten, an deren gutem Erfolge die Nation so großen Antheil nahm. Er setzte sein Vertrauen auf die vernünftigen Mitglieder der Versammlung, welche einsahen, daß es weit leichter wäre, eine Regierungsform zu zerstören, als eine andere, auf ganz verschiedenen Grundlagen, aufzuführen. Bei der angekündigten Revision der Beschlüsse hatten sie mehr als einmal die Nothwendigkeit eingesehen, diejenige Art von Kraft und von Widerstand, welche zu der Erhaltung einer jeden Regierungsform nothwendig vorhanden seyn müssen, zu schaffen. — Sie sehen ein, wie nützlich es ist, dieser Regierungsform, und diesen Gesetzen, auf welchen die Wohlfahrt und die Sicherheit eines Jeden beruht, ein so großes Zutrauen zu verschaffen, daß alle diejenigen Bürger des Staates, welche, theils aus Mißtrauen, theils aus Besorgniß für ihr Leben oder für ihr Eigenthum, auszuwandern genöthigt worden sind, zurückkehren möchten.«

»Aber je mehr die Versammlung sich dem Ende ihrer Arbeiten nähert, um desto mehr verlieren die vernünftigen Mitglieder alles Ansehen; um desto mehr

werden Maßregeln gehäuft, welche die Vollziehung der Gesetze schwierig, ja sogar unmöglich machen, und welche gegen dieselben Mißtrauen und Wuth erwecken. Die übrigen Verordnungen, statt auf die Wunden, welche noch in verschiedenen Provinzen bluten, einen heilsamen Balsam zu gießen, dienen nur dazu, die Besorgnisse zu vergrößern, und das Mißvergnügen zu vermehren. Der Geist der Klubs beherrscht und verschlingt Alles. Tausend verläumderische und aufrührische Tagschriften und Flugschriften, welche täglich ausgestreuet werden, sind das Echo dieser Klubs, und bereiten die Gemüther vor, damit sich dieselben desto leichter leiten lassen. Niemals hat die Nationalversammlung es gewagt, dieser Ausgelassenheit, welche sich mit der wahren Freiheit so wenig verträgt, Einhalt zu thun. Sie hat ihr Ansehen verlohren, ja sogar die Kraft, welche ihr nöthig wäre, um einige Schritte rückwärts zu thun, und dasjenige abändern zu können, was, ihrer Meinung nach, einer Verbesserung bedürfte. Aus dem Geiste, welcher in den Klubs herrscht, und aus der Art, wie sie sich der neuen Wahlversammlungen bemächtigen, erhellt deutlich, was von ihnen zu erwarten steht, und wie wenig sie ein Verlangen zeigen, irgend Etwas zurück zu nehmen. Sie suchen vielmehr, dasjenige, was von der königlichen Würde noch übrig bleibt, gänzlich zu zerstören, und eine metaphysisch-philosophische Regierungsform einzuführen, welche unmöglich bestehen kann.«

»Frankreicher! war dieses Euer Zweck, als Ihr Abgesandte zu der Nationalversammlung schicktet? Verlangtet Ihr, daß Gesetzlosigkeit und Despotismus der Klubs an die Stelle einer monarchischen Regierungsform treten sollte, unter welcher sich die Nation

vierzehn hundert Jahre lang wohl befunden hatte? Verlangtet Ihr, daß Euer König mit Schmähungen überhäuft, und seiner Freiheit beraubt werden sollte, während Er sich damit beschäftigte, Euch frei zu machen?«

»Liebe für ihre Könige gehört unter die Tugenden der Frankreicher; und Seine Majestät hat Selbst viel zu rührende Beweise von derselben erhalten, als daß Er sie jemals sollte vergessen können. Die Unruhestifter sahen wohl ein, daß, so lange diese Liebe vorhanden seyn würde, ihr Werk niemals gelingen könnte. Sie sahen ebenfalls ein, daß, um dieselbe zu schwächen, es nöthig wäre, wo möglich die Ehrerbietung zu zerstören, welche bis jetzt mit derselben beständig verbunden gewesen ist. Daher alle die Beschimpfungen, welche der König seit zwei Jahren hat leiden, alles Unangenehme was Er hat erdulden müssen. Seine Majestät würde das traurige Gemälde desselben hier nicht aufstellen, wenn Er nicht seinen getreuen Unterthanen die Denkungsart der Unruhestifter zeigen wollte, welche ihr Vaterland verheeren, während sie sich stellen, als wollten sie dasselbe wiedergebähren.«

»Anfänglich bedienten sie sich des Enthusiasmus, mit welchem man Hrn. Necker betrachtete, um demselben, sogar unter den Augen des Königs, einen Triumph zu verschaffen, welcher um so viel glänzender war, weil, zu gleicher Zeit, die, von ihnen dafür bezahlten, Leute sich anstellten, als bemerkten sie nicht einmal die Gegenwart des Königs. Durch diesen ersten Versuch frecher gemacht, wagten sie es, am folgenden Tage, zu Versailles, den Herrn Erzbischof von Paris zu beschimpfen, denselben mit Steinwürfen zu verfolgen, und sein Leben in die größte Gefahr zu seyen. Als der Aufruhr zu Paris ausbrach, wurde

ein Eilbothe, welchen der König dahin gesandt hatte, öffentlich angehalten und durchsucht. Die Briefe des Königs sogar wurden geöffnet. Während dieser Zeit schien die Nationalversammlung des Schmerzens Seiner Majestät zu spotten, indem sich dieselbe mit weiter nichts beschäftigte, als damit, diejenigen Minister, deren Entfernung dem Aufruhr zum Vorwande diente, mit Beweisen ihrer Achtung zu überhäufen; Minister welche sie seither deßwegen nicht besser behandelt hat. Nachdem sich der König entschlossen hatte, selbst Worte des Friedens nach der Hauptstadt zu bringen, gaben sich, auf dem ganzen Wege, angestellte Leute große Mühe, jene, den Frankreichern so natürlichen, Ausrufungen: »Hoch lebe der König!« zu verhindern; und die Anreden, welche man an Ihn hielt, weit entfernt Dankbarkeit auszudrücken, waren voll von einer bittern Ironie.«

»Indessen gewöhnte man das Volk immer mehr und mehr an eine gänzliche Verachtung der königlichen Würde und der Gesetze. Zu Versailles machte dasselbe den Versuch, zwei Husaren an dem Gitterthore des Schlosses aufzuhängen; es befreite einen Vatermörder von dem Schaffote; und es widersetzte sich der Absendung eines Detaschements Jäger, welche dazu bestimmt waren, Ordnung und Ruhe zu erhalten. Indessen that ein toller Schwärmer in dem Palais Royal öffentlich den Vorschlag, den König nebst seinem Sohne abzuholen, dieselben zu Paris zu bewachen, und die Königinn in ein Kloster einzusperren. Dieser Vorschlag, weit entfernt mit verdientem Unwillen verworfen zu werden, wurde beklatscht. Auch die Versammlung, nicht damit zufrieden, die königliche Würde durch ihre Beschlüsse herab zu setzen, stellte sich sogar, als verachtete sie den König, und nahm

die Bemerkungen des Königs über die Beschlüsse der Nacht von dem vierten zu dem fünften August auf eine Weise an, der man unmöglich ihren wahren Nahmen geben kann.«

»Endlich erschienen die Tage des fünften und sechsten Oktobers. Die Erzählung desjenigen was damals vorfiel würde überflüssig seyn, und Seine Majestät verschont seine getreuen Unterthanen mit derselben. Allein der König kann sich nicht enthalten, auf das Betragen der Versammlung während diesen gräulichen Auftritten aufmerksam zu machen. Weit entfernt sich Mühe zu geben, dieselben zu verhindern, oder wenigstens denselben Einhalt zu thun, blieb sie ruhig, und begnügte sich damit, auf den Vorschlag, daß sie sich zu dem Könige begeben sollte, zu antworten: es wäre dieses unter ihrer Würde.«

»Seit jener Zeit sind, beinahe alle Tage, Auftritte vorgefallen, welche für den König kränkender und kränkender waren, oder neue Beschimpfungen, die ihm angethan wurden. Kaum befand sich der König in den Thuillerien, als schon ein Unschuldiger ermordet, und sein Kopf in Paris herum getragen ward, beinahe unter den Augen des Königs. In mehreren Provinzen sind diejenigen, welche dem Könige, oder der Person desselben, ergeben zu seyn schienen, verfolgt worden. Einige haben sogar das Leben verlohren, ohne daß es dem Könige möglich gewesen wäre, die Mörder bestrafen zu lassen, oder auch nur sein Mitleid zu bezeugen. Alle diejenigen Mitglieder der Versammlung, welche gegen die königliche Würde oder gegen die Religion gesprochen haben (denn die Unruhestifter haben in ihrer Wuth dem Altare nicht mehr Ehrerbietung bewiesen als dem Throne) sind, sogar in dem Garten der Thuillerien, im Triumphe getragen

worden, während Diejenigen, welche anders denken, jeden Augenblick der Beschimpfung, und sogar der Gefahr das Leben zu verlieren, ausgesetzt sind.«

»Bei dem, am 14 Julius 1790 gehaltenen, Bundesfeste ernannte die Versammlung den König, vermöge eines ausdrücklichen Beschlusses, zu dem obersten Befehlshaber desselben, und sie bewies dadurch, daß sie dafür hielt, sie hätte wohl Jemand anders dazu ernennen können. Bei eben diesem Feste wurde auch, ungeachtet des Verlangens des Königs, die königliche Familie von dem Könige getrennt: eine bis jetzt unerhörte Sache. Indessen war doch dieses Bundesfest der angenehmste Zeitpunkt des Aufenthaltes des Königs zu Paris. Er erinnert sich mit Vergnügen an die Beweise von Ergebenheit und Liebe, welche Ihm die Bürgermiliz, die sich aus ganz Frankreich zu diesem Feste versammelt hatte, damals zeigte.«

»Die Minister des Königs, eben die Minister welche die Versammlung den König zurück zu rufen genöthigt hatte, oder deren Ernennung sie mit Beifallklatschen aufgenommen hatte, sind, durch wiederholte Beschimpfungen und Drohungen, genöthigt worden, ihre Stellen nieder zu legen, Einen ausgenommen.«

»Die Tanten des Königs, welche beständig bei Ihm geblieben waren, wollten, aus einem die Religion betreffenden Grunde, sich nach Rom begeben, allein die Unruhestifter wollten ihnen nicht die Freiheit lassen, welche Jedermann zugehört, und welche, vermöge der Bekanntmachung der Rechte des Menschen, festgesetzt worden ist. Ein von ihnen angetriebener Haufe begab sich nach Bellevue, um die Prinzessinnen gefangen zu nehmen. Der Anschlag mißlang, wegen der schnellen Abreise derselben. Aber hiedurch kamen die Unruhestifter nicht aus der Fassung. Sie

begaben sich zu dem Bruder des Königs, unter dem Vorwande, daß auch Er dem Beispiele der Prinzessinnen nachfolgen wollte. Und ob sie gleich durch diesen Schritt keinen andern Zweck erhielten, als das Vergnügen den Prinzen zu verhöhnen, so war derselbe dennoch für ihr System nicht ganz umsonst gethan. Jedoch, da sie die Prinzessinnen zu Bellevue nicht gefangen nehmen konnten, so fanden sie Mittel, Dieselben zu Arnaille Duc anhalten zu lassen; und es bedurfte eines Befehls der Nationalversammlung ehe sie ihre Reise fortsetzen konnten. Der Befehl des Königs wurde nicht geachtet.«

»Kaum war die Nachricht dieser Gefangennehmung zu Paris angekommen, als sie schon den Versuch machten, eine solche Verletzung der Freiheit von der Nationalversammlung billigen zu lassen. Da aber dieser Streich fehlschlug, so verursachten sie einen Aufstand, um den König zu nöthigen, daß er die Prinzessinnen möchte zurück kommen lassen. Allein das gute Betragen der Bürgermiliz (worüber der König derselben seinen Beifall bezeugt hat) trieb den zusammengelaufenen Haufen auseinander; und da nahmen sie zu andern Mitteln ihre Zuflucht. Sie hatten wohl bemerkt, daß bei einer jeden, auch noch so geringen, Gährung unter dem Volke, eine große Menge getreuer Unterthanen sich in den Thuillerien versammelte, und daselbst eine Art von Bataillon bildete, welches fähig war den Uebelgesinnten Widerstand zu thun. Sie veranlaßten einen Auflauf zu Vincennes, und sie verbreiteten, vorsätzlich, das Gerücht, man wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, und sich nach den Thuillerien begeben — damit die Vertheidiger des Königs sich versammeln möchten, so wie sie bisher gethan hatten; und damit man die Gesinnungen derselben bei der

Bürgermiliz verunstalten könnte, indem man ihnen das Vorhaben desselbigen Verbrechens schuld gäbe, welches zu verhüten sie sich bewaffnet hatten. Es gelang so gut, die Gemüther zu erbittern, daß der König den Schmerz hatte, unter seinen Augen, und ohne sie vertheidigen zu können, Diejenigen mißhandeln zu sehen, welche ihm gerade damals die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben. Vergeblich verlangte Seine Majestät selbst von ihnen die Waffen welche man verdächtig gemacht hatte; vergeblich gaben sie dem Könige noch diesen letzten Beweis ihrer Ergebenheit: nichts war vermögend die irre geleiteten Gemüther zu besänftigen, welche die Frechheit so weit trieben, daß sie sich die Waffen, welche der König in Verwahrung genommen hatte, ausliefern ließen, und dieselben zerbrachen.«

»Indessen nahm sich der König, welcher krank gewesen war, vor, die schönen Frühlingstage sich zu Nutze zu machen und nach St. Cloud zu reisen, so wie Er, im vorigen Jahre, einen Theil des Sommers und des Herbstes daselbst zugebracht hatte. Da diese Reise in die Charwoche fiel, so wagte man es, der bekannten Anhänglichkeit des Königs an die Religion seiner Väter sich zu bedienen, um die Gemüther gegen ihn aufzubringen. Schon am Sonntag Abend unterstand sich der Baarfüßerklub einen Beschluß anzuschlagen, in welchem der König selbst, als ein Widerspänstiger gegen das Gesetz, angeklagt wurde. Am folgenden Tage stieg Seine Majestät in den Wagen, um abzureisen. Aber kaum war Er an dem Thore der Thuillerien angelangt, als ein Haufe Volks sich zeigte, um sich, wie es schien, seiner Reise zu widersetzen. Sehr ungerne bemerkt man, daß die Bürgermiliz, weit entfernt den Aufrührern Einhalt zu thun, mit den-

denselben gemeinschaftliche Sache machte, und sogar selbst die Pferde anhielt. Vergeblich that Hr. de la Fayette Alles, was er nur vermochte, um dieser Leibwache das Scheußliche in ihrem Betragen begreiflich zu machen. Nichts wollte fruchten. Die unverschämtesten Vorschläge, die gräßlichsten Vorschläge ertönten in den Ohren Seiner Majestät. Die Personen seines Hauses, welche sich bei Ihm befanden, bemühten sich, wenigstens mit ihren Leibern um Ihn her eine Schutzwehr zu bilden, falls man versuchen sollte, das Vorhaben, welches man nur zu deutlich merken ließ, wirklich ausführen zu wollen. Allein der König sah sich genöthigt, den Kelch bis auf die Hefen auszutrinken. Seine getreuen Diener wurden mit Gewalt von ihm weggerissen; und nachdem Seine Majestät, ein und drei viertel Stunden lang, alle diese Schmähungen erduldet hatte, wurde er genöthigt zu bleiben, und in sein Gefängniß zurück zu kehren: denn von dieser Zeit an konnte man seinem Pallaste keinen andern Nahmen geben. Das erste, was Er that, war, daß Er die Aufseher der Abtheilung zu sich kommen ließ, deren Amt von ihnen fordert, daß sie über die öffentliche Ruhe und Sicherheit wachen müssen. Der König gab Nachricht von allem was vorgefallen war. An dem folgenden Tage begab sich der König selbst nach der Nationalversamlung, um derselben vorzustellen, wie sehr diese Begebenheit der neuen Konstitution entgegen wäre. Neue Verhöhnungen waren die ganze Frucht dieser beiden Schritte des Königs. Man nöthigte ihn, in die Verabschiedung der Geistlichen seiner Kapelle, sowohl als der obersten Diener seines Hauses, einzuwilligen, und den Brief gut zu heißen, welchen sein Minister, in seinem Nahmen, an die auswärtigen Höfe schrieb; ja Er wurde sogar gezwungen, an dem

Ostertage, der Messe des neuerwählten Geistlichen, in der Kirche St. Germain Lauxerrois, beizuwohnen.«

»Aus allen diesen Gründen, und wegen der Unmöglichkeit, in welcher der König sich befindet, das Gute zu bewirken, und das Böse welches geschieht verhindern zu können, wird sich wohl Niemand wundern, daß der König seine Freiheit wieder zu erlangen, und sich nebst seiner Familie in Sicherheit zu setzen gesucht hat.«

»Frankreicher! und vorzüglich Ihr, Pariser! Ihr Einwohner einer Stadt, welche die Vorfahren Seiner Majestät so gerne ihre gute Stadt Paris genannt haben! Trauet nicht den Anstiftungen und den Lügen Eurer vorgeblichen Freunde. Kommet wiederum zu Eurem Könige zurück, Er wird jederzeit Euer Vater und Euer bester Freund seyn. Mit welchem Vergnügen wird Er alles, seiner Person angethane, Unrecht vergessen, und sich wiederum mitten unter Euch aufhalten; sobald, vermöge einer Konstitution, welche Er freiwillig angenommen haben wird, Unsere heilige Religion verehrt ist, die Regierungsform unveränderlich festgesetzt bleibt, die Person und das Eigenthum eines Jeden ungestört ist, die Gesetze nicht mehr ungestraft verletzt werden können, und die Freiheit fest und unerschütterlich gegründet seyn wird!«

»Paris am 20. Junius 1791.«

»LUDWIG.«

»Der König verbietet seinen Ministern, in seinem Nahmen irgend einen Befehl zu unterschreiben, bevor sie nicht seine ferneren Befehle erhalten haben werden. Dem Siegelbewahrer des Staates befiehlt Er, das Siegel des Staates Ihm zu übersenden, sobald ihm

daſſelbe, im Nahmen des Königs, abgefordert werden wird.«

»Paris am 20. Junius 1791.«

»LUDWIG.«

Die Verſammlung beſchloß: der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte ſollte den, zu Paris ſich aufhaltenden, Geſandten der fremden Mächte, ſowohl als den Franzöſiſchen Geſandten an den auswärtigen Höfen, bekannt machen: es wäre die Abſicht der Franzöſiſchen Nation, mit jenen Höfen und Staaten Freundſchaft und gutes Vernehmen zu unterhalten. Auch ſollte der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte bevollmächtigt ſeyn, die offiziellen Schriften der Geſandten in Empfang zu nehmen.

Hr. de Cernon berichtete: es befänden ſich in dem öffentlichen Schatze 31,136,000 Livres; nehmlich: zwei Millionen in Golde, ſechs Millionen in Silber, achtzehn Millionen in Aſſignaten, und das Uebrige in Staatspapieren.

Nachher fuhr die Verſammlung in ihren Berathſchlagungen über den Kriminalkodex fort.

Der ſechs und ſechzigjährige General Rochambeau erſchien, und bezeugte ſeine Unterwürfigkeit, unter die Beſchlüſſe der Verſammlung. Aehnliche Geſinnungen zeigten auch die Herren de Montesquiou, d'Aiguillon, de Menou, de Lameth, Clermont-d'Amboiſe, de Cuſtine, L'Abbadie, der Deutſche Prinz von Heſſen-Rothenburg, und andere Staabsoffizire.

Hr. de Cuſtine verlangte: daß alle Offizire der Armee gehalten ſeyn ſollten, einen neuen Eid der Anhänglichkeit zu leiſten. Dieſer Eid lautete wie folgt:

»Ich schwöre, die mir übergebenen Waffen zu »der Vertheidigung des Vaterlandes zu gebrau»chen; die, von der Nationalversammlung be»schlossene, Konstitution gegen alle äußeren und »inneren Feinde derselben aufrecht zu erhalten; »eher zu sterben, als zuzugeben, daß der Franzö»sische Grund und Boden von fremden Truppen »betreten werde; und keinen andern Befehlen zu »gehorchen, als denjenigen, welche, zufolge der »Beschlüsse der Nationalversammlung, gegeben »werden.«

In der Nacht vom 21. zum 22. Junius war die ganze Stadt erleuchtet, um der Sicherheit willen.

Man hatte unter dem Volke das Gerücht ausgestreuet: daß der König und die Königinn die, der Krone zugehörigen, Demanten mit sich genommen hätten. Die Nationalversammlung sandte Kommissarien nach dem Hause, in welchem die Reichsinsignien verwahrt wurden: und da fand man nicht nur die Insignien vollständig, sondern der König und die Königinn hatten sogar, vor ihrer Abreise, auch noch die übrigen, ihnen zugehörigen Demanten, nebst ihrem ganzen Schmucke, dahin gesandt.

Hr. Bailly zeigte der Versammlung an: daß drei, der Nation zugehörige Häuser, an dem Tage, an welchem die Flucht des Königs bekannt wurde, über den festgesetzten Preis verkauft worden wären.

Am 22. Junius herrschte zu Paris dieselbe Stille und Ruhe, wie an dem vorigen Tage. Zwar versammelten sich die Einwohner in allen Straßen und auf den öffentlichen Plätzen; aber sie begiengen keine Ausschweifungen. Der Bürgerrath sowohl, als die übrigen verwaltenden Körper, ließen an den Ecken der Straßen mehrere gedruckte Zettel anschlagen, in wel-

chen sie die Bürger vermahnten, ruhig zu bleiben, und denselben schmeichelten, weil sie sich in der Unmöglichkeit befanden sie zu zwingen. Alle Wagen wurden verboten; alle Bürger waren unter den Waffen; und auf allen Gesichtern las man den Ausdruck der Furcht, des Schreckens, und der bangen Erwartung.

Der Baarfüßerklub, dessen oben schon Erwähnung geschehen ist, war frech genug, an allen Ecken der Straßen ein gedrucktes Blatt anschlagen zu lassen, worauf folgendes stand:

»Baarfüßerklub, Gesellschaft der Freunde der Rechte des Menschen und des Bürgers.«

»Auszug aus dem Protokolle der Sitzung des 22 Junius 1791.«

»Songez qu'au champ-de-Mars, à cet autel auguste,
»Louis nous a juré d'être fidèle et juste.
»De son peuple et de lui tel étoit le lien;
»Il nous rend nos sermens, lorsqu'il trahit le sien.
»Si parmi les Français il se trouvoit un traître
»Qui regrettât les Rois, et qui voulut un maitre,
»Que le perfide meure au milieu des tourmens:
»Que sa cendre coupable, abandonnée aux vents,
»Ne laisse ici qu'un nom plus odieux encore
»Que le nom des tyrans que l'homme libre abhorre.

»Die freien Frankreicher, welche die Gesellschaft »der Freunde der Rechte des Menschen und des Bür»gers ausmachen, und der Baarfüßerklub heißen, »machen allen ihren Mitbürgern bekannt, daß ihre »Gesellschaft aus eben so viel Tyrannenmördern als »Mitgliedern besteht, und daß alle, und ein Jeder »einzeln, geschworen haben, die Tyrannen zu er»morden, welche es wagen würden, unsere Gränzen »anzugreifen, oder einen Eingriff in unsere Freiheit

»und in unsere Konstitution zu thun, es geschehe nun »auf welche Art es auch wolle.«

»Le Gendre, Presidents.«

»Collin und Champion, Sekretaire.«

Diese Frechheit war zu groß, als daß dieselbe hätte ungeahndet bleiben können. Daher machten die Aufseher der Abtheilung von Paris Folgendes bekannt:

»Abtheilung von Paris, am 22. Junius 1791.«

»Da angezeigt worden ist, daß eine gedruckte »Schrift vorhanden sey, welche den Titel führe: der »Baarfüßerklub an die Staatsbürger, und »unterzeichnet sey: Le Gendre, Collin, Cham»pion, so hat der Rath der Abtheilung diese Schrift »gelesen, und:

»In Betrachtung: daß dieselbe ihrer Form nach »nicht gesetzmäßig ist, weil, nach dem Ausdrucke des »Beschlusses vom 14. Aprill 1791, eine jede öffentlich »angeschlagene Schrift, von allen Staatsbürgern un»terzeichnet seyn muß, welche zu der Verfertigung der»selben beigetragen haben, und nicht unter dem Nah»men einer Gesellschaft bekannt gemacht werden darf; »daß die Thatsachen, welche dieselbe enthält, falsch »sind, weil, zufolge eines Beschlusses des Bürgerra»thes, ein jeder Staatsbürger gehalten ist, sich zu der »Fahne des Quartiers zu verfügen, in welchem er »wohnt; daß diese Schrift gefährlich ist, wegen der »Folgen die aus solchen Grundsätzen entstehen könn»ten; daß die Urheber derselben, unter dem Vorwan»de des Patriotismus, keinen andern Zweck zu haben »scheinen, als die Verwaltung zu verläumden, und »die Staatsbürger unter sich uneinig zu machen, zu »einer Zeit wo die größte Einigkeit erfordert wird;

»daß die Schrift ferner Aufruhr zu erwecken sucht, in»dem sie die Staatsbürger auffordert, ohne Ursache »gegen einander Gewaltthätigkeit zu verüben.«

»In Betrachtung ferner: daß es den Nahmen der »Freunde der Rechte des Menschen und des »Bürgers beschimpfen heißt, wenn man sich desselben bedient, um die Gemüther irre zu führen, und »die Gesetze zu verletzen; daß demzufolge diese Schrift »von Niemand anders, als von den Feinden des Vaterlandes, herrühren kann:

»Aus allen diesen Gründen tragen die Aufseher »der Abtheilung dem Herren General-Prokurator-»Syndikus auf, daß derselbe dem öffentlichen Ankläger die Verfasser, Unterschreiber und Austheiler dieser Schrift, als Störer der öffentlichen Ruhe angeben möge.«

»La Rochefoucault, Presidents.«
»Blondel, Sekretair.«

In dem Jakobinerklub, dessen Ansehen nach der Flucht des Königs außerordentlich zunahm, herrschten, wie schon bemerkt worden ist, republikanische Gesinnungen. Die Sitzungen dieses Klubs am 21. und 22. Junius waren äußerst merkwürdig und interessant.

Am Abende des 21. Junius trat Robespierre auf den Rednerstuhl des Jakobinerklubs und sprach:

»Mir scheint die Flucht des vornehmsten öffentlichen Beamten eben kein großes Unglück. Der heutige Tag könnte der schönste Tag der Revolution seyn. Er könnte es noch werden, und der Gewinn von vierzig Millionen Livres, welche die königliche Person zu unterhalten kostete, würde die geringste Wohlthat des heutigen Tages seyn. Aber hiezu müßte man ganz andere Maaßregeln nehmen, als die Nationalversamm-

tung genommen hat. Ich komme jetzo hieher, zu einer Zeit wo die Nationalversammlung ihre Sitzung unterbrochen hat, um Euch zu sagen, was für Maaßregeln man hätte nehmen sollen; Maaßregeln, welche man mir nicht einmal hat vorzutragen erlauben wollen. Der König hat, um seinen Posten zu verlassen, gerade den Zeitpunkt gewählt, in welchem die Eröffnung der Wahlversammlungen die allgemeine Eifersucht rege machen, und einen Theil der Nation gegen den andern bewaffnen wird, wegen des, die Mark Silbers betreffenden Beschlusses, und wegen jenes lächerlichen Unterschiedes, den man, zwischen den ganzen Staatsbürgern, den halben Staatsbürgern, und den viertel Staatsbürgern, festgesetzt hat. Er hat den Augenblick gewählt, in welchem die erste Nationalversammlung, an dem Ende ihrer Arbeiten (von denen ein Theil der öffentlichen Meinung entgegen ist mit eben dem Blicke, mit dem man seinen Erben betrachtet, die neue Nationalversammlung, von welcher sie verjagt werden wird, ansieht. Er hat den Augenblick gewählt, in welchem verrätherische Priester, durch Hirtenbriefe und durch Päpstliche Bullen, den Fanatismus reif gemacht, und alle Dummköpfe in den drei und achtzig Abtheilungen, welche durch die Philosophie noch nicht aufgeklärt worden sind, gegen die Konstitution aufgewiegelt haben. Er hat den Augenblick erwartet, in welchem der Kaiser und der König von Schweden zu Brüssel angekommen seyn würden, um ihn zu empfangen, und in welchem Frankreich mit der Erndte bedeckt seyn würde: damit man, durch eine kleine Anzahl von Räubern mit Feuerbränden in der Hand, die Nation könnte aushungern lassen. — Aber dieses alles erschreckt mich keinesweges. Laßt ganz Europa sich gegen uns verbünden; und ganz Europa soll über-

wunden werden! Mich erschreckt, mich, meine Herren, gerade Dasjenige, was Jedermann Zutrauen einflößt. — Es ist nöthig, daß man mir bis an das Ende zuhöre. — Was mich erschreckt, ich wiederhole meine Worte, ist gerade Dasjenige, was Jedermann Zutrauen einzuflößen scheint: nehmlich, daß, seit heute Vormittag, alle unsere Feinde dieselbe Sprache führen, die wir führen. Jedermann ist einig. Einer sieht aus wie der Andere. Dennoch ist es klar, daß ein König, welcher vierzig Millionen einzunehmen hatte, welcher alle Stellen besetzen konnte, welcher noch die schönste und die festeste Krone des Erdreiches auf seinem Kopfe hatte, nicht so große Vortheile hat aufgeben können, ohne versichert zu seyn, daß er dieselben wieder erhalten würde. Nun kann er aber nicht auf die Unterstützung Leopolds und des Königs von Schweden, oder auf die Armee der Ausgewanderten, seine Hoffnungen stützen. Laßt alle Räuber in Europa sich verbünden, und, ich sage es noch einmal, sie werden überwunden werden! Folglich hat der flüchtig gewordene König die Stützen, auf welche er, bei seinem Triumph-Rückzuge, rechnet unter uns, in dieser Stadt, zurück gelassen: außerdem würde seine Flucht gar zu unsinnig seyn. Ihr wißt, daß drei Millionen, für die Freiheit bewaffneter Männer, unüberwindlich seyn würden. Folglich hat er eine mächtige Parthei und ansehnliche Verbindungen unter uns. Dennoch (sehet um Euch her, und theilet mit mir meinen Schrecken) dennoch haben Alle dieselbe Maske des Patriotismus vorgenommen. Ich wage nicht etwa Vermuthungen. Nein! ich spreche von Thatsachen, die ich ganz gewiß weiß. Ich will Euch Alles entdecken; und ich fordere Diejenigen, welche nach mir sprechen werden, auf, mir zu antworten. Ihr habt die Schrift gelesen,

welche Ludwig der Sechszehnte bei seiner Abreise zurück gelassen hat. Ihr habt bemerkt, wie er in der Konstitution diejenigen Dinge anzeigt, welche ihm wehe thun, und Diejenigen Dinge, welche das Glück haben ihm zu gefallen. Leset diese Protestation des Königs; dann wird das Komplott deutlich vor Euch da liegen. Der König wird nach unsern Gränzen zurück kommen, unterstützt von Leopold, von dem Könige von Schweden, von Artois, von Conde, von allen Flüchtlingen, und von allen Räubern, welche die gemeine Sache der Könige bei seiner Armee versammeln wird. Dann wird ein väterliches Manifest erscheinen, etwa wie das Manifest des Kaisers nachdem derselbe Brabant wieder erobert hatte. Der König wird in demselben nochmals wiederholen, was er schon hundertmal gesagt hat: »mein Volk kann jederzeit auf meine »Liebe sicher zählen.« Man wird in demselben nicht allein die Süßigkeit des Friedens, sondern sogar die Freiheit loben. Man wird eine Unterhandlung mit den Ausgewanderten, ewigen Frieden, Vergebung und Brüderschaft, vorschlagen. Zu gleicher Zeit werden die Anführer, mit welchen dieser Plan verabredet ist, in der Hauptstadt sowohl, als in den Abtheilungen, die Schreckniße eines bürgerlichen Krieges mit den grellsten Farben mahlen. »Warum (wird es heißen) »sollen Brüder sich unter einander ermorden, die da »alle frei werden wollen?« Und Ihr, Ihr werdet den Vorstellungen Eurer Anführer nicht widerstehen können, welche von Euch nichts, als einige, anfänglich leichte, Aufopferungen fordern werden, um eine allgemeine Versöhnung zu bewirken. Seht nunmehr, wie sich Alles vereinigt, um diesen Plan auszuführen! seht, wie die Nationalversammlung selbst zu diesem Ziele hineilt! Ludwig der Sechszehnte schreibt der

Nationalversammlung eigenhändig, daß er die Flucht nehme. Und die Versammlung, vermittelst einer Lüge, welche sehr feig ist, weil sie, mitten unter drei Millionen von Bajonetten, die Sachen bei ihrem rechten Nahmen nennen konnte; welche sehr grob ist, weil der König selbst unvorsichtig genug gewesen war, um zu schreiben, man entführt mich nicht, sondern ich verreise, um wieder zu kommen und Euch zu unterjochen; welche sehr treulos ist, weil diese Lüge zum Zwecke hat, dem vormaligen Könige seine Würde und das Recht beizubehalten, zu kommen, und uns, mit den Waffen in der Hand, die Beschlüsse vorzuschreiben, welche er für gut halten wird: die Versammlung, sage ich, hat heute, in zwanzig Beschlüssen, die Flucht des Königs eine Entführung genannt. Rathet nunmehr warum? Wollt Ihr noch mehr Beweise, daß die Nationalversammlung verrätherisch an der Nation handelt? Was für Maaßregeln hat dieselbe heute Vormittag genommen? Seht hier die vorzüglichsten. Der Kriegsminister soll fortfahren seinem Departement vorzustehen, aber unter der Aufsicht des militairischen Ausschusses; der Minister der auswärtigen Geschäfte unter der Aufsicht des diplomatischen Ausschusses. So auch die übrigen Minister. Was ist aber der Kriegsminister für ein Mann? — Es ist ein Mann, welchen ich ohne Aufhören bei Euch verklagt habe, welcher unablässig auf dem irrigen Pfade seiner Vorgänger fortgeschritten ist, welcher alle patriotischen Soldaten verfolgt, alle aristokratischen Offizire begünstigt hat. — Was ist der militairische Ausschuß, welchem aufgetragen wird über ihn zu wachen? — Dieser Ausschuß besteht aus lauter Obristen, die im Herzen aristokratisch, und, in aller Rücksicht, unsere gefährlichsten Feinde sind. Der militairische Ausschuß besteht aus Verrä-

thern, welche mit dem Kriegsminister Duportail Ein Herz und Eine Seele sind. — Was ist der Minister der auswärtigen Geschäfte für ein Mann? — Ein Montmorin, welcher, noch vor einem Monate, noch vor vierzehn Tagen, Euch versicherte, und gut dafür stand, daß der König die Konstitution verehre. — Einem solchen Verräther überlasset Ihre Eure Verbindungen mit dem Auslande? — Und unter Wessen Aufsicht? — Unter der Aufsicht des diplomatischen Ausschusses, jenes Ausschusses, in welchem Dandre regiert, und von welchem mir ein Mitglied desselben selbst gesagt hat: ein rechtschaffener Mann, ein Mann welcher nicht an seinem Vaterlande zum Verräther werden wolle, könne keinen Fuß hinein setzen. — Ich will mit dieser Musterung nicht weiter fortfahren. Lessart verdient eben so wenig mein Zutrauen als Necker, welcher ihm seinen Mantel zurück gelassen hat. Und nun, Staatsbürger! habe ich Euch nunmehr hinlänglich bewiesen, was für ein tiefer Abgrund Eure Freiheit verschlingen wird? Seht Ihr nunmehr deutlich genug das Bündniß der Minister, von denen gewiß einigen, wo nicht allen, das Vorhaben der Flucht bekannt war? Seht Ihr nunmehr deutlich genug das Bündniß Eurer zivilen und militairischen Oberhäupter a), welche zuverläßig diese Flucht begünstigt haben, von welcher sie, wie sie selbst gestehen, im Voraus unterrichtet waren? Seht Ihr nunmehr dieses Bündniß mit Euren Ausschüssen, mit der Nationalversammlung? Und, gleichsam als wäre dieses Bündniß noch nicht mächtig genug, will man Euch, ich weiß es, eben jetzt, eine Verbindung mit Euren ab-

a) Robespierre verstand hierunter die Herren Bailly und de la Fayette.

gesagtesten Feinden vorschlagen. In einer Viertelstunde wird der ganze Siebzehnhundert-und-neun-und-Achtzigerklub, der Maire, Hr. La Fayette, ja sogar die Minister werden hieher kommen! Wie könnten wir diesem Fallstricke entgehen? Antonius ist Befehlshaber über die Legionen, welche den Cäsar rächen wollen; und Oktavius ist Befehlshaber über die Legionen der Republik. Man spricht mit uns von Vereinigung, von der Nothwendigkeit, an eben diese Menschen sich anzuschließen. Aber, als Antonius sein Lager neben dem Lager des Lepidus aufschlug, da wurde auch von Vereinigung gesprochen; bald war nur Ein Lager, das Lager des Antonius vorhanden: und dem Brutus und Cassius blieb weiter nichts mehr übrig, als sich das Leben zu nehmen. Ich schwöre, daß alles, was ich jetzt gesagt habe, bis auf den kleinsten Umstand, der Wahrheit gemäß ist. Ihr könnet Euch leicht vorstellen, daß man in der Nationalversammlung die Wahrheit nicht würde haben anhören wollen. Auch weiß ich recht gut, daß diese Wahrheiten hier, unter Euch gesagt, dennoch die Nation nicht retten werden; es sey dann, daß die Vorsehung, welche, besser als Eure Oberhäupter, über die Freiheit wacht, ein Wunderwerk thun wollte. Allein ich habe wenigstens in Eurem Protokolle eine Prophezeiung Alles desjenigen einrücken lassen wollen, was Euch begegnen wird. Wenigstens habe ich Euch Alles vorhergesagt, und Euch den Gang unserer Feinde vorgezeichnet. Es kann mir also Niemand Vorwürfe machen. — Ich weiß wohl, daß ich, durch eine solche Anklage, welche für mich sehr gefährlich, aber für das öffentliche Wesen heilsam ist: ich weiß, daß ich, indem ich beinahe alle meine Mitbrüder in der Versammlung anklage, an der Gegenrevolution zu arbeiten, die Einen aus Un-

wissenheit; andere aus Furcht; noch andere aus Groll, aus beleidigtem Stolze; viele aus blindem Zutrauen; und eine große Anzahl weil sie bestochen sind: ich weiß, sage ich, daß ich die Eigenliebe gegen mich aufbringe; daß ich tausend Dolche gegen mich wetze, daß ich mich dem Hasse zum Opfer darbiete. Ich weiß, was für ein Schicksal meiner wartet. Aber, wenn ich, zu Anfange der Revolution; als man mich in der Nationalversammlung kaum bemerkte; als Niemand meine Gesinnungen kannte, außer meinem Gewissen: wenn ich damals schon mein Leben der Wahrheit, der Freiheit und dem Vaterlande, dahin gab; so würde ich jetzt, da der Beifall meiner Mitbürger, das allgemeine Wohlwollen, und eine zu große Nachsicht, Dankbarkeit und Zuneigung mich für diese Aufopferung hinlänglich belohnt haben; so würde ich jetzt, einen Tod, der mich verhindern wird, ein Zeuge des Unglücks zu seyn, von welchem ich weiß daß es unvermeidlich ist, beinahe als eine Wohlthat ansehen. Ich habe der ganzen Nationalversammlung den Prozeß gemacht: nunmehr fordere ich dieselbe auf, mir den meinigen zu machen.«

So sprach der Demagoge Robespierre. Aus dem lauten Geschrei des heftigen Unwillens fiel er allmählich in den schwachen Ton einer gänzlichen Hingebung herab: und als er aufhörte zu sprechen, da schien auch seine Stimme zu verlöschen. Niemals hat ein Redner zu Athen oder zu Rom besser die Kunst verstanden, auf die Gemüther zu wirken und über den Pöbel zu herrschen. Niemals hat aber auch eine Rede größeren Eindruck gemacht, als diese Rede des Robespierre. Das tiefste Stillschweigen herrschte in der Versammlung. Es war den Zuhörern zu Muthe, als läse dieser Liebling des Volkes sein Testament ab; als

nähme er von ihnen Abschied, ehe er hinginge um für sie zu sterben. Da er stille schwieg, da drängten sich mehr als acht hundert Mitglieder um ihn, und schworen einen Eid, daß sie ihn unterstützen, und das Vaterland retten, oder mit ihm sterben wollten.

Nun trat Danton auf den Rednerstuhl, und in demselben Augenblicke kam La Fayette in den Saal.

»Ich will sprechen (sagte Danton mit seiner Stentors-Stimme) als befände ich mich vor dem Richterstuhle Gottes. Es ist ein wahres Glück für mich, daß Hr. La Fayette hieher kommt: denn nunmehr kann ich ihm, in Eurer Gegenwart, sagen, was ich ihm sagen würde, wenn wir uns beide vor dem Angesichte Desjenigen befänden, welcher die Herzen prüfet. Ich habe geheime Konferenzen mit dem Hrn. La Fayette gehalten. Laßt ihn auftreten, und läugnen, daß er, in einer dieser Unterredungen, nachdem er sich Mühe gegeben hatte, meinen Patriotismus herab zu stimmen, indem er mir bemerkte, daß ich, der ich so großen Eifer für die Freiheit gezeigt hatte, nur 45 Stimmen erhalten hätte; und daß ich nachher aus dem Gemeinderath, durch 43 Quartiere der Hauptstadt, wäre verbannt worden, während Hr. Bailly 12000 Stimmen hatte: Hr. La Fayette mag läugnen, wenn er kann, daß er, nachdem er mich durch diese Bemerkung vorbereitet hatte, in seine Gesinnungen einzugehen, nachher hinzugesetzt habe: »Ohne eben Mouniers »System wiederum hervorzusuchen, dessen Nahme in »einem zu übeln Rufe steht, als daß man von zweien »Häusern (einem Oberhause und einem Unterhause) »sprechen dürfte, halte ich doch dafür, daß es möglich »und gut wäre, eine ähnliche Einrichtung einzuführen.« Ihr seht, meine Herren, wie wunderbar dieses mit dem System des Pfaffen Sieyes, und mit

dem Mittelwege übereinstimmt, dessen Geheimniß Hr. Robespierre Euch so eben entdeckt hat. Laßt Hrn. La Fayette mir erklären, warum er, am 28. Februar, sechszig Staatsbürger angefesselt fortschleppen ließ, die weiter nichts gethan hatten, als daß sie Vincennes für eine zweite Bastille ansahen, und daß sie einige Brocken von diesem königlichen und unpatriotischen Gefängnisse abgebrochen hatten. Als er diesen sechszig Patrioten die Fesseln anwarf, warum lief er, an demselben Tage, in derselben Stunde, nach den Thuillerien, um daselbst die mit Dolchen bewaffneten Verschwornen zu beschützen, welche gekommen waren, um den König wegzuführen? — Woher dieses sich widersprechende Betragen? — Er wirft die Patrioten in das Gefängniß, und befreit, zu gleicher Zeit, die, des Verbrechens der beleidigten Nation Schuldigen. — Sie sind hier, Hr. La Fayette — antworten Sie, auch nur mit Einem Worte, auf diese Beschuldigung. — Ich will noch eine Frage an Sie thun. Wie geht es zu, daß die Kompagnien der vormaligen Grenadiere de l'Oratoire, welche in der Nacht des 21. Junius, da der König entfloh, die Wache hatte, die nehmliche ist, die auch am 18. Aprill wachte, an welchem Tage der König nach St. Cloud reisen wollte: die nehmliche Kompagnie, aus der Sie, ohne allen Grund, auf eine schändliche, auf eine tyrannische Weise, vierzehen Grenadiere weggejagt haben, welche sich der Abreise des Königs widersetzten. Ich will nicht von jenen sechstausend Mann sprechen, welche Sie dem Könige zur Leibwache geben wollten. Die Zeit ist kostbar. Antworten Sie auf diese drei Klagepunkte: dann werden Ihnen alle Staatsbürger einen längern Zeitraum zugestehen, um ihre Gedanken zu sammeln, und gegen die große Menge von Anklagen, welche man gegen

Sie

Sie angehäuft hat, sich zu vertheidigen. Ich will Sie nur noch Eins fragen. Sie hatten wegen der Person des Königs Ihren Kopf zum Pfande gesetzt. Glauben Sie nun, daß hieher zu kommen Ihr Versprechen halten heiße? Was für einen Zeitpunkt wählen Sie, um sich mit uns auszusöhnen? Den Zeitpunkt, in welchem das Volk rechtmäßigerweise — — Sie aus dem Wege schaffen könnte! — — Und Sie flüchten Sich hieher; Sie suchen hier eine Zuflucht — — hier, an diesem Orte, welchen alle Ihre Freunde, alle Journalschreiber, alle Schriftsteller die Ihr Zutrauen haben, alle Ihre Speichellecker, ohne Aufhören als einen Versammlungsort der Unruhestifter, der Verläumder, der Räuber und der Königsmörder, dargestellt haben! Diese Unruhestifter, diese Mörder sind großmüthiger als Sie glauben. Sie verstatten Ihnen eine Zuflucht. Aber antworten Sie. Sie haben einen Eid geschworen, daß der König nicht verreisen solle. Sie haben Sich Selbst für ihn zur Kaution gestellt. Folglich sind Sie entweder ein Verräther, welcher sein Vaterland dahin gegeben hat; oder Sie sind ein dummer Mensch, welcher für Jemand Bürgschaft geleistet hat, für den er nicht Bürgschaft leisten konnte. Man mag also diesen Vorfall noch so günstig für Sie auslegen: so erhellt allemal, daß Sie unfähig sind unser Kommendant zu seyn. Nunmehr steige ich von dem Rednerstuhle herab. Was ich gesagt habe ist hinreichend, um zu beweisen, daß, ob ich gleich die Verräther verachte, ich dennoch die Mörder nicht fürchte.«

La Fayette vertheidigte sich gegen diese ihm gemachten Vorwürfe, bloß im Allgemeinen, ohne sich auf eine nähere Auseinandersetzung der Thatsachen einzulassen. Er versicherte: er käme nach dem Jakobinerklub nur deßwegen, weil er in demselben die wahren

Patrioten zu finden glaubte, und weil auch Er ein wahrer Patriot wäre.

Am 22. Junius wurden diese Anklagen gegen La Fayette in dem Jakobinerklub fortgesetzt. Ein Mitglied der Nationalversammlung trat auf den Rednerstuhl, und behauptete: La Fayette hätte, am vorigen Tage, auf Dantons Anklagen und Vorwürfe gar nicht geantwortet; es wäre sehr wahrscheinlich, daß Bailly und La Fayette um die Flucht des Königs gewußt, und dieselbe begünstigt hätten; und überhaupt schiene der Patriotismus des Hrn. La Fayette sehr verdächtig zu seyn.

Um den Eindruck, welchen die, von dem Könige, bei seiner Abreise zurück gelassene Schrift, auf die Gemüther gemacht hatte, einigermaßen auszulöschen, beschloß die Nationalversammlung: eine Proklamation an die Provinzen ergehen zu lassen. Diese Proklamation lautete folgendermaßen:

Proklamation der Nationalversammlung an die Frankreicher.

»Eine große Frevelthat ist begangen worden. Die Nationalversammlung befand sich nahe an dem Ende ihrer langen Arbeiten; die Konstitution war geendigt; die Stürme der Revolution waren im Begriffe aufzuhören: dennoch haben die Feinde des öffentlichen Wohls, durch ein einziges Verbrechen, die ganze Nation ihrer Rache aufopfern wollen. Der König und die königliche Familie sind, in der Nacht von dem 20. auf den 21. dieses Monats, entführt worden.«

»Eure Stellvertreter werden über dieses Hinderniß siegen. Sie bedenken welche große Pflichten ihnen aufgelegt sind. Die öffentliche Freiheit wird erhalten werden; die Verschwornen und die Sklaven sollen die

Unerschrockenheit der Stifter der Französischen Freiheit kennen lernen; und wir nehmen, im Angesichte der ganzen Nation, die feierliche Verpflichtung über uns: das Gesetz zu rächen, oder umzukommen.«

»Frankreich will frei seyn; und es wird frei seyn. Man sucht die Revolution rückgängig zu machen; und die Revolution wird nicht rückgängig werden. Frankreicher, dieß ist Euer Wille: und er soll erfüllt werden!«

»Anfänglich war es nothwendig, das Gesetz der Lage, in welcher das Reich sich befindet, anzupassen. Vermöge der Konstitution übt der König das königliche Amt aus, den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers die Genehmigung zu gestatten, oder dieselbe zu verweigern. Ueberdieß ist er das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt; und in dieser letztern Eigenschaft läßt er das Gesetz durch seine verantwortlichen Minister ausüben. Wenn der oberste öffentliche Beamte seinen Posten verläßt, oder von demselben, gegen seinen Willen, weggeführt wird: so haben die Stellvertreter der Nation, welche mit der ganzen, zu dem Wohle des Staates, und der Thätigkeit der Regierungsform nöthigen Macht, ausgerüstet sind, das Recht die Lücke auszufüllen. Als sie erklärte, daß das Aufdrücken des Siegels des Staates, und die Unterschrift des Ministers der Gerechtigkeit, den Beschlüssen gesetzliche Kraft und Ansehen geben solle, hat die Nationalversammlung ein unbestreitbares Recht ausgeübt. In der zweiten Rücksicht war es nicht weniger leicht die Lücke auszufüllen. Denn da kein Befehl des Königs vollzogen werden kann, welcher nicht von den Ministern unterschrieben ist, welche dafür verantwortlich bleiben; so bedurfte es weiter nichts, als einer bloßen Bekanntmachung, welche den Ministern vorläufig an-

befahl, unter ihrer Verantwortlichkeit, ohne die Unterschrift des Königs zu handeln.«

»Nachdem man, auf diese Weise, Mittel gefunden hatte, das Gesetz vollständig zu machen, und dasselbe vollziehen zu lassen; so hatte man die Gefahren des gegenwärtigen Zeitpunktes, in Rücksicht auf den inneren Zustand des Reiches, entfernt. Gegen die Anfälle von außen hat man der Armee eine erste Verstärkung von vier mal hundert tausend Bürgersoldaten gegeben. Wegen seines inneren, sowohl als wegen seines äußeren Zustandes, hat demzufolge Frankreich die triftigsten Gründe furchtlos zu seyn: vorausgesetzt daß die Gemüther ruhig und kaltblütig bleiben, und daß sie sich keine Furcht einflößen lassen. Die konstituirende Nationalversammlung hält ihre Sitzungen; jede, durch die Konstitution festgesetzte, öffentliche Gewalt, ist in voller Thätigkeit; der Patriotismus der Pariser Bürger, nebst der Bürgermiliz, deren Eifer über alles Lob erhaben ist, wachen über die Sicherheit Eurer Stellvertreter. Die thätigen Bürger des ganzen Reichs stehen unter den Waffen, und Frankreich kann seine Feinde furchtlos erwarten.«

»Soll man etwa die Folgen jener Schrift fürchten, welche dem verführten Könige, noch vor seiner Abreise, ist abgenöthigt worden? Unbegreiflich sind die Anmaßungen und die Unwissenheit Derjenigen welche diese Schrift diktirt haben. Es soll dieselbe, in der Folge, ausführlicher untersucht werden, falls Euer Vortheil dieses erfordert: aber auch jetzo schon ist es unsere Pflicht, wenigstens eine Uebersicht derselben zu geben.«

»Die Nationalversammlung hat die politischen Wahrheiten feierlich bekannt gemacht; sie hat die geheiligten Rechte des menschlichen Geschlechtes wieder

Digitized by Google

gefunden, oder wenigstens wieder hergestellt: und diese Schrift bietet aufs Neue die Theorie der Sklaverei dar. Frankreicher! man erinnert Euch an jenen Tag des 23. Junius, an welchem das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt, an welchem der oberste öffentliche Beamte es wagte, Euren Stellvertretern (denen Ihr den Auftrag gegeben hattet, die Konstitution des Reiches abzuändern) seinen unumschränkten Willen vorzuschreiben.«

»Man wagt es sogar, in dieser Schrift von jener Armee zu sprechen, welche, im Monate Julius, die Nationalversammlung bedrohte. Man wagt es, sichs zum Verdienste anzurechnen, daß man dieselbe von den Berathschlagungen Eurer Stellvertreter entfernt habe.«

»Ueber die Begebenheiten des sechsten Oktobers ist die Nationalversammlung betrübt gewesen. Sie hat befohlen, daß die Schuldigen gerichtlich verfolgt werden sollten. Weil es nun aber sehr schwer ist, bei dem Aufstande eines ganzen Volkes, einige Bösewichter auszufinden: so wirft man ihr vor, daß sie dieselben ungestraft lasse! Man hütet sich wohl, zu erzählen, durch was für Beleidigungen diese Unordnungen veranlaßt worden sind. Die Nation war gerechter und großmüthiger: sie warf nicht dem Könige die Gewaltthätigkeiten vor, welche unter seiner Regierung, und unter der Regierung seiner Vorfahren, verübt worden waren.«

»Man wagt es, an das Bundesfest des 14 Julius des verstossenen Jahres zu erinnern. Was ist von demselben in dem Gedächtnisse der Verfasser dieser Schrift zurück geblieben? — Weiter nichts, als daß der oberste öffentliche Beamte nur an der Spitze der Stellvertreter der Nation gesessen habe! Mitten unter

den Abgesandten der Bürgermilizen und der regelmäßigen Soldaten des Königreiches, hat er damals einen feierlichen Eid geschworen. Und davon ist keine Rede! Der Eid des Königs war freiwillig; denn er sagt selbst: »das Bundesfest sey der angenehmste Zeitpunkt »seines Aufenthaltes zu Paris gewesen, und er erin»nere sich mit Vergnügen der Beweise von Ergeben»heit und Liebe, welche ihm die Bürgermiliz, die sich »aus ganz Frankreich zu diesem Feste versammelt hat»te, damals zeigte.« Wenn der König nicht dereinst erklärt, daß Unruhestifter ihn dahin gerissen haben, so müßte man ihn, wegen seines Meineides, bei der ganzen Welt verklagen!«

»Ist es nothwendig, noch auf so viele andere, eben so ungegründete, Vorwürfe zu antworten? Scheint es doch, als wären die Völker für die Könige vorhanden; als hätten diese, außer Gnade und Milde, keine anderen Pflichten; und als könnte eine große Nation sich wiederherstellen, ohne irgend eine unruhige Bewegung, ohne, auch nur auf Einen Augenblick, die Vergnügungen der Könige und ihres Hofes zu stören! Einige Unordnungen sind mit der Revolution verbunden gewesen; aber darf sich der vormalige Despotismus über die Uebel beklagen, welche er selbst verursacht hat? Ist es schicklich sich darüber zu wundern, daß das Volk, als es jenen Wust der Verdorbenheit wegfegte, welchen die Verbrechen der unumschränkten Gewalt seit Jahrhunderten gehäuft hatten, zuweilen die Schranken übertrat?«

»Glückwünschungsschriften und Dankschriften sind aus allen Theilen des Reiches uns zugesandt worden. Man sagt, es seyen dieselben von den Unruhestiftern verfertigt. — Ja, das ist wahr: von vier und zwanzig Millionen Unruhestiftern!«

»Jede Art von Gewalt mußte neu gebildet werden, weil alles verdorben war; weil eine ungeheure Schuld, durch die Unbesonnenheit und die Unordnungen der Regierung angehäuft, die Nation in den Abgrund zu stürzen drohte. Man wirft uns vor, daß wir die Konstitution der Verweigerung des Königs nicht unterworfen hätten: aber die königliche Würde ist nur um des Volkes willen vorhanden; und wenn große Nationen sich genöthigt sehen, dieselbe ferner beizubehalten, so geschieht dieses aus keinem anderen Grunde, als weil diese Würde die Schutzwehr ihrer Wohlfarth ist. Die Konstitution läßt derselben ihre Vorrechte, und den Karakter der ihr zugehört. Eure Stellvertreter würden sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, wenn sie vier und zwanzig Millionen Staatsbürger den Vortheilen eines einzigen Mannes aufgeopfert hätten.«

»Die Arbeit der Völker unterhält den Schatz des Staates; und dieser ist ein heiliges Depositum. Das erste Kennzeichen der Sklaverei besteht darin, daß man die öffentlichen Auflagen als eine, dem Despotismus abzutragende, Schuld ansieht. Frankreich mußte, in diesem Punkte, strenger als irgend eine andere Nation seyn. Man hat die Anwendung der Auflagen nach der strengsten Gerechtigkeit abgemessen; man hat für die Ausgaben des Königs freigebig gesorgt. Vermöge einer Herablassung der Nationalversammlung hat er selbst die Summe bestimmt: und nunmehr stellt man uns mehr als dreißig, der Zivilliste bewilligte, Millionen als eine zu mäßige Summe vor!«

»Der Beschluß über den Krieg und den Frieden beraubt den König und seine Minister des Rechts die Völker auf die Schlachtbank zu führen: und man scheint damit unzufrieden! Verderbliche Verträge ha-

ben, wechselsweise, den Französischen Grund und Boden, die Schätze des Staates, und die Betriebsamkeit der Einwohner, aufgeopfert. Der gesetzgebende Körper wird das wahre Interesse der Nation weit besser kennen: und dennoch wirft man uns vor, demselben die Revision und die Bestätigung der Traktaten vorbehalten zu haben! Was! habt Ihr etwa nicht die Verirrungen der Regierung durch eine allzulange Erfahrung kennen gelernt?«

»Unter der vorigen Regierung war die Kriegszucht sowohl, als die Beförderung der Soldaten und der Offizire, zu Wasser und zu Lande, den Launen der Minister überlassen. Die Nationalversammlung, welche sich mit der Wohlfarth derselben beschäftigt, hat ihnen Rechte zurück gegeben, die ihnen zugehörten. Durch das königliche Ansehen werden nur noch der dritte oder der vierte Theil der Stellen vergeben werden: — und dieses findet man nicht hinlänglich!«

»Man greift Eure Verwaltung der Gerechtigkeit an, ohne zu bedenken, daß der König eines großen Volkes sich auf keine andere Weise in die Verwaltung der Gerechtigkeit mischen darf, als um die Gesetze beobachten und die Rechtssprüche vollziehen zu lassen. Man sucht den Wunsch zu erwecken, das Recht zu begnadigen und die Strafen abzuändern wiederum hergestellt zu sehen: und dennoch weiß jedermann, wie dieses Recht ausgeübt wird, und was für Leuten die Monarchen eine solche Gunst angedeihen lassen.«

»Sich beklagen, daß man nicht mehr über alle Theile der Verwaltung zu befehlen habe: dieß heißt, den Despotismus der Minister zurück wünschen. Wahrlich, der König in eigner Person könnte eine solche Verwaltung nicht ausüben. Man hat dem Volke die Wahl seiner Verwalter überlassen: allein diese Ver-

Digitized by Google

walter stehen unter dem Ansehen des Königs, in allem was nicht die Vertheilung der Auflagen angeht. Der König kann, unter der Verantwortlichkeit seiner Minister, ihre unregelmäßigen Sprüche vernichten, und sie in ihrem Amte suspendiren.«

»Wenn die Gewalt erst einmal vertheilt seyn wird; dann wird der gesetzgebende Körper, so wie jede andere öffentliche Gewalt, die ihm festgesetzten Gränzen nicht überschreiten können. Unvermeidliche Nothwendigkeit hat die Versammlung genöthigt, zuweilen, da die Minister ihre Pflicht nicht thaten, sich, obgleich ungerne, mit der Verwaltung abgeben zu müssen. Das sollte aber nicht die Regierung derselben vorwerfen. Denn, man muß es sagen, sie flößte kein Zutrauen mehr ein; und während alle Frankreicher sich an den gesetzgebenden Körper, als an den Mittelpunkt der Thätigkeit wandten, hat sich derselbe niemals, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, mit etwas anders, als mit den, zu Erhaltung der Freiheit nöthigen, Verfügungen beschäftigt. Hatte die Versammlung etwa unrecht mißtrauisch zu seyn? Das mögt Ihr aus der Abreise des Königs beurtheilen!«

»Diejenige Parthei, welche, zugleich mit dieser Abreise, das lange Verzeichniß der Vorwürfe aufgesetzt hat, auf welche zu antworten so leicht seyn würde, hat sich selbst entlarvt. Schon oft wiederholte Vorwürfe verrathen die Quelle, aus denen sie herkommen. Man beklagt sich, die neue Regierungsform sey verwickelt; und, welches ein auffallender Widerspruch ist, man beklagt sich, zu gleicher Zeit, über die zweijährige Dauer der Amtsgeschäfte eines Wahlherrn. Man wirft den Jakobinergesellschaften, auf eine bittere Weise, jene Liebe zur Freiheit vor, welche der Revolution so nützlich gewesen ist, und welche noch

künftig so nützlich seyn kann, wenn dieselbe, bei den gegenwärtigen Zeitumständen, durch einen, zu gleicher Zeit klugen und aufgeklärten, Patriotismus geleitet wird.«

»Soll man endlich auch von jenem, die katholische Religion betreffenden, Vorgeben sprechen? Die Nationalversammlung hat, wie Ihr wisset, weiter nichts gethan, als sich der Rechte der bürgerlichen Macht bedient. Sie hat die Reinheit der ersten Christlichen Jahrhunderte wiederum hergestellt; und das Interesse des Himmelreiches hat jenen Vorwurf nicht eingegeben.«

»Frankreicher! Die Abwesenheit des Königs soll die Thätigkeit der Regierung nicht aufhalten; und eine einzige wirkliche Gefahr drohet Euch. Ihr müßt Vorsicht gebrauchen, gegen die Unterbrechung der Arbeiten der Betriebsamkeit und der Bezahlung der öffentlichen Auflagen; gegen jenes übertriebene Treiben, welches, indem es, aus Uebermaaß des Patriotismus oder auf das Anstiften unserer Feinde, den Staat in Unordnung bringt, mit der Anarchie anfangen, und mit dem bürgerlichen Kriege aufhören würde.«

»Auf diese Gefahr wünscht die Nationalversammlung die Besorgnisse aller guten Staatsbürger hin zu richten. Dieses wirkliche Unglück muß man zu verhüten suchen. Eure Stellvertreter ermahnen Euch, im Nahmen des Vaterlandes und im Nahmen der Freiheit, dasselbe nicht aus den Augen zu verlieren. In einem entscheidenden Zeitpunkte ist es nothwendig einen großen Karakter zu zeigen: Privathaß und Privatinteresse muß, zu einer solchen Zeit, verschwinden. Das Volk, welches seine Freiheit nunmehr wieder erobert hat, muß vorzüglich jene ruhige Standhaftigkeit zeigen, vor welcher die Tyrannen erblassen.«

Digitized by Google

»Der große, beinahe der einzige Gegenstand, welcher uns, vorzüglich bis zu dem nahen Zeitpunkte, in welchem die Nationalversammlung einen entscheidenden Entschluß gefaßt haben wird, beschäftigen muß, ist die Erhaltung der Ordnung. Ordnung kann überall vorhanden seyn, wo ein Mittelpunkt des Ansehens vorhanden ist. Dieser Mittelpunkt findet sich in der Versammlung Eurer Stellvertreter. Vorläufig wird derselbe hinreichend seyn, wenn der Mund der Mitbürger kräftig die Verbindlichkeit ausspricht, dem Gesetze zu gehorchen; wenn die öffentliche Kraft der Armee, der Bürgermilizen, und aller Frankreicher überhaupt, die Vollziehung des Versprechens unterstützt. Ueber den unglücklichen Zustand unseres Königs mögen wir seufzen; die Rache der Gesetze mögen wir anrufen, gegen Diejenigen die ihn von seinem Posten weggeführt haben: aber das Reich darf nicht erschüttert werden, die Thätigkeit der Verwaltung und der Gerechtigkeit darf nicht nachlassen. Vereinigt Euch daher um diesen Mittelpunkt, von welchem Frankreichs Wohl abhängt. Wachet über jene Menschen, für welche öffentliche Plagen weiter nichts sind, als eine günstige Gelegenheit zum Plündern. Vereinigt Eure Kräfte, um Gewaltthätigkeiten zu verhindern; um die Bezahlung der Auflagen und den freien Umlauf des Getreides sicher zu stellen; um die Sicherheit der Personen und alles Eigenthums zu erhalten. Zeigt das Gesetz den Verbrechern; verstärket die konstitutionsmäßigen Versammlungen mit aller Macht des allgemeinen Willens. Mögen die Unruhestifter, welche das Blut ihrer Mitbürger verlangen, sehen, wie sich die Ordnung mitten im Sturme erhält; wie die Konstitution, durch die gegen sie gerichteten Streiche, sich befestigt, und den Frankreichern nur noch theurer

wird; und wie überhaupt die Gefahren, welche man Euch bestimmte, nur die Feinde Eurer Wohlfarth treffen. Die Hauptstadt kann dem übrigen Frankreich zum Muster dienen. Die Abreise des Königs hat in derselben keine unruhigen Bewegungen verursacht: und, was unsere Feinde bitter kränkt, es genießt dieselbe einer vollkommenen Ruhe.«

»Es gibt gewisse Frevelthaten, gegen große Nationen begangen, welche nur die Großmuth vergessen machen kann. Das Französische Volk war stolz in der Knechtschaft: nunmehr wird dasselbe die Tugenden und den Heldenmuth der Freiheit zeigen. Die Feinde der Nation sollen wissen: daß, um das Gebiet dieses Reiches abermals zu unterjochen, man die Nation ausrotten müßte. Der Despotismus mag, wenn er will, eine solche Unternehmung veranstalten: er wird entweder überwunden werden, oder er wird bei seinem schrecklichen Siegeseinzuge nichts als Trümmern finden.«

»Alexander Beauharnois. Presidents.«

Am 22 Junius, um zehen Uhr des Nachts, nachdem die obige Proklamation in der Versammlung war vorgelesen worden, hörte man auf einmal einen großen Lärm: »Der König ist angehalten! Der König ist »gefangen!« Zwei Eilboten erschienen in dem Saale, und übergaben dem Presidenten der Versammlung ein Paket Briefe. Sie wurden mit einem lauten Freudengeschrei und mit einem anhaltenden Beifallklatschen empfangen. Die Briefe enthielten eine umständliche Nachricht von der Gefangennehmung des Königs zu Varennes.

Auf den Vorschlag des Hrn. Karl Lameth wurde beschlossen: daß Niemand, ohne einen, von dem Presidenten der Nationalversammlung unterschriebe-

nen, Paß Paris verlassen sollte. Und auf den Vorschlag des Hrn. Alexander Lameth, beschloß die Versammlung: daß Maßregeln genommen werden sollten, um die Rückkunft des Königs in die Hauptstadt sicher zu stellen; um dem Reiche bekannt zu machen, die Wachsamkeit der Staatsbürger hätte die Entführung des Königs verhindert; und um sich der Person des Hrn. de Bouille zu bemächtigen.

Als sich die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs zu Paris verbreitete, da brach das Volk in ein allgemeines und lautes Freudengeschrei aus. Eine Menge Menschen liefen in den Straßen umher, klatschten in die Hände, und riefen: »Bravo! Bravo!« Die Lärmkanone auf dem Pontneuf wurde abgefeuert, und während der Nacht wurden alle Straßen erleuchtet. Der Pöbel sprach von dem Könige und von seiner unglücklichen Familie in den niedrigsten und gröbsten Ausdrücken.

Die Herren Latour Mauburg, Pethion und Barnave wurden von der Nationalversammlung dem Könige entgegen gesandt, um ihn einzuholen.

Hr. La Fayette erschien vor der Versammlung, an der Spitze einer großen Anzahl Bürgersoldaten. Er sprach: »Meine Herren. Sie sehen hier vor ihnen Staatsbürger, welche die Größe der Ergebenheit, die sie dem Vaterlande schuldig sind, niemals anders als nach der Größe der Gefahr abgemessen haben. Sie vertheidigten die aufkeimende Freiheit gegen die ersten Verschwörungen, die gemacht wurden, um dieselbe anzugreifen: sie vereinigen sich noch inniger um dieselbe her, jetzo, in dieser unvorhergesehenen Zeit, in welcher sie bedrohet wird. Mögen unsere Feinde endlich einsehen, daß weder die Menge, noch die Größe ihrer Komplotte, fähig ist Männer zu erschrecken,

in deren Augen die letzte Begebenheit weiter nichts als eine ganz gewöhnliche Begebenheit war. Erhalten Sie, von diesen, durch bedenkliche Zeitumstände geprüften Soldaten, aufs Neue die Versicherung einer reinen und uneingeschränkten Ergebenheit. Und wenn es wahr ist, daß unsere Feinde, wegen ihrer mißlungenen Plane, und vorzüglich wegen dieser ruhigen Freiheit des Volkes, nur noch erbitterter geworden sind: so eilen sie, Diejenigen, welche von jeher der Gefahr getrotzt haben, nach jenen Orten hin zu senden, die am meisten bedroht werden. Mögen die ersten Soldaten der Freiheit, auch zuerst die Soldaten des Despotismus zurückschlagen.«

Dieser Rede wurde lauter Beifall zugeklatscht; eine kriegerische Musik spielte, in dem Saale der Versammlung, den Gassenhauer: ça ira, ça ira, und die Bürgermiliz leistete den neuen Eid.

Auf den Vorschlag des Herrn Thouret ließ die Versammlung, mit Trompetenschall, folgenden Beschluß in allen Straßen von Paris verkündigen:

I. Sobald der König in dem Schlosse der Thuillerien angekommen seyn wird, soll ihm vorläufig eine Wache gegeben werden, welche, unter den Befehlen des Herrn Generalkommendanten der Pariser Bürgermiliz, über seine Sicherheit wachen, und für seine Person stehen muß.

II. Es soll dem wahrscheinlichen Thronerben eine eigene Wache gegeben werden, ebenfalls unter dem Befehle des Hrn. Generalkommendanten, und die Nationalversammlung soll ihm einen Hofmeister ernennen.

III. Alle Diejenigen, welche die königliche Familie begleitet haben, sollen in Verhaft genommen werden. Der König und die Königinn sollen verhört

werden, und das ohne Verzug: damit nachher die Nationalversammlung die nöthigen Maaßregeln nehmen könne.

IV. Es soll der Königinn vorläufig eine Wache gegeben werden.

V. So lange bis etwas anderes beschlossen wird, bleibt der, am 21. des laufenden Monats gefaßte, Beschluß, welcher dem Minister der Gerechtigkeitspflege gebietet den Beschlüssen der Nationalversammlung das Staatssiegel aufzudrücken, in voller Kraft, ohne daß die Einwilligung oder die Genehmigung des Königs vonnöthen wäre.

VI. Die Minister des Königs sowohl, als die von dem Könige zu dem außerordentlichen Schatze bevollmächtigten Kommissarien, sind ebenfalls vorläufig bevollmächtigt, ein Jeder in seinem Fache, und unter ihrer Verantwortlichkeit, die Geschäfte der vollziehenden Gewalt ferner auszuüben.

Auf Befehl der Versammlung wurden zu Varennes gefangen genommen folgende Offizire: die Herren de Choiseul-Stainville, de Damas, Floriac und Remy.

Bei seiner Abreise von Varennes wurde der König von einer außerordentlich großen Anzahl von Bürgersoldaten begleitet. Von Zeit zu Zeit riefen sie alle aus: »Hoch lebe die Nation! An den Laternenpfahl »die Aristokraten!« Ein Fleischer näherte sich wüthend dem Wagen, mit einem großen Messer in der Hand, und mit dem Vorsatze die, in dem Wagen enthaltenen, königlichen Personen zu ermorden: allein die Bürgermiliz entfernte ihn. Eine Viertelstunde vor Varennes traf man die Verwalter der Abtheilung auf einem Wagen an, die dem Könige entgegen gefahren kamen. Der Adjutant ritt auf sie zu, und fragte: »was ver-

Digitized by Google

»langen Sie, meine Herren?« — »Den König zu »sprechen.« Der Presidente der Verwalter hielt eine ehrfurchtsvolle Anrede an den König, und stellte demselben die Folgen vor, welche seine Flucht für ganz Frankreich hätte haben können. Der König antwortete: »Mein Volk wird irre geführt; mein Volk wird »betrogen.« Der Presidente erwiederte: »Sire, es ist »leichter einen einzelnen Mann irre zu führen, als ein »ganzes Volk.«

Die, von der Nationalversammlung abgesandten, Kommissarien hielten auf ihrem Wege nicht eher an, als zu Dormans. Daselbst erfuhren sie: der König hätte Chalons verlassen, und käme nach Epernay, vielleicht bis nach Dormans. Zugleich hörten sie: daß sich das Gerücht verbreite, Diejenigen, welche die Flucht des Königs begünstigten, hätten eine große Anzahl Truppen versammelt, und diese Truppen eilten dem Könige nach. Bei dieser erhaltenen Nachricht beschleunigten die Kommissarien ihre Reise, um den König so bald als möglich zu erreichen.

Eine Viertelstunde von Epernay trafen sie den königlichen Wagen an. Sie befahlen stille zu halten, stiegen aus, und traten an den Wagen. In demselben saßen: der König, die Königinn, der Dauphin, die Kronprinzessinn, die Prinzessinn Elisabeth, und Madame de Tourzel, die Gouvernantinn des Dauphins. Auf dem Bocke saßen drei Gefangene, die Herren Dumoustier, Valory und Maldant: sie waren in gelben Postillionswesten gekleidet. Dem Wagen des Königs folgte ein zweiter Wagen, in welchem die beiden Kammerfrauen der königlichen Kinder, Madame Regnier und Madame Touville saßen. Beide Wagen waren mit mehreren tausend Bürgersoldaten umgeben.

Hr.

Digitized by Google

Hr. Barnave las dem Könige den Beschluß der Nationalversammlung vor, vermöge welches die Kommissarien abgesandt worden waren. Der König antwortete mit wenigen Worten. Er bezeugte, wie sehr er darüber gerührt wäre, daß die Nationalversammlung für die Sicherheit seiner Person, und für die, der königlichen Würde gebührende, Ehrfurcht hätte sorgen wollen. Er setzte noch hinzu: es wäre niemals seine Absicht gewesen, die Gränzen des Königreiches zu überschreiten. Hierauf lasen die Kommissarien den nehmlichen Beschluß der Versammlung auch der Wache vor, welche den König umgab, und befahlen derselben, allen Befehlen zu gehorchen, welche Hr. Dumas ihr überbringen würde.

Der Zug ging äußerst langsam fort, weil die größte Anzahl derjenigen, die den König begleiteten, zu Fuße waren, folglich dem Wagen, wenn derselbe schnell gefahren wäre, nicht würden haben folgen können. Die Kommissarien, um ihre Rückreise nach Paris zu beschleunigen, befahlen dem Fußvolke zurück zu bleiben, und nahmen nur die Reiterei zur Begleitung des Königs mit sich. Die königliche Familie schlief die Nacht zu Meaux. Hier schrieben die Kommissarien an den Presidenten der Nationalversammlung, an den Maire von Paris, und an den Kommendanten der Bürgermiliz, um dieselben zu bitten: daß sie alle nöthigen Maaßregeln nehmen möchten, um bei der Ankunft des Königs die Ruhe und die nöthige Ordnung zu erhalten. Sie baten auch: daß man der königlichen Familie ein Detaschement Bürgersoldaten entgegen senden möge, damit die Gegend um die Hauptstadt sorgfältig bewacht wäre.

Außerdem ließen die Kommissarien, vor sich her, in allen Orten durch welche sie kamen, eine Proklama-

tion bekannt machen, vermöge welcher, in dem Nahmen der Nationalversammlung, alle verwaltenden Körper aufgefordert wurden, alle nöthigen Maaßregeln zu ergreifen, damit, auf der Straße auf welcher der König reiste, seine Person in völliger Sicherheit wäre, und damit die Ehrfurcht, welche die Versammlung für den König verlangt hatte, sorgfältig erhalten werden möchte.

Diese Proklamation that alle Wirkung, die man von derselben nur erwarten konnte. Das Volk befolgte überall, mit außerordentlichem Eifer, die Befehle der Nationalversammlung; überall war dasselbe ruhig und stille. Jedoch wurden auf der Reise zwei Offiziere der Linientruppen, die sich dem königlichen Wagen zu sehr näherten, von dem Pöbel ermordet.

Die königliche Familie hatte, auf der Rückreise nach Paris, ihre unangenehme Lage abgerechnet, von der großen Hitze und dem sich erhebenden Staube sehr viel auszustehen. Ungezogene Freiheitsschwärmer überhäuften sie von Zeit zu Zeit mit groben Schimpfwörtern. Unweit Paris, als sich alles um den Wagen her drängte, und die Staubwolke ganz dicht und beinahe undurchsichtig wurde, da bat die Königinn das Volk: sich etwas weiter von dem Wagen zu entfernen. »Meine Herren (sprach sie, indem sie auf ihre Kinder zeigte) »sehen Sie selbst wie wir mit Staub bedeckt »sind; sehen Sie in welchem Zustande diese armen »Kinder sich befinden; wir müssen ja ersticken!« Sogleich riefen einige lumpige Kerle aus dem Haufen der Königinn zu: »Ey! Ey! wir wollen Dich »noch ganz anders ersticken!« Die Bürgermiliz gebot Stillschweigen.

Von Meaux reiste die königliche Familie Sonnabends, am 25. Junius, um sechs Uhr des Morgens

ab. Zu Bondy fand sie die Pariser Bürgermiliz. Diese umgab den königlichen Wagen, und stellte dem Könige und der Königinn, in niedrigen und unanständigen Ausdrücken, vor: wie unwillig die Pariser Bürgermiliz wäre, wegen dieser Handlung des Königs, welche die Stadt Paris der Plünderung, und das ganze Reich den Gefahren eines Bürgerkrieges ausgesetzt hätte. Das Geschrei wurde so laut, und die Wuth der Pariser war auf ihren Gesichtern so deutlich zu lesen, daß die drei, auf dem Bocke sitzenden, gefangenen Gardes du Korps, flehend baten, man möchte ihnen doch sogleich das Leben nehmen, und sie nicht zu Paris der Wuth des Volkes Preis geben. Allein die Bürgermiliz gab zur Antwort: sie hätten nichts zu besorgen, denn ihr Leben stünde in keiner Gefahr.

Um sieben Uhr des Abends langte der Zug zu Paris an. Der Platz Ludwigs des Funfzehnten war mit einer unzählbaren Menge Menschen bedeckt. Die Fenster, die Dächer, ja sogar die Bäume des Gartens der Thuillerien, waren mit Zuschauern besetzt. Man hatte am Vormittage an den Ecken der Straßen angeschlagen: »Wer Ludwig dem Sechszehnten freudig zuruft, der soll geprügelt werden; wer »ihn beleidigt, der soll aufgehängt werden.« Zufolge dieser Verordnung blieb die ganze Menge der Zuschauer bei dem Einzuge des Königs still und unbeweglich.

Die Begleitung des Königs hatte sich in der Nähe der Hauptstadt beständig vermehrt, und bei dem Einzuge in Paris bestand dieselbe aus einer sehr ansehnlichen Armee, welche in Detaschementer zu Fuße und zu Pferde eingetheilt war. Sechzehn Kanonen führte diese Armee mit sich, und mehrere tausend Pikenträger machten ein eignes Korps aus. Drei Wagen wur-

den von dieser Armee nach Paris gebracht. In dem ersten saßen: im Grunde des Wagens, die Königinn zwischen Hrn. Barnave und Hrn. Latour Maubourg; auf der Rückseite, der König neben Pethion und der Prinzessinn Elisabeth. Den Dauphin hielt Hr. Barnave zwischen seinen Beinen, die Kronprinzessinn hielt Pethion. Auf dem Bocke saßen gebunden die drei gefangenen Gardes du Korps. In dem zweiten Wagen folgten die beiden Kammerfrauen. Der dritte Wagen war eine Art von Triumphwagen, mit Palmen und mit Baumästen überschattet. In demselben fuhren Diejenigen, welche den König zu Varennes gefangen genommen hatten. In den Straßen, durch welche der Zug gieng, stand die Pariser Bürgermiliz mit dem Hute auf dem Kopfe und das Gewehr unter dem Arm, im tiefsten Stillschweigen: aber bei dem Anblicke des Triumphwagens in ein lautes Freudengeschrei ausbrechend, in welches die ungeheure Menge der zuschauenden Weiber, Kinder und Greise, auf den Straßen, aus den Fenstern, von den Dächern der Häuser und von den Gipfeln der Bäume, mit einstimmte.

Als der Wagen des Königs vor dem Schlosse anhielt, da drängte sich der Pöbel herbei, und drohte, die drei Gardes du Korps aufzuhängen. Die Nationalversammlung sandte sogleich Kommissarien dahin, und diesen gelang es, das Volk zu besänftigen, und die gefangenen Gardes du Korps nach dem Gefängnisse bringen zu lassen. Sobald die königliche Familie aus dem Wagen gestiegen war; wurde das Schloßthor zugeschlossen, und das Volk ging aus einander.

Der König hatte zu Pantin, vor Paris, einen Obristen der Bürgermiliz, den Bierbrauer Santerre, erkannt und denselben gebeten, daß er an den

Wagen kommen möchte, weil er ihn sprechen wollte. Santerre drehte sich um, und kehrte dem Könige den Rücken, statt aller Antwort.

Als der König in sein Zimmer trat, da sprach er zu den Hofbedienten, die ihn erwarteten: »Nun, da bin ich.« Hierauf warf er sich in einen Lehnstuhl, und sagte: »Heute ist eine schreckliche Hitze;« und bald nachher: »da habe ich eine dumme Reise gemacht.« Es trat ein Kammerdiener herein. Diesem rief der König zu: »Ey! bist du da; ich auch, ich bin »auch wieder da, wie du siehest.«

Die Königinn war, in der Nähe der Hauptstadt, wegen der großen Hitze, einigemal ohnmächtig geworden, und sie befand sich nicht ganz wohl als sie in dem Schlosse anlangte. Jedoch erholte sie sich bald.

Sobald der König nebst seiner Familie sich im Innern des Pallastes in seinen Zimmern befand, da befahl er allen denen, die ihn umgaben, ihn zu verlassen. Niemand blieb bei ihm, als ein Mitglied der Nationalversammlung. Der König sah diesen Mann eine Zeit lang an, und sagte dann: »Nun! —« Bald nachher ließ der Monarch seinen Schmerz freien Lauf und sprach, mit abgebrochenen Worten: »Ach! was »habe ich seit sechs Tagen ausgestanden! Wie viel »Kummer! Was für Ungerechtigkeit! Alles, was ich »Gutes gethan habe, ist vergessen! alle meine guten »Absichten werden verkannt. . . . Die Königinn! . . »meine Kinder! . . Zwei Unschuldige sind um meinet»willen und vor meinen Augen ermordet worden. . . . »Und das Volk . . . ach wie verschieden ist diese Reise »von der Reise nach Cherbourg! . . . Dennoch habe »ich mich seither nicht geändert! . . . ich bin noch der»selbe, der ich damals war . . . das würde man er»fahren haben, wenn ich nach Montmedy gekommen

»wäre! . . . O! wie wird das Volk irre geführt! Wie »gährt es in allen Köpfen! . . . . Nun bleibt nichts »weiter übrig; man kann nicht länger Einfluß auf die »Meinung haben. . . . . Ach! was wird aus Frank»reich werden! . . . .« Das Mitglied der Nationalversammlung bezeugte dem Könige seine Ehrfurcht und sein Bedauren, setzte aber hinzu: »daß die »Rathgeber Tadel verdienten, welche, durch einen so »unbesonnenen Schritt, den König in so großes Unglück »gestürzt hätten.« — »Und warum?« erwiederte der König, »ich sah ein, daß nicht mehr zu helfen wäre; »ich hatte Alles versucht, außer diesem Mittel: daher »wollte ich es auch noch versuchen.« — »Aber, Sire, »wozu jene Erklärung an die Frankreicher, ehe Sie »noch das Ziel Ihrer Reise erreicht hatten?« — »Weil »ich offenherzig handeln wollte; weil ich wollte, daß »man, zu eben der Zeit da man meine Abreise erfah»ren würde, auch zugleich erfahren sollte, wie ich »weggereiset wäre um die Freiheit zu gründen, nicht »um gegen dieselbe zu streiten.« Das Mitglied der Nationalversammlung fuhr fort. »Man fing an,« sprach er zum Könige, »einzusehen, wie nöthig Sie »selbst zu Gründung dieser Freiheit wären. Die Ver»sammlung verlohr ihr Ansehen: nun aber hat dieselbe, durch die Abreise Eurer Majestät eine Macht er»halten, so wie sie noch niemals vorher hatte.« — »O! desto besser!« rief der König aus, »sie mag diese »Macht behalten; und wofern sie sich derselben dazu »bedient, das Volk glücklich zu machen, so will ich »der Erste seyn, der sie dafür segnen wird a).« —

a) Plaidoyer pour Louis seize par M. *de Lally Tolendal.* p. 79.

Wenn man diese Anekdote gelesen hat, so kennt man den ganzen Karakter Ludwigs des Sechszehnten.

Die Nationalversammlung erhielt eine Menge Zuschriften von den benachbarten Bürgergerichten, Abtheilungen und Unterabtheilungen. Alle diese Zuschriften bezeugten: daß sich das Volk ganz ruhig verhielte; daß sich dasselbe, durch die Flucht des Königs, welche sich mit seinen vorhergegangenen Erklärungen im offenbaren Widerspruche befände, für beleidigt hielte; und daß alle Bürger des Staates in die Weisheit der Nationalversammlung das allergrößte Zutrauen setzten. In der That war die außerordentliche Ruhe der Hauptstadt und des ganzen Landes für die Stellvertreter der Nation ein großer Triumph, und der auffallendste Beweis, wie sehr die ganze Nation der Revolution anhieng. Als die Nachricht von der Flucht des Königs nach Bordeaux kam, da ließen, in Zeit von wenigen Stunden, 2,400 Staatsbürger ihre Nahmen zu der Vertheidigung des Vaterlandes einschreiben. Ueberall wurden Subskriptionen eröffnet, um eine Geldsumme zu Besoldung der Soldaten zusammen zu bringen. Die Aufseher der Abtheilung der Seine und Marne zu Melun ladeten alle Staatsbürger ein, die Hälfte ihrer Auflagen im Voraus zu bezahlen. Zu Givet arbeiteten die Einwohner, welche einen Angriff befürchteten, selbst an den Festungswerken, und die Soldaten der Regimenter Foix und Alsace vereinigten sich mit denselben. Zu Lorient verließen die Einwohner ihre Handlungsgeschäfte und eilten nach Vannes, der Hauptstadt der Abtheilung, weil man fälschlich ausgestreuet hatte, die Aristokraten, vereinigt mit den Engländern, hätten sich dieser Stadt bemächtigt. Die Weiber blieben indessen zu Hause, und arbeiteten Nacht und Tag an den

Festungswerken; die vornehmern und schwächern Weiber verfertigten Patronen. Zu Straßburg wurden die Generale de Bouille, Klinglin und Heymann im Bildnisse verbrannt. Zu Lyon und zu Rennes wurden Edelleute ermordet und Schlösser verbrannt. Zu Caen ward die Bildsäule Ludwigs des Vierzehnten umgeworfen, und der Kopf wurde auf eine Pike gesteckt und in der Stadt herum getragen. Zu Montpellier und zu Sarlat wurden die Edelleute gefangen genommen. Zu Sezanne versammelte sich die Bürgermiliz, und schwor: den letzten Tropfen ihres Blutes für das Vaterland zu vergießen. Zu Douay versammelten sich die Kanoniere des Regimentes de Toul auf den Wällen, stellten sich mit brennenden Lunten neben die geladenen Kanonen, und sangen, den Feind erwartend, das Liedgen: ça ira, ça ira Zu Lille war alles in Bewegung, um die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen. Zu Metz vertrieben die Soldaten der Regiments d'Artois alle ihnen verdächtigen Offiziere von dem Regimente. Zu Brest ermordeten die Bürger einen, ihnen verdächtigen, Offizier des Regiments Poitou. Zu St. Omer wurde Hr. Lauretan, der Maire, tödtlich verwundet, weil man ihn für einen Aristokraten hielt. Zu Chateau Thierry kam, bei der Durchreise des Königs, der ganze Bürgerrath an den Wagen, und sprach mit den Hrn. Pethion und Barnave, ohne der königlichen Familie auch nur ein Wort zu sagen. — So allgemein war die Anhänglichkeit an die Konstitution über ganz Frankreich: so allgemein das Mißvergnügen und der Unwille über die Flucht des Königs.

Nach der Abreise des Königs hatte sich der Herzog von Orleans große Mühe gegeben, zum Re-

genten des Königreiches ernannt zu werden. Er hatte sogar, um diesen Zweck zu erreichen, den Jakobinerklub, welcher das Reich in eine Republik zu verwandeln gedachte, fleißig besucht. Als es aber gewiß war, daß der König nach Paris zurück kommen würde, da schrieb er folgenden Brief, und ließ denselben in alle Zeitungen und Journale einrücken:

»Brief des Herren L. Ph. d'Orleans an den Verfasser des Journals betitelt: Assemblee nationale.«

»Da ich, in Ihrem Journale, No. 689, Ihre Meinung über die Maaßregeln gelesen habe, welche nach der Rückkunft des Königs zu nehmen seyn möchten, so wie auch Alles, was Ihre Gerechtigkeit und Ihre Unpartheilichkeit Ihnen, mich betreffend, eingegeben haben: so muß ich Ihnen widerholen, was ich, schon am 21. und am 22. des laufenden Monats, öffentlich, verschiedenen Mitgliedern der Nationalversammlung erklärt habe: daß ich nehmlich bereit bin, meinem Vaterlande, zu Wasser, zu Lande, in der diplomatischen Laufbahn, und überhaupt in allen Stellen zu dienen, welche weiter nichts erfordern, als Eifer und eine unbegränzte Hingebung für das öffentliche Wesen; daß aber, wenn von der Regentschaft die Rede seyn sollte, ich, für jetzo, und auf immer, den Rechten entsage, welche die Konstitution mir gewährt. Es sey mir erlaubt zu sagen, daß, nachdem ich dem Vortheile des Volkes und der Sache der Freiheit schon so Vieles aufgeopfert habe, es mir nicht mehr erlaubt ist, den Stand eines einfachen Staatsbürgers zu verlassen. In diesen Stand habe ich mich gesetzt, mit dem festen Vorsatze, beständig in demselben zu bleiben. Ehrgeiz würde bei mir eine unverzeihliche Inkonsequenz seyn. Nicht um meinen Feinden Stillschweigen

aufzulegen erkläre ich dieses; ich weiß zu gut, daß mein Eifer für die Freiheit der Nation, und für die Gleichheit auf welcher dieselbe beruht, jederzeit ihren Haß gegen mich unterhalten wird. Ich verachte ihre Verleumdungen; und meine Aufführung wird allezeit die Bosheit und die Ungereimtheit derselben beweisen. Allein es war nothwendig, bei dieser Gelegenheit, meine Gesinnungen und meine unwiederruflichen Entschlüsse bekannt zu machen, damit nicht die öffentliche Meinung, in ihren Berechnungen und in ihren Kombinationen, in Rücksicht auf die neuen Maaßregeln, welche man zu nehmen genöthigt seyn möchte, von einer unrichtigen Grundlage ausginge. Ich habe die Ehre, u. s. w.«

»Am 26. Junius 1791.«

»L. Ph. d'Orleans.«

Der Graf von Provenze, der ältere Bruder des Königs, war indessen, mit seiner Gemahlinn, unter dem Titel eines Engländischen Lords, glücklich über die Gränzen gekommen. Es war schon spät in der Nacht, als er zu Mons in den Oesterreichischen Niederlanden anlangte. Die Thore waren verschlossen, und in den Vorstädten waren alle Gasthöfe besetzt. Der Prinz schrieb an den Oesterreichischen Kommendanten, Hrn. Desjardins, folgendes Billet:

»Seit einer Stunde suche ich, mein Herr, in den »Vorstädten von Mons ein Nachtlager, und kann keines finden. Ich bin ganz abgemattet vor Hunger »und Müdigkeit; ich entschließe mich daher eine Indiskretion zu begehen, welche Sie gütigst entschuldigen werden, und ich bitte Sie, mir die Thore der »Stadt öffnen zu lassen.«

»Ludwig Stanislaus von Frankreich, Bruder des Königs.«

Von Mons reiste der Graf von Provenze nach Brüssel, woselbst sich der Graf von Artois, sein zweiter Bruder, bei ihm einfand.

Die Nachricht von der Flucht des Königs hatte die, an den Ufern des Rheins und in den Niederlanden sich aufhaltenden, Französischen Ausgewanderten mit großer Freude erfüllt. Sie stellten ihre Legionen in Schlachtordnung, und machten denselben die frohe Nachricht bekannt. Sie glaubten schon ganz Europa gegen ihr Vaterland bewaffnet zu sehen, und freuten sich, im Voraus, über die Verwüstungen, welche ihre künftigen Siege in Frankreich hervorbringen würden. Zu Brüssel wurden Anstalten zu den herrlichsten Festen gemacht, welche ihren Anfang nehmen sollten, sobald ein Eilbothe die Nachricht bringen würde, daß Ludwig der Sechszehnte glücklich über die Französischen Gränzen gekommen wäre. Das lange Ausbleiben dieses Eilbothen verursachte die lebhafteste Unruhe: und als endlich die Nachricht ankam, daß der König gefangen genommen und nach Paris zurück gekehrt wäre, da ging die übermäßige Freude in Niedergeschlagenheit und in Verzweiflung über.

Die beiden Brüder des Königs verließen nach einiger Zeit Brüssel, und reisten nach Koblenz. Vor ihrer Abreise versammelten die Prinzen den zahlreichen, zu Brüssel befindlichen, ausgewanderten Französischen Adel, und der Graf von Provenze hielt an denselben die folgende Anrede:

»Ich habe geglaubt, Sie vor meiner Abreise versammeln zu müssen, um Ihnen noch meine Rührung über die Gesinnungen zu beweisen, welche der Französische Adel mir, seit meiner Ankunft, ohne Aufhören gezeigt hat. Auch habe ich Ihnen Einigkeit empfehlen wollen, als auf welcher ganz allein unsere Stärke

beruht, und vorzüglich Gehorsam und Achtung gegen die Regierung dieses Landes, von welchen wir Ihnen selbst das Beispiel geben werden. Alle Französischen Edelleute sind ohne Zweifel gleich gesinnt; allein es ist nicht möglich, daß eine so große [illegible] Zahl derselben ohne Anführer bleibe. Wir schlagen Ihnen deren sechs vor: den Herzog von Usez, den Herzog von Villequier, die Markis de la Queuille, de Frondeville, de Robien und de Jaucourt. Wir verlangen von Ihnen Nachgiebigkeit gegen dieselben. Diese Herren haben den Auftrag, mit uns und mit der Regierung Briefe zu wechseln; und sie werden Ihnen unsere Meinungen mittheilen. — (»Ihre Befehle! Ihre Befehle!« riefen alle zugleich aus). — Nun dann, unsere Befehle, weil Sie es so verlangen. Man muß hoffen, daß wir die Uebel unsers geliebten Vaterlandes endigen werden. Seit vierzehn Jahrhunderten ist die Französische Monarchie vorhanden, und während dieser ganzen Zeit hat sich der Französische Adel zu sehr hervorgethan, um nicht, auch in der Folge, seinem Karakter getreu zu bleiben. Ich vergaß Ihnen etwas zu sagen, was weniger interessant ist, was aber mich persönlich angeht. Da ich zwanzig Monate lang in Frankreich als ein Gefangener habe leben müssen, so sind alle Hoffnungen, deren wir genießen, diesem meinem Bruder zu verdanken: ich bringe nichts als meinen Eifer mit.« a)

»Ich habe (sprach nunmehr der Graf von Artois) weiter nichts gethan, als was ich zu thun schuldig war; und ich werde zuerst das Beispiel eines völligen

a) Welch ein Abstand zwischen dieser Rede und zwischen derjenigen, welche eben dieser Prinz auf dem Rathhause zu Paris hielt. Man sehe Band 3. S. 92.

Gehorsams gegen Sie, als gegen unser Oberhaupt, geben.«

Die beiden Brüder umarmten sich, und der versammelte Adel brach in ein lautes Freudengeschrei aus. Darauf wurde Monsieur, der Graf von Provenze, zum Regenten des Königreiches Frankreich ausgerufen. Er hatte einen Hofstaat, Minister und Gesandte. Nur fehlte es ihm an einem Reiche, an Unterthanen und an einem Schatze. Statt des Schatzes diente eine Almosenkasse, zu welcher einige Europäische Fürsten reichliche Beiträge lieferten. Von dieser Zeit an hieß die Versammlung der Französischen Adelichen außer ihrem Vaterlande, mit Inbegriff des Hofes des Regenten zu Koblenz, das auswärtige Frankreich (la France extérieure). Hr. von Breteuil erhielt den Titel eines Staatsministers; Hr. von Calonne wurde zum Finanzminister ernannt; Hr. de St. Priest zum Botschafter an die fremden Höfe; der Prinz von Conde und der jüngere Mirabeau erhielten das Kommando der Armee. Lächerlich war es anzusehen, wie an dem Hofe dieser ausgewanderten Prinzen, die bloß von Almosen lebten, eben die Kabalen, eben die Intrigen, eben der Neid und die Verschwendung, und eben die Mißgunst herrschten, wie vormals an dem Hofe zu Versailles.

Der Graf von Provenze hatte, in seiner Rede, der Thaten des Grafen von Artois außer seinem Vaterlande erwähnt. Laßt uns sehen, worin diese großen Thaten bestanden.

Aus Frankreich floh Artois zuerst nach Turin, an den Hof seines Schwiegervaters. Hier wurde er sehr gut aufgenommen; aber sein unerträglicher Stolz und seine ungeheure Verschwendung machten ihn bald verhaßt. Aus unzähligen, bekannt gewordenen Anek-

doten, sey es erlaubt, wenigstens Eine auszuheben. Einer der obersten Bedienten des Grafen von Artois weigerte sich, am Hofe, mit den Pagen des Königs von Sardinien an demselben Tische zu essen. Ueber diese Unverschämtheit waren die Piemonteser mit Recht aufgebracht. Es wurde bei dem Grafen von Artois darüber geklagt. Dieser aber verlangte, am Hofe, für seine Leute eine eigene Tafel, welche vor der Tafel der königlichen Hofbedienten bedient werden sollte. Diese Forderung brachte die Piemonteser so sehr auf, daß der König von Sardinien dem Grafen zu verstehen gab, wie angenehm es ihm seyn würde, wenn derselbe sich entschließen könnte, den Hof zu verlassen, und sich in der Stadt eine Wohnung zu suchen. Der Graf lebte gänzlich auf Kosten seines Schwiegervaters.

Einige Zeit nachher reiste der Graf von Artois in der Welt herum, in der Absicht, seinem Vaterlande Feinde zu erwecken. Am 18. May 1791 hatte er zu Mantua eine Unterredung mit dem Kaiser Leopold, deren Inhalt nicht bekannt geworden ist. Aus Italien kam er nach Deutschland und nahm seinen Aufenthalt zu Koblenz.

Zu Ettenheim versammelte der Kardinal von Rohan, unter den Befehlen des jüngern Mirabeau, eine kleine Armee; zu Worms der Prinz von Conde nebst seinem Sohne, dem Herzoge von Bourbon; und zu Koblenz der Graf von Artois. Diese Armeen, unter denen die Wormser Armee die zahlreichste war, bestanden größtentheils aus Französischen Ausgewanderten, welche, als Edelleute, nicht anders als zu Pferde dienen wollten, daher es auch überall am Fußvolke fehlte. Die Armee dieser Ritter war höchst sonderbar anzusehen. An einem Engländi-

schen Sattel waren, neben dem Sattelknopfe, zwei kleine lederne Taschen angebracht, eine auf jeder Seite. Unter diesen Taschen fand sich, auf jeder Seite, eine blecherne Büchse, welche acht Patronen enthielt. In der Tasche selbst war ein kleines Beil, eine Säge, und ein paar lange Pistolen. Der Deckel der Tasche bestand aus einem Stück Schaaffell mit der Wolle. Hinten an dem Sattel befanden sich ebenfalls zwei Taschen, weit größer als die so eben beschriebenen. Diese enthielten Patronen und anderes Kriegsgeräthe, ein Hemd, einen Stiefelzieher, eine Puderbüchse, eine Seifenkugel, Rasiermesser, Kämme, Schminke und weiße Kokarden. Der Ritter trug einen blauen Rock. An seinen steifen Stiefeln war ein langes spiziges Eisen befestigt, dazu bestimmt, das Fußvolk mit einem Fußtritte zu Boden zu strecken. Ueberdieß trug der Ritter einen Säbel, einen Stock, einen Karabiner, sechs Pistolen am Gürtel, und auf dem Hute einen Federbusch. Auf eine nicht weniger lächerliche Weise war auch das Fußvolk ausgerüstet.

Hr. Duveyrier, welchen der König, wie oben erzählt worden ist, vor seiner Flucht, an den Prinzen von Conde gesandt hatte, war von diesem ausgewanderten Prinzen sehr übel empfangen worden. Am 17. Junius verließ er Paris, und am 21. kam er zu Worms an, woselbst sich der Prinz von Conde, nebst seiner grotesken Armee, unter Begünstigung des Kurfürsten von Mainz, aufhielt. Die Depeschen wurden übergeben. Der Prinz las den Brief sehr aufmerksam und sprach: »Es würde mir nicht schwer seyn, sogleich »zu antworten; allein ich habe mit dem Hrn. Grafen »von Artois die Verabredung getroffen, in wichtigen »Fällen nichts zu thun, ohne vorher mit ihm gespro»chen zu haben.« Am folgenden Tage reiste der Prinz

nach Koblenz, und Hr. Duveyrier folgte nach. Zu Koblenz ließ man ihn in einem Vorzimmer warten, in welchem er den Mißhandlungen junger, stolzer und schlecht erzogener, Französischer Edelleute ausgesetzt war. Hierauf kam der Minister des Hrn. Kurfürsten von Trier in das Vorzimmer, und sprach: »Hr. Du»veyrier, der Prinz von Conde, der Graf von Artois, »und der Kurfürst von Trier tragen mir auf, Ihnen »zu sagen: sie bestünden darauf, daß Sie sogleich Ko»blenz verlassen sollten.« Hr. Duveyrier war bestürzt bei diesen Worten. Da setzte der Hr. Minister hinzu: »Um Ihrer eigenen Sicherheit willen, ist es nöthig, »daß Sie sogleich abreisen. Gehen Sie nach der »Reichsstadt Andernach; dort sind Sie sicher. Wir »können Ihnen nicht verheelen, daß der Auftrag, wel»chen Sie überbracht haben, nicht nur dem Prinzen »von Conde unangenehm ist, sondern auch allen den »Offiziren, die sich bei ihm befinden.« Hr. Duvey»rier bemerkte: »daß er zufolge eines, von dem Köni»ge erhaltenen Befehls, hieher gekommen wäre.« Hierauf antwortete ein Französischer Obrister, welcher gegenwärtig war: »Hr. Duveyrier, das wissen wir »recht gut. Aber wir können unsere jungen Leute nicht »bändigen, darum müssen Sie nach Andernach gehen. »So gut es auch der Hr. Kurfürst von Trier mit Ih»nen meinen mag; so würde er dennoch vielleicht nicht »im Stande seyn, zu verhindern, daß man Sie miß»handle.« a) Der Hr. Minister des Kurfürsten befahl, daß sogleich ein Offizir des Kurfürsten Hrn. Duvey-

rier

a) Hieraus erhellt, daß weder die Französischen Prinzen, noch der Kurfürst von Trier selbst, in seinem eigenen Lande, im Stande waren, dem Uebermuthe des jungen Französischen ausgewanderten Adels Einhalt zu thun.

rier begleiten, und aus der Stadt bringen sollte. Dieser reiste nach Andernach, und wartete daselbst vergeblich auf die versprochenen Depeschen: daher entschloß er sich, nach Frankreich zurück zu kehren. Auf seiner Rückreise kam er nach Luxemburg, woselbst sich damals Hr. de Bouille, nebst den Offizieren befand, welche mit ihm Frankreich verlassen hatten. Hr. Duveyrier wurde angehalten und nach der Wachtstube geführt. Hier untersuchte man alle Papiere die er bei sich hatte und behielt ihn gefangen. Gegen Abend kamen alle zu Luxemburg befindlichen Französischen Offizire in die Wachtstube, in welcher er saß. Sie überhäuften ihn mit Schimpfwörtern und Drohungen, erhielten aber dafür, von dem Kommendanten der Festung, an dem folgenden Tage einen Verweis, und den Befehl, sich nicht zu unterstehen, noch einmal die Wachtstube zu betreten. a) Duveyrier blieb zwei und zwanzig Tage gefangen, weil die ausgewanderten Französischen Edelleute ihn bei der Regierung zu Brüssel verdächtig gemacht, und fälschlich behauptet hatten, er wäre nach den Niederlanden gesandt worden, um die Kaiserlichen Soldaten zu verführen. Endlich wurde er frei gelassen, und, bis an die Gränzen, von einem Korporal und sechs Dragonern begleitet.

Der General de Bouille schrieb von Luxemburg, wohin er sich geflüchtet hatte, an die Nationalversammlung den folgenden Brief:

---

a) Man sieht hieraus, daß die Kaiserliche Regierung diese übermüthigen Ausgewanderten besser in Ordnung zu halten verstand, als die Churtrierische Regierung.

»Luxemburg am 26. Junius 1791.«

»Der König hat einen Versuch gemacht die Ketten zu zerbrechen, in denen Ihr Ihn, nebst seiner unglücklichen Familie, schon seit so langer Zeit haltet. Die Vorsehung, deren Beschlüsse undurchdringlich sind, welcher die Reiche unterworfen sind, und gegen welche die menschliche Klugheit nichts vermag, hat es anders beschlossen. Er ist noch Euer Gefangener, und sein Leben steht, so wie das Leben der Königinn (mit Schrecken sage ich es) in der Willkühr eines Volkes, welches Ihr grausam und blutdürstig gemacht habt, und welches der Gegenstand der Verachtung der ganzen Welt geworden ist. Es ist interessant für Euch, meine Herren, für das was Ihr die Nation nennet, für mich, ja für den König selbst, daß die Ursachen, welche diese Begebenheit veranlaßt haben; die Umstände, welche dieselbe begleiteten; der große Gegenstand, welcher der Zweck derselben war, und welcher dem Könige dieses edle und muthvolle Vorhaben eingegeben hat, den Frankreichern bekannt werde: daß ganz Europa damit bekannt werde; und daß man erfahre, der König habe, als er seinem Gefängnisse entsprang, und als er, auf der Gränze, bei mir und unter seinen Truppen, einen Zufluchtsort suchen wollte, weniger sein eigenes Wohl, als das Wohl eines undankbaren und grausamen Volkes, zur Absicht gehabt. Weder die Gefahren denen er sich selbst aussetzte, noch die Gefahren denen er seine Familie aussetzte, haben ihn zurück halten können. Er hat sich ganz allein durch die Großmuth und durch die Güte seines Herzens leiten lassen. Jetzt, da ich aller Bande entledigt bin, welche mich an Euch fesselten; da ich durch keine Rücksicht zurück gehalten werde; da ich überhaupt frei bin: jetzt will ich die Sprache der

Wahrheit mit Euch sprechen, welche Ihr vielleicht nicht mehr zu verstehen im Stande seyd, und welche Ihr ohne Zweifel nicht anhören werdet. Aber ich habe dann gethan, was ich meinem Vaterlande, was ich meinem Könige, und was ich mir selbst schuldig bin.«

»Ich will Euch, meine Herren, nicht an Dasjenige erinnern, was Ihr seit zwei Jahren gethan habt. Ich will nicht das Gemählde des schrecklichen Gewühls schildern, in welches Ihr das Königreich gestürzt habt. Aber der König war der Gefangene seines Volkes; Er und seine erhabene Familie waren den kränkendsten Schmähungen ausgesetzt. Meinem Oberherrn ergeben, der Monarchie ergeben, jedoch, zu gleicher Zeit, die Mißbräuche verabscheuend, welche durch eine allzu ausgedehnte Gewalt entstanden waren, und welche der König selbst abschaffen wollte, seufzte ich über die Wuth des Volkes, das von Euch ist irre geführt worden: aber ich hoffte, daß zuletzt die Vernunft in ihre Rechte wiederum würde eingesetzt werden; daß die Raserei des Volkes aufhören würde; daß die Bösewichter an das Tageslicht gezogen werden würden; daß die, von Euch auf Grundsätze gebaute Anarchie, ein Ende finden würde; daß die Ruhe wieder hergestellt werden würde; und daß uns dieselbe eine, obgleich nicht vortreffliche, dennoch wenigstens erträgliche Regierungsform, wieder herstellen würde, welche durch die Zeit verbessert werden könnte. Darum habe ich alles Dasjenige gelitten, was ich, von Euch, seit dem Anfange der Revolution, habe erdulden müssen. Meine Anhänglichkeit an den König, und meine Liebe zu meinem Vaterlande, haben mir den Muth und die Geduld gegeben, welche vonnöthen waren, um mich über Schmähungen und Beleidigungen weg

zu setzen, und um die Schmach und die Erniedrigung, mit Euch in Verbindung stehen zu müssen, ertragen zu können. Durch die Zeit sind meine Hoffnungen vernichtet worden. Ich habe gesehen, daß in Eurer Versammlung gar kein Gemeingeist herrschte; daß nur der Faktionsgeist in derselben herrschte, und dieselbe in verschiedene Partheien theilte, von denen einige Unordnung wollten, Unordnung unterhielten, Unordnung veranlaßten, um einen Bürgerkrieg zu erregen, welcher für sie das einzige Rettungsmittel war. Andere wollten eine Republik, und Hr. La Fayette stand an der Spitze dieser Parthei. Sein verborgener und versteckter Ehrgeiz führte ihn nach dem einzigen Ziele das er hatte, nehmlich das Oberhaupt einer, für uns so ungestalten, Regierungsform zu werden. Unter diesen Umständen entstanden die Klubs, welche das Volk, in allen Theilen des Reiches, gänzlich verdarben und die Armee vernichteten. Ich sah also, daß die Anarchie auf den höchsten Grad gestiegen war. Der Pöbel, von ränkevollen Menschen in allen Theilen Frankreichs geleitet, war unumschränkter Herr geworden; keine öffentliche Gewalt war mehr vorhanden, weil der König nicht nur alle Achtung, sondern sogar seine Freiheit verloren hatte; die Gesetze waren ohne Kraft und ohne Ansehen; die Armee bestand aus einem Haufen rasender Soldaten, welche weder Befehle noch Obere anerkannten; es blieb kein Mittel mehr übrig, um die Ordnung herzustellen, alle Hülfsmittel waren vernichtet, jede Hoffnung war zerstört.«

»Damals schlug ich dem Könige vor, Paris zu verlassen, und sich, nebst seiner Familie, in einen Gränzplatz zu flüchten, wo ich ihn mit getreuen Truppen umringen wollte. Ich war überzeugt, daß dieser Schritt in den Gesinnungen des Volks eine vortheil-

hafte Veränderung hervorbringen, die Binde welche die Augen desselben bedeckte zerreissen, und die Plane der Partheigänger zerstören müßte. Der König und die Königinn weigerten sich beständig, und führten das, von ihnen gethane Versprechen an, daß sie zu Paris, bei der Nationalversammlung, bleiben wollten. Ich stellte ihnen vor: ein mit Gewalt abgenöthigtes Versprechen könnte sie nicht binden; aber vergeblich. Ich konnte ihren Entschluß nicht wankend machen. Der 28. Februar gab mir Gelegenheit auf das Neue in den König zu dringen. Ich erhielt abermals eine abschlägliche Antwort, aus derselben Standhaftigkeit in seinen Grundsätzen. Er fürchtete die Begebenheiten, welche durch sein Flucht veranlaßt werden könnten, die Folgen der Wuth des Volkes, und eine, wo möglich, noch größere Anarchie und Unordnung. Ich kann mit Wahrheit sagen: daß die Königinn eben so dachte, und alle meine Vorschläge ausschlug. Dennoch verlohr ich den Muth nicht. Ich war überzeugt: die Abreise des Königs wäre das einzige Mittel den Staat zu retten; ich wußte, daß sich alle Europäischen Mächte gegen Frankreich bewaffneten, daß sie sich rüsteten gegen Frankreich Krieg zu führen, und dessen Grund und Boden zu betreten. Mitten unter seinen Truppen in Freiheit, war der König allein im Stande den Marsch der feindlichen Armeen aufzuhalten. Unstreitig wurde dann das Volk, mit Schrecken erfüllt. Aller Mittel zur Vertheidigung beraubt; hörend daß die Armee nicht mehr vorhanden sey; daß die Festungen beinahe entblößt, daß die Finanzen erschöpft seyen; daß Papiergeld die klingende welche aus diesem verarmten Lande entflohen war, nicht ersetzen könne: unstreitig würde dasselbe von selbst den gütigen Gesinnungen des Monarchen entgegen ge-

kommen seyn, und sich in seine Arme geworfen haben.«

»Nach der Gefangennehmung des Königs am 18. Aprill, als er nach St. Cloud reisen wollte, wiederholte ich meine Bitten noch dringender, indem ich ihm vorstellte, es bliebe kein anderes Mittel übrig, Frankreich zu retten, welches bald durch einen Bürgerkrieg zerrissen, und durch einen auswärtigen Krieg zerstükkelt werden würde. Das Glück, oder vielmehr die Rettung des Volkes, machte auf sein großmüthiges Herz den Eindruck den ich erwartet hatte: Er entschloß sich endlich. Es wurde festgesetzt, daß er nach Montmedy reisen, und daß er, sobald er in Sicherheit seyn würde, den auswärtigen Fürsten den von ihm gethanen Schritt anzeigen sollte, so wie auch die Gründe welche ihn dazu bewogen hätten. Er sollte sich bemühen, ihre Rache zurück zu halten, bis daß eine neue Versammlung, die er zusammen zu berufen vorhatte, ihnen die Genugthuung, welche sie zu erwarten ein Recht hatten, würde geleistet haben; und bis daß dieselbe die Rechte des Monarchen, so wie auch die Rechte des Französischen Volkes, würde bestimmt haben. Eine Proklamation sollte einen neuen, freiwillig gewählten, gesetzgebenden Körper ankündigen. Die Erfüllung der Vorschriften, welche allein den Wunsch der Nation ausdrückten, würde den Arbeiten der Stellvertreter Frankreichs zur Grundlage gedient haben.«

»Der König, alsdann ein Vermittler zwischen den fremden Mächten und seinem Volke, befürchtend daß Frankreich den fremden Mächten welche die Gränzen umgeben, zu Theil werden möchte; und hoffend, durch eine, in die, von der Vernunft vorgeschriebenen, Gränzen eingeschränkte Regierungsform, die Ordnung wieder hergestellt zu sehen, würde seine Rechte und

Digitized by Google

sein Interesse weisen und erleuchteten Männern anvertraut haben, welche die Wünsche des Fürsten mit den Wünschen des Volkes zu vereinigen gewußt hätten. Ungerechtigkeiten, Usurpationen, und die Regierung des Lasters überhaupt, (eine immerwährende Quelle des Volksdespotismus) würde ohne Zweifel aufgehört haben; und vielleicht hätten wir, aus dem Chaos, in welchem wir uns befinden, die schönen Tage des Französischen Reiches, erleuchtet von der Fackel der Freiheit, hervorbrechen gesehen. Dieß war es, was Euer unglücklicher Monarch verlangte. Trotz Euer selbst, trotz der Undankbarkeit und der Grausamkeit jenes blutdürstigen Volkes, wollte er dasselbe glücklich machen! Dieser Gedanke, dieser schöne Wunsch hat ganz allein den muthigen Schritt veranlaßt, den er gethan hat, indem er die Wachsamkeit des Hrn. La Fayette betrog, indem er sich der Wuth der Waffenträger desselben aussetzte, und seinen Weg nach mir zu nahm. Kein anderer Bewegungsgrund hat ihn geleitet. Allein in Eurer Verblendung habt ihr den schützenden Arm zurück gestoßen, den er gegen Euch ausstreckte: eben diese Verblendung wird auch bald das Französische Reich gänzlich zu Grunde richten.«

»Glaubet mir, meine Herren, Europens Fürsten sehen ein, daß ihnen sowohl, als ihrern Völkern, das Ungeheuer droht, welches Ihr zur Welt gebracht habt. Sie sind bewaffnet um dasselbe zu bekämpfen: und bald wird unser unglückliches Vaterland (noch gebe ich demselben diesen Nahmen) nichts als einen Anblick der Verwüstung und des Schreckens darbieten. Ich kenne besser als irgend Jemand die Vertheidigungsmittel welche Ihr entgegen zu setzen habt. Sie sind nichts. Jede Hoffnung würde thörigt seyn. Es ist zu spät Euch zu hintergehen; es ist vielleicht zu spät dem Vol-

ke die Augen zu öffnen; dem Volke, welches Ihr sträflicherweise betrogen habt, und von welchem Ihr, mit Recht, und strenge werdet bestraft werden. Eure Züchtigung wird der Nachwelt zu einem denkwürdigen Beispiele dienen, und es wird Euch dieselbe ewig vorwerfen: Ihr hättet Euer Vaterland gemordet, dessen Dauer Ihr auf Jahrhunderte hinaus verlängern, dessen Schicksal Ihr verschönern und vor allem *Angriffe* sicher stellen konntet.«

»So muß mit Euch ein Mann sprechen, welcher nichts von Euch zu erwarten hat, welcher anfänglich Mitleiden mit Euch hatte, und welcher nunmehr gegen Euch sowohl, als gegen das menschenfressende Volk, das Ihr mit Verbrechen berauscht habt, weiter nichts als Verachtung, Unwillen und Abscheu empfindet.«

»Klaget übrigens Niemanden eines Komplottes, und einer angeblichen Verschwörung gegen dasjenige, was Ihr die Nation nennet, an. Ich habe Alles veranstaltet, Alles geordnet, Alles befohlen. Der König selbst hat keine Befehle gegeben: sondern ich allein. Diejenigen, welche diese Befehle vollziehen sollten, haben dieselben erst in dem Augenblicke der Ausführung erhalten; und sie konnten nicht ungehorsam seyn. Gegen mich allein muß Eure blutdürstige Wuth gerichtet werden: für mich müßt Ihr Eure Dolche wetzen, und Eure Gifte zubereiten. Ich habe mein Vaterland retten wollen; ich habe den König nebst seiner Familie retten wollen; hierin besteht mein Verbrechen. Ihr müßt für das Leben derselben, nicht etwa mir, sondern allen Königen, verantwortlich seyn: und ich kündige Euch an, daß, worfern man ihnen ein Haar von dem Kopfe nimmt, in kurzer Zeit zu Paris kein Stein auf dem andern bleiben wird. Ich

kenne die Wege; ich werde die auswärtigen Armeen anführen: und Ihr selbst sollt mit Euren Köpfen für Alles verantwortlich seyn. Dieser Brief ist nur der Vorbote des Manifestes der Europäischen Oberherren. Diese werden Euch, mit schärferer Schrift, vorschreiben, was Ihr zu thun und was Ihr zu befürchten habt. Lebet wohl, meine Herren. Ich schließe ohne Komplimente: denn Ihr kennet hinlänglich meine Gesinnungen.«

»Der Markis de Bouille.«

Hr. de Bouille hatte Abschriften von diesem Briefe an verschiedene einzelne Mitglieder der Nationalversammlung gesandt, und unter diesen auch eine an den Hrn. La Fayette. Dieser sprach zu der Versammlung: »Ich erhalte von Luxemburg, unter dem Siegel des »Hrn. de Bouille, zwei gedruckte Exemplare seines »Briefes an die Versammlung. Sollten die Plane, »welche er ankündigt, wirklich ausgeführt werden, so »würde es mir besser anstehen, gegen ihn zu fechten, »als auf seine Persönlichkeiten zu antworten. Nicht »um des Hrn. de Bouille willen, der mich verleum»det; nicht einmal um Ihrentwillen, meine Herren, »die Sie mich mit Ihrem Zutrauen beehren: sondern »um Derjenigen willen, welche durch seine Behand»lung hintergangen werden könnten, muß ich von »derselben sprechen. Man klagt mich als einen Feind »derjenigen Regierungsform an, die Ihr festgesetzt »habt: ich wiederhole nicht meinen Eid, aber ich bin »bereit mein Blut zu vergießen, um dieselbe aufrecht »zu erhalten.«

Die, mit dem Hrn. de Bouille ausgewanderten, Französischen Offizire schrieben an ihre, in Frankreich zurück gebliebenen, Waffenbrüder folgenden Brief:

»Frankreicher, Verwandte, Freunde jedes Standes, jedes Geschlechtes und jedes Alters. Wisset, daß wir seit zwei Jahren uns bemühet haben, jeden Schritt unserm General zu unterwerfen, und durch unser Verhalten die Bemühungen zu unterstützen, welche der Hr. Markis de Bouille sich gab, um die königliche Familie zu retten, und um die Fesseln des besten, aber des unglücklichsten aller Könige, zu zerbrechen. Die Beleidigungen, welche wir erduldet haben, sind unaussprechlich groß! Vermöge unseres Muthes haben wir Alles mit Geduld ertragen, weil wir uns mit der Hoffnung schmeichelten, daß dereinst unsere Mäßigung und unsere Klugheit, durch die Wirkung, welche dieselben hervorbringen würden, belohnt seyn werde. Ein Wort, Ein gewagter Schritt, konnte die Plane zerstören, und alle Berechnungen vernichten, welche den glücklichsten Zeitpunkt herbei führen sollten, da wir unseren König, frei, und mitten unter denjenigen seiner Unterthanen, die ihm getreu geblieben waren, besitzen sollten. Nichts hat unsern Eifer geschwächt. Unsere Anhänglichkeit an den König blieb jederzeit über alle Beschimpfungen, Mißhandlungen und Verfolgungen, erhaben! Der, seit so langer Zeit gewünschte, berechnete, und mit so großer Klugheit herbei geführte Zeitpunkt, ist endlich gekommen: aber er ist für alle wahren Frankreicher der traurigste Zeitpunkt geworden. Alles ward zerstört! Eine Viertelstunde war hinlänglich, um unsere süßeste Hoffnung zu vernichten. Unsere Herzen sind mit Wehmuth erfüllt worden, und die Hoffnung würde auf immer aus denselben verbannt seyn, wenn wir nicht die edle Ueberzeugung hätten, daß unsere Waffenbrüder, daß diejenigen Frankreicher, welche sich jetzo in Frankreich befinden, und welche unglücklich

genug sind, um nicht, gleich uns, den Hrn. Markis de Bouille begleiten zu können, unser Glaubensbekenntniß annehmen werden, das wir an alle Regimenter schicken, welche noch die, in den letzten Zügen liegende, Ueberbleibsel einer der tapfersten Armeen des Weltkreises ausmachen.«

»Die beleidigende, höhnische und grausame Art, mit welcher das blutdürstig gewordene Französische Volk jeden Schritt der unglücklichsten aller Fürstinnen beobachtete; die Abreise des Königs; seine Gefangennehmung zu Varennes; seine gezwungene Rückkehr: alles beweiset der Welt, sowohl das Verbrechen der Partheigänger, als die Gefangenschaft unsers Herrn! Deßwegen sehen wir Alles, was die sogenannte Nationalversammlung gethan hat und ferner thun möchte, für null und nichtig an. Wir erklären: daß wir nur unter einer monarchischen Regierungsverfassung gehorchen wollen. Wir wollen einen freien König; und vor allen Dingen wollen wir unsern König. Dem Edelmuthe des, noch vor kurzer Zeit dem Könige so ergebenen, Französischen Militairs kommt es zu, seinen König zu retten; denselben aus der Gefangenschaft zu befreien; unser Vermögen, unsere Zeit und unser Leben, für diesen unglücklichen Monarchen zu verwenden; und bis an unsern letzten Lebenshauch die Ungeheuer zu verfolgen, welche das allererhabenste Blut des Weltkreises beschimpft haben! Auch wollen wir in der Religion unserer Väter leben und sterben!«

»Wir schwören also, und folgendes ist der Eid, den man leisten muß, und welchem der ganze Weltkreis seinen Beifall geben wird:

»Wir schwören: unsern Kindern, unsern »Nachbarn und unseren Freunden, den al-

»lerunversöhnlichsten Haß gegen die Par»theigänger, welche sich von Morden und »Rauben ernähren, mitzutheilen.« Ja! es ist nöthig, daß alle Diejenigen, welche ihrem Könige und der Französischen Monarchie getreu bleiben; daß alle Diejenigen, denen die Wohlfarth der Völker angelegen ist, die Erde von den Ungeheuren reinigen, die das schönste unter allen Königreichen *zerstören* und in Trauer versetzen; die den Besten der Fürsten mißhandeln; die ein, vormals gefühlvolles, großmüthiges Volk, berauschen und verblenden. Französische Offizire! hört unsern Eid, und sprecht denselben uns nach:

»Wir schwören bei unserer Ehre (dem ein»zigen Gute welches uns übrig bleibt) zu sterben, »um unsern König zu befreien; unsere Kin»der in diesem Grundsatze aufzuziehen; und »so lange wir leben die Anführer der Par»theigänger, welche unsern Monarchen ge»mißhandelt haben, oder welche an die Per»son Ihrer Majestäten die Hand legen soll«ten, zu verfolgen.« Wir sehen einen jeden Soldaten, welcher sich weigert diesen Eid zu leisten, für infam an. Schwerdt, Feuer, Flamme, Gift, unsere ermordeten Verwandten, Weiber und Kinder: nichts ist fähig uns den ersten Eid vergessen zu machen, welchen wir unserem Könige geleistet haben. Dieses ist der einzige, der wahre Eid: diesem Eide getreu wollen wir sterben.«

»Bewohner der Erde, Frankreicher von jedem Stande, von jedem Geschlechte und von jedem Alter, Ihr werdet unseren Muth loben! Ihr werdet zu unsern Kindern sagen: »Das Unglück verfolgte sie. Sie »waren Schlachtopfer der Partheigänger: sie haben

»aber nicht Alles verlohren; denn sie haben ihre Ehre »gerettet!« Dieß ist das Glaubensbekenntniß aller Offizire, welche ihrem Könige getreu geblieben sind; dieses Glaubensbekenntniß müssen alle Frankreicher annehmen!«

(Hier folgen die Unterschriften)

»Die Offizire haben mir es übertragen, ihre Gesinnungen bekannt zu machen, und dieselben mit meinem Nahmen zu unterzeichnen, damit ich die Authentizität derselben vor ganz Europa bezeuge.«

Unterzeichnet. »Dezoteux General-Adjutant des Hrn. Markis de Bouille.«

Gebilligt. »Der Markis de Bouille.«

»Luxemburg am 27 Junius 1791.«

Die ausgewanderten Offizire sandten eine Abschrift dieses Briefes an die beiden Brüder des Königs nach Brüssel. Diese antworteten:

»Es ist unmöglich, daß wir nicht durch die Gesinnungen, welche die, unter den Befehlen des Hrn. »Markis de Bouille stehenden, Offizire an den Tag »legen, gerührt seyn sollten. Es sind großmüthige, und aller guten Frankreicher würdige Gesinnungen. Aber wir halten dafür: Eide seyen überflüssig »für Männer von Ehre. Es gibt keinen wahren »Frankreicher, welcher nicht in seinem Herzen eingegraben den Eid trage: dem Könige und der wahren »Konstitution des Staates getreu zu verbleiben. Jeder andere Eid ist überflüssig; und der Mißbrauch »des Eides, welcher seit zwei Jahren in Frankreich »eingeführt ist, sollte den Wunsch ersticken, neue Eide »zu leisten.«

»Brüssel am 2. Julius 1791.«

»Ludwig Stanislaus Xavier.«

»Karl Philipp.«

Digitized by Google

Sobald der König in seinem Gefängnisse von dem Zirkularschreiben der ausgewanderten Französischen Offizire Nachricht erhielt, schrieb er an die Nationalversammlung den folgenden Brief:

»Meine Herren. Ich erfahre, daß mehrere »Offizire, welche außer Landes gegangen sind, durch »Zirkularbriefe, die Soldaten der Regimenter unter »denen sie gestanden haben, auffordern, das Königreich zu verlassen, und zu ihnen zu kommen; daß sie, »um die Soldaten dazu zu bewegen, denselben, zufolge einer von mir, mittelbar oder unmittelbar erhaltenen, Vollmacht, Beförderung und Belohnungen versprechen. Ich glaube einem solchen Vorgeben förmlich widersprechen zu müssen, und ich wiederhole bei dieser Gelegenheit, was ich schon erklärt »habe: »daß ich, als ich Paris verließ, keinen andern Plan hatte, als nach Montmedy zu gehen, und dort selbst der Nationalversammlung diejenigen Bemerkungen zu machen, welche ich, wegen der Schwierigkeiten, die sich in der Vollziehung der Gesetze und in der Verwaltung des Königreiches finden, für nothwendig hielt.« Ich erkläre ausdrücklich, daß ein Jeder, welcher eine solche Vollmacht von mir erhalten »zu haben versichert, auf die sträflichste Weise die Unwahrheit sagt.«

»Am 7. Julius 1791.«

»Ludwig.«

Ende des fünften Bandes.

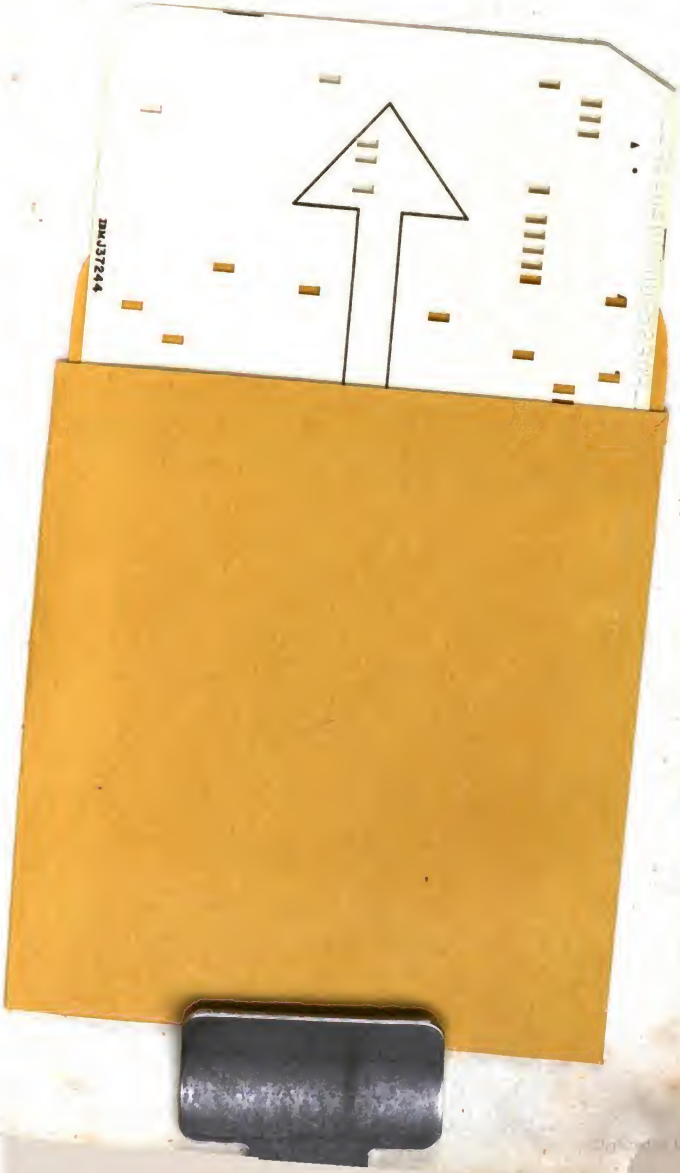
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

944.04 G529h 5
3 5556 009 779 422